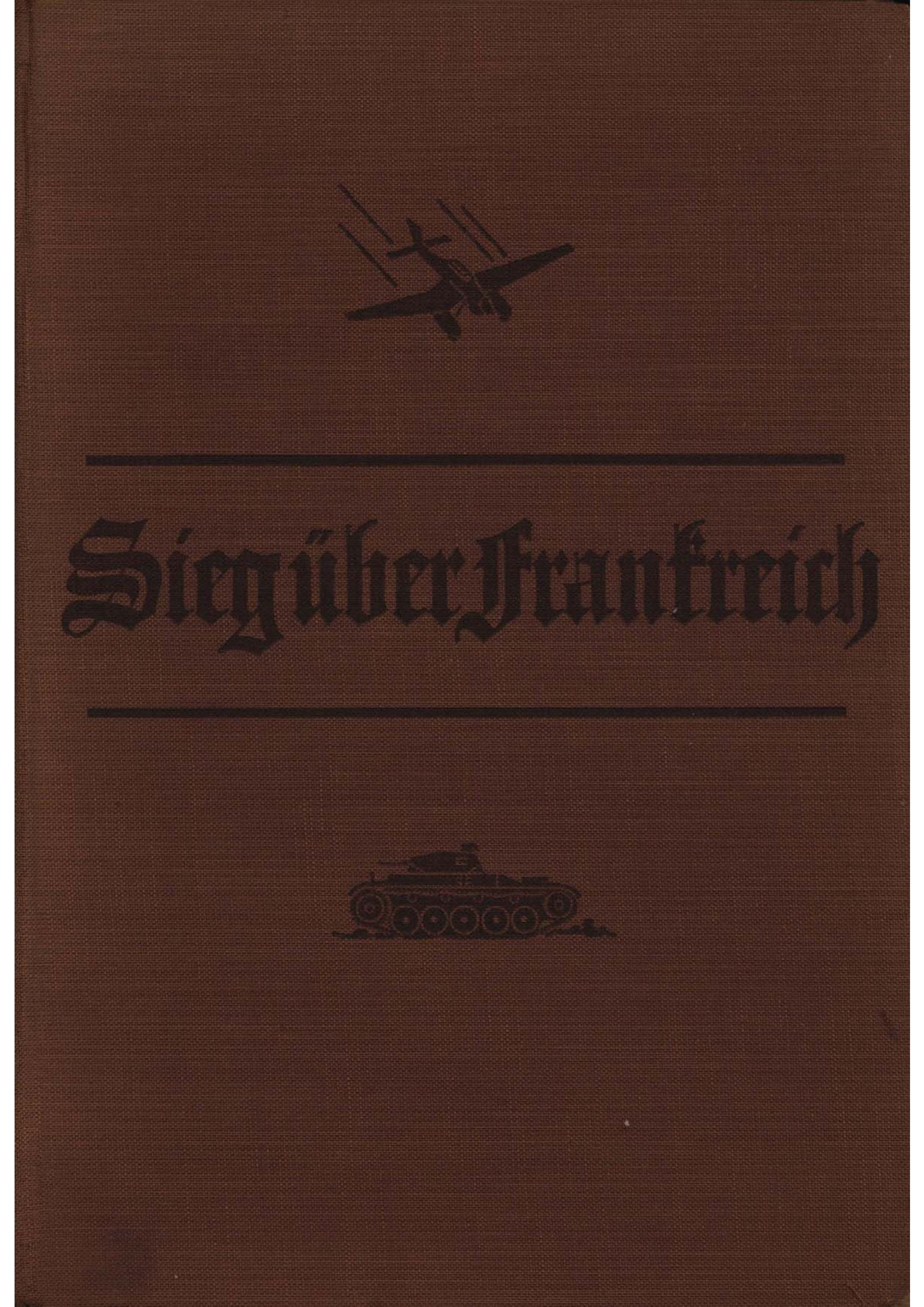
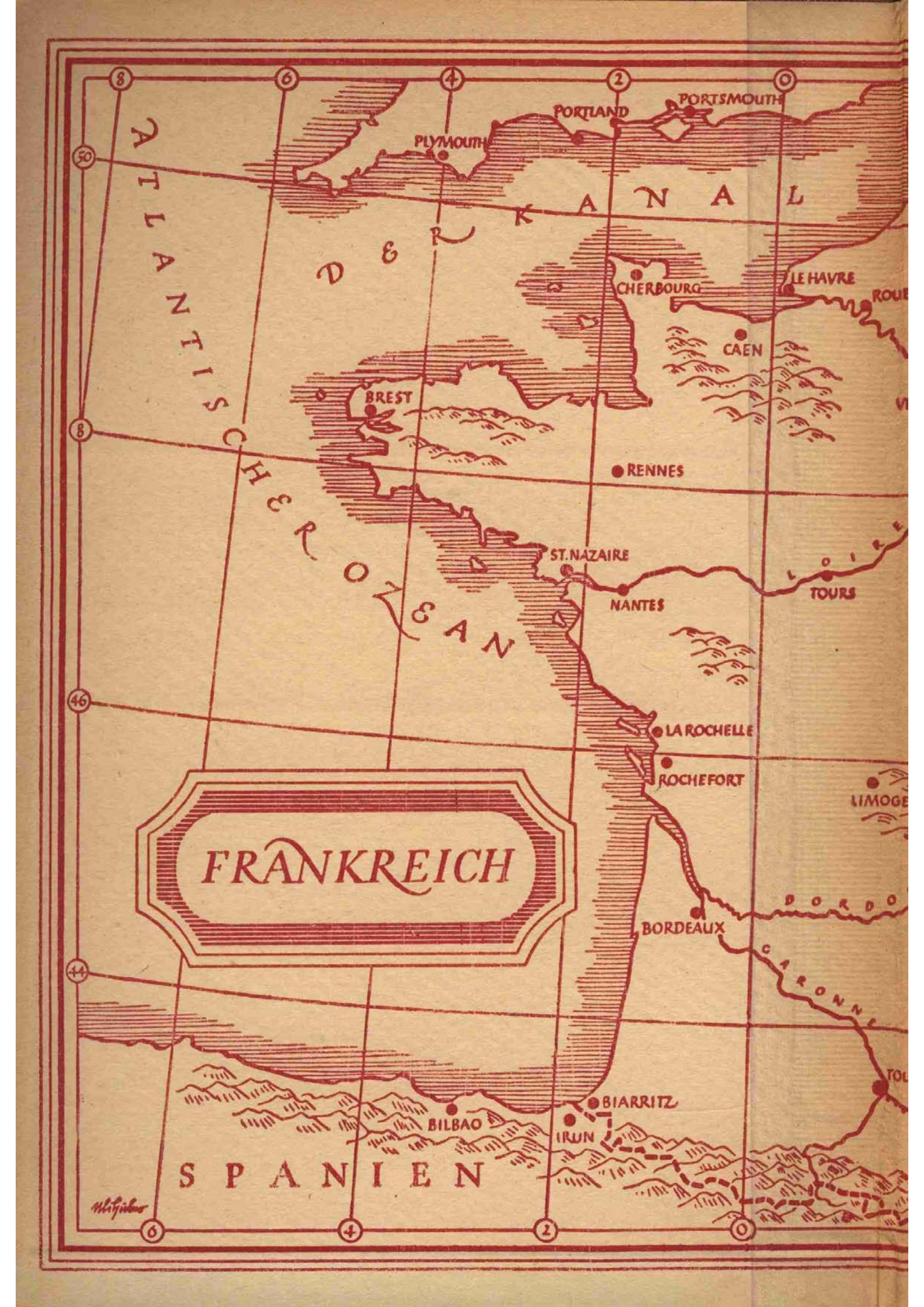
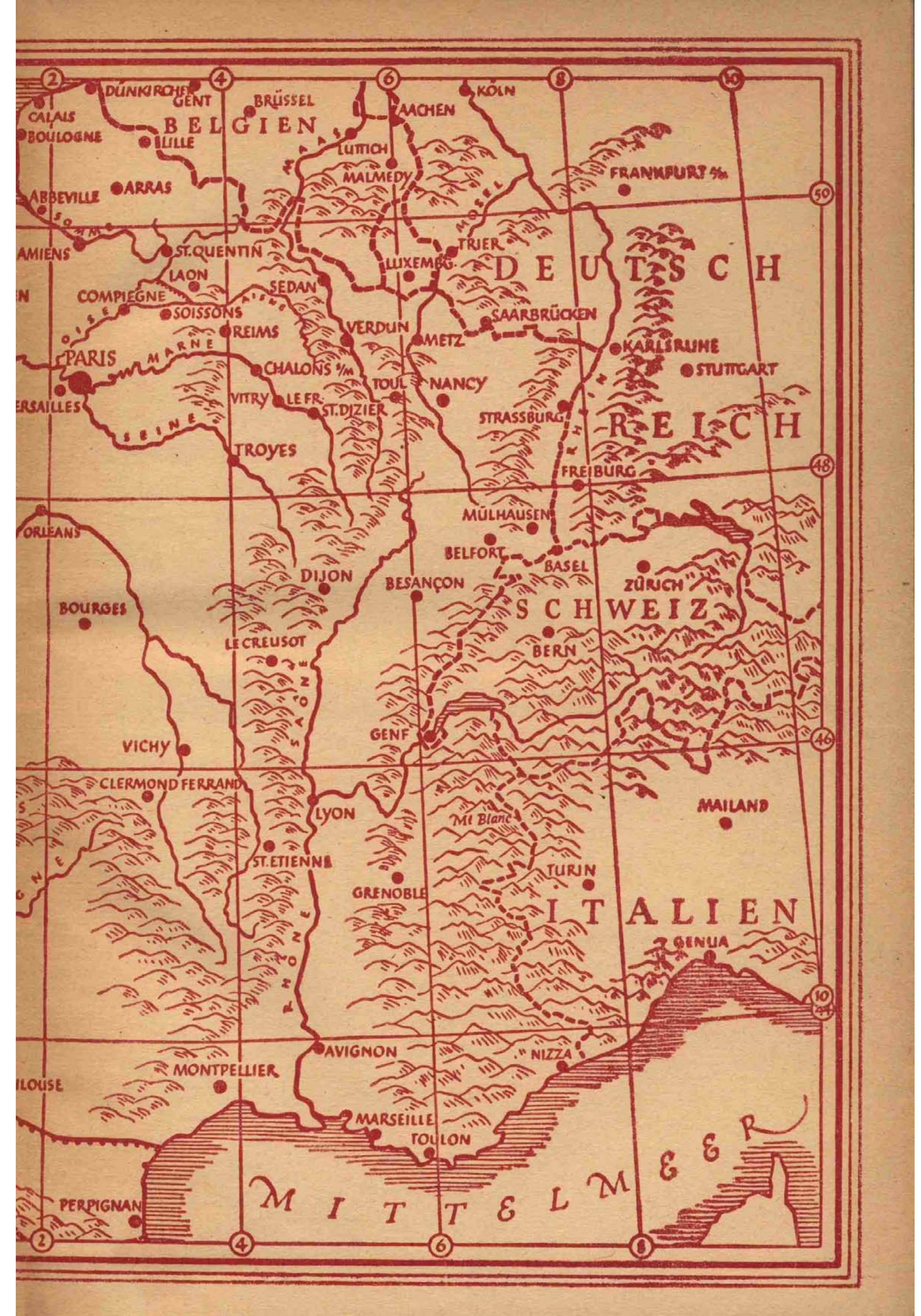

Sieg über Frankreich



FRANKREICH
ATLANTISCHER OZEAN
DER KANAL
SPANIEN
PLYMOUTH
PORTLAND
PORTSMOUTH
CHERBOURG
LE HAVRE
CAEN
BREST
RENNES
ST. NAZAIRE
NANTES
LOIRE
TOURS
LA ROCHELLE
ROCHEFORT
BORDEAUX
GARONNE
BIARRITZ
IRUN
BILBAO



BELGIEN
DEUTSCH
REICH
SCHWEIZ
ITALIEN
MITTELMEER
DÜNKIRCHEN
GENT
BRÜSSEL
AACHEN
KÖLN
CALAIS
BOULOGNE
LILLE
LÜTTICH
MALMEDY
FRANKFURT a/M
ABBEVILLE
ARRAS
AMIENS
ST. QUENTIN
TRIER
LUXEMBG.
LAON
COMPIEGNE
SEDAN
SOISSONS
SAARBRÜCKEN
REIMS
VERDUN
METZ
KARLSRUHE
STUTTGART
PARIS
CHALONS s/M
TOUL
NANCY
VERSAILLES
VITRY LE FR.
ST. DIZIER
STRASSBURG
TROYES
FREIBURG
MÜLHAUSEN
ORLEANS
BELFORT
BASEL
DIJON
BESANÇON
ZÜRICH
BOURGES
BERN
LE CREUSOT
GENF
VICHY
CLERMOND FERRAND
LYON
MAILAND
Mt Blanc
ST. ETIENNE
TURIN
GRENOBLE
GENUA
AVIGNON
NIZZA
MONTPELLIER
TOULOUSE
MARSEILLE
TOULON
PERPIGNAN
MAAS
MOSEL
SOMME
OISE
AISNE
MARNE
SEINE
RHEIN
SAÔNE
RHONE
2
4
6
8
10
50
48
46
44

Sieg über Frankreich

Berichte und Bilder

Herausgegeben vom

OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT

ZEITGESCHICHTE-VERLAG WILHELM ANDERMANN

BERLIN W 35

46.—100. Tausend
 »Astoria« Druck- und Verlagsanstalt, Wien

Einleitung

Der Feldzug im Westen, der, nachdem sich die feindlichen Heere durch acht Kriegsmonate Gewehr bei Fuß gegenübergestanden hatten, im Zeitraum von sechs Wochen neben der Besetzung von Holland und Belgien und der Verjagung der britischen Expeditionsarmee vom europäischen Festland zur völligen Besiegung Frankreichs führte, hat als Waffenerfolg selbst in der deutschen Kriegsgeschichte nicht seinesgleichen. Auch wer die in kurzen Jahren aus dem Hunderttausendmannheer des Versailler Vertrags zur stärksten Armee der Welt entwickelte deutsche Wehrmacht auf Grund der soldatischen Befähigung der deutschen Nation und ihrer unvergleichlichen militärischen Tradition hoch bewertete, konnte nicht mit einem so raschen und vollständigen Siege rechnen. Der Deutsche verfügte den französisch-englischen Kräften gegenüber, denen vom Augenblick der Grenzüberschreitung an die holländische und belgische Armee zuzurechnen waren, über keine zahlenmäßige Überlegenheit. Er war nicht durch eine günstige strategische Ausgangsstellung bevorzugt. Ein erheblicher Teil der französischen Front stützte sich auf die als unüberwindlich geltende Maginotlinie. Auch die französische Armee durfte sich einer glorreichen Tradition rühmen, und die Erfahrungen des Weltkrieges hatten den Engländer trotz unzulänglicher Ausbildung und oft mangelhafter Führung als zähen und todesverachtenden Gegner erwiesen. So schienen die Schalen an der Waage des Kriegsgeschicks gleich belastet. Dem unparteiischen Beobachter mochte die Rechnung der Westmächte nicht unbegründet scheinen, die davon ausging, daß deren unbegrenzte Hilfsmittel ihnen je länger je mehr die Überlegenheit über das, wenn auch unvollkommen, blockierte Deutschland sichern müßten und eine deutsche Offensive mit ihrem als unermeßlich veranschlagten Materialverbrauch den Alliierten in die Hände arbeiten werde. Dabei war freilich das Steckenbleiben des deutschen Angriffs vorausgesetzt, auf das man aber um so mehr zählen zu dürfen glaubte, als das strategische Denken des Gegners sich trotz der Erfahrungen in Polen und Norwegen nicht von Weltkriegsanalogien zu lösen vermochte.

Aber dann verlief alles auf eine Weise anders, die den Flug der kühnsten Einbildungskraft übertraf. Am 10. Mai überschritten die deutschen Armeen die holländische, belgische und luxemburgische Grenze. Bereits am fünften Tage der Offen-

sive erteilte der holländische Befehlshaber seinen Truppen den Befehl zur Einstellung des Kampfes. Am 28. Mai kapitulierte die belgische Armee bedingungslos. Drei Wochen nach Beginn der Offensive waren die 1., 7. und 9. französische Armee — Elitetruppen, darunter fast die gesamten motorisierten Formationen der Franzosen — aufgerieben, das britische Expeditionsheer ins Meer geworfen. Am 4. Juni fiel Dünkirchen, die letzte noch in Feindeshand befindliche Seefestung in Flandern. Am 14. Juni marschierten die deutschen Truppen in Paris ein. Drei Tage später erklärte Marschall Pétain als Haupt der französischen Regierung, Frankreich müsse die Waffen niederlegen. Der 21. Juni brachte den Abschluß des Waffenstillstandes im Walde von Compiègne.

Diese wahrhaft unfaßbaren Erfolge wurden mit verhältnismäßig geringen, mit Weltkriegsziffern nicht vergleichbaren Verlusten und einem Materialaufwand erkauft, der durch die riesenhafte Beute mehr als wettgemacht war. Die deutsche Wehrmacht ging gestärkt und an Kriegserfahrung und Siegesgewißheit bereichert aus einem Ringen hervor, das England eine Armee gekostet und den kontinentalen Gegner Frankreich ausgeschaltet hatte.

Es wird der Geschichtsschreiber und Dichter einer Generation bedürfen, um das Geschehen dieser Wochen aufzuzeichnen und zu gestalten. Aufgabe der hier gesammelten und mit blutigen Opfern der oft in vorderster Linie eingesetzten Frontberichter erkauften Aufzeichnungen ist es, den Truppen, die im Westen kämpften, einen ersten Lorbeerkranz zu flechten und dem deutschen Volk aus erster Hand eine Vorstellung zu geben von den wesentlichen Etappen eines Feldzuges, der ein so überraschend anderes Gesicht trug als die Kampfbilder, die in der Erinnerung der Weltkriegsgeneration, oft unter gleichen Namen, lebendig sind. Lüttich — Longwy — Maasübergang — Marne — Langemarck — Verdun — Somme — Hartmannsweiler Kopf — Donon — nicht zuletzt Compiègne: Namen, beschwert von dem Gedenken an glorreiches, blutiges, schmerzliches Geschehen. Die düsteren Züge, welche viele von ihnen im deutschen Bewußtsein tragen, prägt der Siegeslauf von 1940 um und löst so eine Schuld gegenüber den Gefallenen des Weltkrieges ein, an deren Löschung manch einer der Kämpfer von damals teilhaben durfte.

Es ist natürlich, daß der Sieg über Frankreich dem deutschen Bewußtsein in erster Linie als ein Gegenschlag gegen Versailles erscheint. Zwar hatte der Deutsche in dem Wunsch, mit dem westlichen Nachbarn in Frieden zu leben, das Seine getan, um einen Strich unter das Geschehene zu ziehen. Der Schmerz um den Verlust der Reichslande wurde verdrängt. Man kann ohne Übertreibung feststellen, daß eine Revanchestimmung im deutschen Volk keinen Boden hatte, so daß es in die neue Auseinandersetzung mit dem „Erbfeind" stimmungsmäßig mit der Front nicht gegen diesen, sondern gegen England eintrat. Aber unter der Oberfläche schwärte die Wunde, und der Friedensvertrag wie die französische Politik haben alles getan, um sie nicht zum Heilen kommen zu lassen.

Frankreich hat in dem Gedeihen Deutschlands stets eine Bedrohung seiner eigenen Existenz oder mindestens der von ihm beanspruchten Vormachtstellung in Europa gesehen. In den Anweisungen an Choiseul, Gesandten Ludwigs XV. in Wien, heißt es: „Das politische Ziel der Krone Frankreichs ist es immer gewesen und ist es noch: in Europa die erste Rolle zu spielen, die ihrem Alter, ihrer Würde und ihrer Größe zukommt, und jede Macht herabzudrücken, die versuchen sollte, sich über die ihrige zu erheben." Die konkurrierende Macht, die es dabei durch die Jahrhunderte in erster Linie im Auge hat, ist naturgemäß der deutsche Nachbar. Damit ergibt sich von der Scheidung des Reiches Karls des Großen in zwei Hälften im Vertrag von Mersen (870) bis auf unsere Tage die aggressiv feindliche Haltung des nach dem Rhein und mit ihm nach der Hegemonie in Europa strebenden Westreiches gegen das Reich der Mitte. Die Schicksalhaftigkeit dieser Konflikte und die Folgerichtigkeit der französischen Politik wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß, kaum daß es ein „Frankreich" gibt, dessen elementarer Gegensatz gegen das Ostfrankenreich zum Ausdruck kommt. Schon wenige Jahre nach Mersen führt Karl der Kahle seine Vasallen in den Kampf gegen die Söhne Ludwigs des Deutschen und läßt diesen sagen, er käme mit so vielen Pferden, daß sie den Rhein aussaufen könnten. Seine Niederlage bei Andernach (876), die erste blutige Auseinandersetzung zwischen Deutsch und Welsch, rettet dem Reich der Deutschen den Rhein.

Aber die französischen Aspirationen bleiben die gleichen. Von Andernach bis Versailles führt ein gerader Weg. Je mehr sich Frankreich zum imperial gerichteten Einheitsstaat ausformt, desto drängender wird sein Wunsch nach den „klassischen" Grenzen des cäsarischen Galliens, desto nachdrücklicher strebt es danach, den Rhein zu beherrschen und das auf das Ostufer des Stromes verwiesene Deutschland in einen Zustand der Ohnmacht zu versetzen. Denn darin sieht es die einzig denkbare Befriedigung des Strebens nach Sicherheit, das keine moderne französische Dekadenzerscheinung ist, sondern den Franzosen im Blut steckt, seit Ariovist seine Sueven über den Rhein führte, ja seit die Zimbern und Teutonen wie ein Naturereignis über die Côte d'Or in das Innere Galliens einbrachen. „Unter der Hand die Angelegenheiten Deutschlands in den größtmöglichen Schwierigkeiten halten", so formulierte Marillac, Unterhändler König Heinrich II. (1547—1559) den durch die gesamte französische Geschichte leitenden Grundsatz der französischen Politik. Offene Kriege mit dem Reich suchte man wenn möglich zu vermeiden, und auch maßlose ostrheinische Eroberungen lagen nicht im französischen Programm; als der Korse Napoleon dies überschritt, geschah es zu seinem Verderben. Aber man wünschte und förderte die Zersetzung des Deutschen Reichs mit Hilfe des Systems des Schutzes der deutschen „Freiheiten" — mit welchem Erfolg, zeigt der Westfälische Frieden (1648), der als Abschluß des Dreißigjährigen Krieges das Heilige Römische Reich Deutscher Nation in 350 Staaten auflöste und dem König von Frank-

reich im Reich mehr Einfluß sicherte, als ihn der Kaiser selber hatte. Hatte jener sich doch sogar das Recht vorbehalten, sich auf dem deutschen Reichstag durch einen Bevollmächtigten vertreten zu lassen, dessen Aufgabe es war, die Arbeiten der Versammlung zu überwachen und ihre Diskussionen zugunsten des französischen Staates zu lenken. So und nur so glaubte man, die Barbarengefahr zu bannen und die Zivilisation sichern zu können.

Die Methode bewährte sich. Sie blieb bis ins 19. Jahrhundert in Kraft, wie die Rheinbundpolitik Napoleons I. bezeugt, und die Gründung des Bismarckschen Reichs, womit der gefürchtete mitteleuropäische Gegenspieler in neuer Form wieder auferstanden war, wurde nur durch das „Versehen" der französischen Politik ermöglicht, eine Geschichtsminute zu spät gewahr geworden zu sein, daß Frankreich nicht mehr in Habsburg, sondern in Preußen den deutschen Gegner zu sehen habe. So blieb es im Dänischen Kriege neutral, und so stand die französische öffentliche Meinung 1866 ausgesprochen auf seiten Preußens, ja Paris illuminierte für dessen Sieg über Österreich bei Königgrätz.

Der Weltkrieg schien Frankreich noch einmal die Möglichkeit zu bieten, das Versäumte nachzuholen. Die Rheingrenze wurde mindestens am Oberrhein wieder erreicht. Deutschland war zu Boden geworfen und entwaffnet. Der Friedensvertrag war darauf abgestellt, seine Wiederaufrichtung hintanzuhalten und das Erreichte mit Hilfe der Völkerbundsmaschinerie und neugeschaffener französischer Vasallenstaaten zu sichern. Aber das Entscheidende mißlang: Rheinland und Pfalz blieben deutsch. Die deutsche Einheit blieb nicht nur erhalten, sondern ging gefestigt aus Umsturz und Notzeit hervor.

So war der Triumph Frankreichs trotz scheinbar unbeschränkten Machtzuwachses zum Pyrrhussieg geworden, dessen es nicht froh wurde. Von dem Aderlaß der vier blutigen Jahre hat es sich nie mehr völlig erholt, während die Vitalität Deutschlands sich ungebrochen zeigte. Die Volkskraft der beiden Nachbarstaaten stand im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Machtstellung. Am Ausgang des Dreißigjährigen Krieges betrug der Anteil Frankreichs an der Einwohnerzahl Europas etwa 20%, bei Beginn des jetzigen Krieges nur noch 8%. Von 1800 bis 1930 stieg die Bevölkerung im Gebiet der Nachkriegsgrenzen des Deutschen Reiches von 25 auf 66 Millionen, die Frankreichs von 28 auf nur 41 Millionen. Das erklärt den Wunsch Frankreichs, im Kriegsfall ein verbündetes Menschenreservoir zur Verfügung zu haben, ein Bedürfnis, das im Weltkrieg durch Rußland und, als dieses ausfiel, durch die Vereinigten Staaten befriedigt wurde, während England 1940 weder bereit noch in der Lage war, die Lücke zu füllen. Das in Versailles errichtete allzu künstliche Gebäude der Sicherung aber erwies sich bald als brüchig und war zu Fall gebracht, ehe der neue Waffengang begann. Damit aber war, da auch die altbewährte französische Kriegskunst sich nicht zu verjüngen vermocht hatte, dessen Ausgang entschieden.

Frankreich, das sich so gerne seiner Abkunft von Karl dem Großen erinnert, ist sich nie bewußt geworden, daß ihm aus dem Erbe des großen Frankenkaisers das gewichtigste Gut nicht zuteil geworden ist: die europäische Verantwortung, die Deutschland als dem Kolonisator des europäischen Herzlandes und dem Beschützer des Erdteils gegen die Stürme aus dem Osten als unveräußerliche geschichtliche Aufgabe zufiel. Die Methode, die Frankreich die Vorherrschaft sichern sollte, war die Schaffung und Erhaltung einer europäischen Anarchie, während Deutschlands Machtanspruch unlösbar ist von der Verpflichtung auf die Herstellung einer organischen Ordnung in Europa. Darum kommt Deutschland das letzte Wort in dem tragischen Dialog zwischen Ost- und Westreich zu, der durch zwei Jahrtausende die Geschichte als eine waffenklirrende Auseinandersetzung durchzieht.

Wie dem einzelnen, so kann es auch einem Volk geschehen, daß, was oft mit dem Einsatz der Existenz erstrebt und nicht erreicht wurde, ihm eines Tages gewissermaßen nebenbei zufällt. Das deutsche Volk war ausgezogen, um England zu schlagen, und nach Wochen, die schon heute wie ein Traum scheinen, ist ihm ein Sieg über Frankreich zuteil geworden, der nicht nur die Schmach von 1918 sühnt, sondern das älteste und schwerste Problem deutscher Geschichte seiner Lösung nahebringt. Der Rhein, „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze", der für Frankreich stets nur politisch-strategisches Ziel war, für den Deutschen aber ein mit der Kraft des Mythos umkleidetes Symbol ist, an das von jeher sein Schicksal geknüpft war, fließt wieder zwischen deutschen Ufern.

Der Kampf gegen England geht weiter. Aber während der Wille des Volkes auf den Sieg gerichtet bleibt, der noch im Felde liegt, sei es sich, wenn ihm vom Krieg im Westen berichtet wird, bewußt, daß dort nicht nur der deutsche Soldat zu manchem alten Lorbeer neuen fügte, sondern daß in jenen Frühsommertagen des Jahres 1940 auch die letzte Runde in dem ältesten Spiel europäischer Geschichte gespielt — und von Deutschland gewonnen wurde.

Den Erfolg, der ihm 1918 nach vier mit glorreichen Waffentaten erfüllten Jahren entglitt, dankt es heute seinem Führer: Er schenkte den Deutschen die stärkste Wehrmacht der Welt und führte diese in einem Feldzug, der einem Triumphzug gleichkam, zum Sieg über Frankreich.

Der Führer verkündete vor dem Großdeutschen Reichstag am 19. Juli 1940:

Ich habe mich entschlossen, als Führer und Oberster Befehlshaber der deutschen Wehrmacht die Ehrung der verdientesten Generale vor jenem Forum vorzunehmen, das in Wahrheit die Vertretung des ganzen deutschen Volkes ist. Ich muß nun an die Spitze jenen Mann stellen, bei dem es mir schwer fällt, den genügenden Dank für die Verdienste zu finden, die seinen Namen mit der Bewegung, dem Staat und vor allem der deutschen Luftwaffe verbinden.

Seit der Gründungszeit der SA. ist Parteigenosse Göring mit der Entwicklung und dem Aufstieg der Bewegung verbunden. Seit der Übernahme der Macht haben seine Arbeitskraft und Verantwortungsfreudigkeit für das deutsche Volk und das Deutsche Reich auf zahlreichen Gebieten Leistungen vollbracht, die aus der Geschichte unseres Volkes und Reiches nicht weggedacht werden können.

Seit dem Wiederaufbau der deutschen Wehrmacht wurde er zum Schöpfer der deutschen Luftwaffe. Es ist nur wenig Sterblichen gegeben, im Zuge eines Lebens ein militärisches Instrument aus dem Nichts zu schaffen und zur stärksten Waffe ihrer Art in der Welt zu entwickeln. Er hat ihr vor allem seinen Geist gegeben.

Generalfeldmarschall Göring hat schon als Schöpfer der deutschen Luftwaffe, als einzelner Mann den höchsten Beitrag für den Neuaufbau der deutschen Wehrmacht geleistet. Er hat als Führer der deutschen Luftwaffe im bisherigen Verlauf des Krieges mit die Voraussetzungen zum Sieg geschaffen.

Seine Verdienste sind einmalige! Ich ernenne ihn daher zum Reichsmarschall des Großdeutschen Reiches und verleihe ihm das Großkreuz des Eisernen Kreuzes.

Für die Verdienste um den Sieg der deutschen Waffen im Kampf für die Freiheit und Zukunft unseres Großdeutschen Reiches befördere ich nun:

den Oberbefehlshaber des Heeres Generaloberst von Brauchitsch zum Generalfeldmarschall,

den Generalobersten von Rundstedt, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe A, zum Generalfeldmarschall,

den Generalobersten Ritter von Leeb, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe C, zum Generalfeldmarschall,

den Generalobersten von Bock, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B, zum Generalfeldmarschall,

den Generalobersten List, Oberbefehlshaber der 12. Armee, zum Generalfeldmarschall,

den Generalobersten von Kluge, Oberbefehlshaber der 4. Armee, zum Generalfeldmarschall,

den Generalobersten von Witzleben, Oberbefehlshaber der 1. Armee, zum Generalfeldmarschall,

den Generalobersten von Reichenau, Oberbefehlshaber der 6. Armee, zum Generalfeldmarschall.

Ich befördere:

den General Halder, Chef des Generalstabes des Heeres, zum Generaloberst,

den General Dollmann, Oberbefehlshaber der 7. Armee, zum Generaloberst,

den General Freiherr von Weichs, Oberbefehlshaber der 2. Armee, zum Generaloberst,

den General von Küchler, Oberbefehlshaber der 18. Armee, zum Generaloberst,

den General Busch, Oberbefehlshaber der 16. Armee, zum Generaloberst,

den General Strauß, Oberbefehlshaber der 9. Armee, zum Generaloberst,

den General von Falkenhorst, Militärbefehlshaber in Norwegen, zum Generaloberst,

den General von Kleist, Kommandierender General des XXII. AK., zum Generaloberst,

den General Ritter von Schobert, Kommandierender General des VII. AK., zum Generaloberst,

den General Guderian, Kommandierender General des XIV. AK., zum Generaloberst,

den General Hoth, Kommandierender General des XV. AK., zum Generaloberst,

den General Haase, Kommandierender General des III. AK., zum Generaloberst,

den General Hoeppner, Kommandierender General des XVI. AK., zum Generaloberst,

den General Fromm, Chef der Heeresrüstung und Befehlshaber des Ersatzheeres, zum Generaloberst;

unter Berücksichtigung der einmaligen Verdienste befördere ich:

Generalleutnant Dietl, Kommandierender General des Gebirgskorps in Norwegen, zum General der Infanterie und verleihe ihm als ersten Offizier der deutschen Wehrmacht das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

Unter Vorbehalt einer späteren Gesamtwürdigung der Führer und Offiziere der Reichskriegsmarine befördere ich:

Admiral Carls, den Kommandierenden Admiral der Marine-Station Ostsee, zugleich Marine-Gruppenbefehlshaber Ost, zum Generaladmiral.

In Ansehung der einmaligen Leistungen der deutschen Luftwaffe befördere ich:

den Generalobersten Milch zum Generalfeldmarschall,
den General der Flieger Sperrle zum Generalfeldmarschall,
den General der Flieger Kesselring zum Generalfeldmarschall.

Ich befördere:

den General der Flieger Stumpff zum Generaloberst,
den General der Flieger Grauert zum Generaloberst,
den General der Flieger Keller zum Generaloberst,
den General der Flakartillerie Weise zum Generaloberst,
den General der Flieger Udet zum Generaloberst.

Ich befördere weiter zu Generalen der Flieger:

den Generalleutnant Geißler,
den Generalmajor Jeschonnek,
den Generalleutnant Loerzer,
den Generalleutnant Ritter von Greim,
und Generalmajor Frhrn. von Richthofen.

In meinem Oberkommando befördere ich:

den Generaloberst Keitel zum Generalfeldmarschall,
den Generalmajor Jodl zum General der Artillerie.

Indem ich diese Beförderungen anläßlich der erfolgreichsten Feldzüge unserer Geschichte vor diesem Forum und damit vor der ganzen deutschen Nation ausspreche, ehre ich dadurch die gesamte Wehrmacht des nationalsozialistischen Großdeutschen Reiches.

Kriegschronik

Kriegschronik*)

10. Mai

Die deutschen Truppen überschreiten um 5.30 Uhr die holländische, belgische und luxemburgische Grenze. Feindlicher Widerstand in Grenznähe wird überall im scharfen Zugriff gebrochen. Trotz Zerstörung zahlreicher Brücken aller Art schreitet der Angriff rasch fort. An verschiedenen Plätzen sind Fallschirm- und Luftlande-truppen abgesetzt.

Verbände der Luftwaffe unterstützen in rollendem Einsatz das Vorgehen des Heeres durch Angriff auf Befestigungsanlagen und Stellungsbauten, Marsch-kolonnen, Truppenlager und Straßen, Eisenbahnlinien und Brücken. 72 Flugplätze werden angegriffen, 300—400 feindliche Flugzeuge am Boden vernichtet, zahlreiche Flugplatzanlagen und Hallen durch Brände und Explosionen zerstört. Der Feind verliert in Luftkämpfen 23 Flugzeuge.

11. Mai

In engem Zusammenwirken zwischen Heer und Luftwaffe ist der deutsche Angriff auf der gesamten Front in raschem Fortschreiten.

Im Norden von Holland besetzen die deutschen Truppen die Provinz Groningen. Harlingen und die Ostküste der Zuidersee werden erreicht.

Nach dem Durchstoßen der Ysselstellung wird im Vorgehen nach Westen die Grebbelinie und weiter südlich die Peelstellung durchbrochen. Zwischen Hasselt und Maastricht wird der Übergang über den Albertkanal erzwungen. Das stärkste Fort der Festung Lüttich, Eben Emael, das die Übergänge über die Maas und den Albertkanal bei und westlich Maastricht beherrscht, fällt in deutsche Hand. Der Kommandant und die Besatzung von 1000 Mann werden gefangen genommen. Vor Lüttich dringen die deutschen Truppen teilweise tief in das Festungsvorfeld ein.

Auch die durch Südbelgien vorgehenden Teile des deutschen Heeres gewinnen trotz feindlichen Widerstandes rasch Boden. Ganz Luxemburg ist in deutscher Hand.

---

*) Die folgende Kriegschronik enthält in enger Anlehnung an die deutschen Wehrmachtberichte die wichtigsten täglichen Meldungen über den Verlauf der Schlacht im Westen vom Überschreiten der Grenze bis zum Abschluß des Waffenstillstandes. Für die Einzelheiten wird auf den Text der Wehrmachtberichte verwiesen.

An der belgisch-holländischen Küste werden Seestreitkräfte, Transportschiffe und Ausladungen durch Bomben angegriffen, in Vlissingen drei Transportschiffe und ein Tankdampfer getroffen.

Der Verlust an feindlichen Flugzeugen beläuft sich etwa auf 300.

12. Mai

Der Angriff im Westen macht gute Fortschritte.

In Holland gehen deutsche Truppen westlich des Süd-Willem-Kanals vor und stellen die Verbindung mit den um Rotterdam auf dem Luftweg gelandeten Truppen her.

In Belgien wird auch nordwestlich Hasselt der Übergang über den Albert-Kanal erzwungen. Westlich Lüttich sind deutsche Truppen nördlich der Maas im Vorgehen nach Westen. Westlich der Ourthe und in Südbelgien werden französische Truppen geworfen.

Südlich Saarbrücken und südöstlich Zweibrücken werden die deutschen Stellungen vorverlegt.

Die Luftwaffe setzt erfolgreich ihren großen Kampf um die Luftüberlegenheit über dem westlichen Operationsgebiet fort. Insgesamt werden etwa 320 feindliche Flugzeuge vernichtet.

Auch auf See erleidet der Feind starke Einbuße. Vor der holländischen Küste wird ein Kreuzer schwer beschädigt, ein Kreuzer der ‚Southampton'-Klasse sowie ein Transporter von 15000 Tonnen werden versenkt und sieben weitere Handelsschiffe in Brand geschossen.

13. Mai

In Holland wird der Einbruch in die Grebbelinie erweitert und in Richtung Utrecht Raum gewonnen. Weitere Kräfte werden von Süden her in die „Festung Holland" hineingeführt. Südlich Rotterdam, das von den deutschen Truppen erreicht ist, wird Rosendaal genommen.

In Belgien wird der Turnhoutkanal südostwärts der gleichnamigen Stadt überschritten und südlich die Große Gette erreicht. Nördlich Namur stoßen deutsche Panzerkräfte den auf die befestigte Dylestellung zurückgehenden feindlichen Panzern nach.

Die Stadt Lüttich wird genommen. Auf der Zitadelle weht die deutsche Flagge.

Im Raum der Linie südlich Lüttich—Namur wird die Maas zwischen Namur und Givet erreicht. Auch in Südbelgien vollzieht sich der Vormarsch rasch und planmäßig. Die französisch-luxemburgische und französisch-belgische Grenze ist bis in Höhe von Mézières-Charleville fast überall erreicht und an vielen Stellen überschritten. Auch auf französischem Gebiet wird die Maas überschritten.

In Erweiterung der Angriffserfolge vom 12. Mai erfolgt ein Einbruch in die feindliche Stellung in Gegend Merzig und südlich Pirmasens.

Die Verluste der feindlichen Flugwaffe betragen etwa 150 Flugzeuge.

14. Mai

Nach der Kapitulation von Rotterdam und angesichts der bevorstehenden Bedrohung der holländischen Hauptstadt gibt der holländische Befehlshaber den aussichtslosen Widerstand auf und erteilt seinen Truppen den Befehl zur Einstellung des Kampfes. In Zeeland geht der Kampf weiter.

In Belgien wird die Dylestellung erreicht. Zwischen Namur und Givet wird der Übergang über die Maas in breiter Front erzwungen. Ein auf dem Westufer mit Panzern unternommener Gegenangriff der Franzosen wird abgeschlagen.

Beim Übergang über die Maas im Raume von Sedan wird die Maginotlinie in ihrer Verlängerung nach Nordwesten durchbrochen.

Der Gegner verliert über 200 Flugzeuge.

Vor der niederländischen Küste werden zwei Kreuzer und ein Zerstörer versenkt, ein weiterer Kreuzer durch eine Bombe schwer getroffen, ein Handelsschiff und vier Transportschiffe zerstört.

15. Mai

In Holland rücken deutsche Truppen im Haag und in Amsterdam ein.

In Belgien stellt sich der Feind in der Festung Antwerpen, in der Dylestellung und in der Festung Namur zum Kampf.

Südwestlich Namur werden französische Panzerkräfte erneut geschlagen. Südlich Sedan werden unter Einsatz schwerster Panzer geführte Gegenangriffe abgewiesen.

Zwischen Mosel und Rhein wird die deutsche Stellung zwischen Saarlautern und Lauterburg vorverlegt.

Die Luftwaffe wiederholt ihre täglichen Angriffe auf feindliche Truppen und ihre Verkehrsverbindungen. Zahlreiche Panzerwagen werden durch Volltreffer vernichtet. Der Gegner verliert 98 Flugzeuge.

Im Seegebiet der niederländischen und belgischen Küste werden durch Bomben zwei Zerstörer und drei Handelsschiffe versenkt, zwei Zerstörer und vier Handelsschiffe schwer getroffen, ein Tankdampfer und ein bewaffnetes Handelsschiff durch ein Unterseeboot torpediert.

16. Mai

In der Schlacht zwischen Antwerpen und Namur wird die Dylestellung südlich Wavre durchstoßen und die Nordostfront der Festung Namur genommen. Südlich

Maubeuge bis Carignan ist die Maginotlinie auf einer Breite von 100 Kilometer durchbrochen. Französische Panzerkräfte werden westlich Dinant geschlagen.

In Holland ist die Eroberung der Inseln in der Provinz Zeeland im Gange.

Der Feind verliert 59 Flugzeuge.

Vor der niederländisch-belgischen Küste werden durch Bombenabwurf ein feindlicher Kreuzer und ein Kanonenboot versenkt, ein Transportschiff schwer getroffen und zwei französische Zerstörer beschädigt.

17. Mai

In Holland macht die Säuberung der zeeländischen Inseln rasche Fortschritte.

In Nordbelgien gelingt der Einbruch in den äußeren Gürtel der Festung Antwerpen.

Mecheln und Löwen werden im harten Kampf genommen, Brüssel ergibt sich kampflos.

Südlich Maubeuge durchstoßen deutsche Panzerkräfte die französischen Grenzstellungen, zerschlagen zwei feindliche Divisionen und verfolgen den weichenden Feind über die obere Sambre bis an die obere Oise. Auch südlich Sedan wird nach Süden Raum gewonnen.

Vor der niederländisch-belgischen Küste wird ein feindlicher Zerstörer durch Bombenabwurf versenkt.

Der Gegner verliert 108 Flugzeuge.

18. Mai

Nach Beseitigung des letzten Widerstandes auf der Insel Walchern ist ganz Holland mit sämtlichen Inseln in deutscher Hand.

Durch schnellen Angriff wird die Festungsfront von Antwerpen durchbrochen. Deutsche Truppen besetzen die Stadt. Westlich Antwerpen wird die Schelde überschritten, westlich Brüssel der Abschnitt der Dendre erreicht.

Zwischen Maubeuge und La Fère wird der Angriff fortgesetzt. Sambre und Oise sind überschritten, Le Cateau und St. Quentin in deutscher Hand. Auf dem Südflügel erreichen starke Kräfte die Gegend von Laon und die Aisne bei Rethel. Bei den Kämpfen nordwestlich Montmédy wird in der Maginotlinie das starke Panzerwerk 505 genommen.

Die Gefangenen- und Beutezahlen steigen; bis jetzt sind ohne die holländische Armee 110000 Gefangene gezählt.

Die Luftwaffe unterstützt wirksam das Vorgehen des Heeres. Vor der französisch-belgischen Küste wird ein Handelsschiff von 6000 Tonnen durch Bombentreffer versenkt und ein Zerstörer schwer beschädigt.

Die Verluste des Feindes betragen 147 Flugzeuge.

19. Mai

In Belgien wird in der Verfolgung die Dendre überschritten und die obere Schelde erreicht.

Englische Truppen streben in Eilmärschen den Kanalhäfen zu, während bei Maubeuge und Valenciennes Angriffe einer nach Süden einen Ausweg suchenden französisch-belgischen Armee abgewiesen werden. Der Feind erleidet dabei schwerste Verluste, besonders auch an Panzerwagen, und geht stark erschüttert nach Westen zurück.

Südwestlich davon gewinnen Panzer- und motorisierte Verbände das Schlachtfeld der Sommeschlacht von 1916 an der Straße Cambrai—Péronne.

Der gesamte Fortgürtel sowie alle Forts von Namur bis auf eines sind in deutscher Hand.

Die Luftwaffe verstärkt ihre Angriffe auf rückwärtige Verbindungen und Rückzugswege des Gegners in Nordfrankreich und Belgien. Sie vernichtet im Seegebiet vor der französisch-belgischen Küste zwei feindliche Zerstörer; ein Zerstörer und das französische Torpedoboot ‚Incomprise' sowie drei Handelsschiffe werden schwer beschädigt.

Der Gesamtverlust des Gegners in der Luft beträgt 143 Flugzeuge.

20. Mai

Die Angriffsoperationen im Westen finden nach einer Reihe großer taktischer Einzelerfolge ihre erste operative Auswirkung. Die französische 9. Armee, die an der Maas zwischen Namur und Sedan die Verbindung zwischen der starken feindlichen Operationsgruppe in Belgien und der Maginotlinie südlich Sedan herzustellen hatte, ist zerschlagen und in der Auflösung begriffen. Der Armeestab und der bisherige Oberbefehlshaber der französischen 7. Armee, General Giraud, der den Befehl über die 9. Armee übernommen hatte, sind gefangen. In die durch den Angriff geschlagene Bresche ergießen sich die deutschen Divisionen. An ihrer Spitze besetzen Panzerkorps und motorisierte Truppen Arras, Amiens und Abbeville und leiten damit die Abdrängung aller noch nördlich der Somme befindlichen französischen, belgischen und englischen Armeen gegen die Kanalküste ein.

In Belgien wird der Feind, der sich ostwärts Gent und weiter südlich an der Schelde erneut zum Kampf gestellt hat, angegriffen. Versuch des Feindes, sich aus dem Raum Valenciennes einen Ausweg nach Süden zu bahnen, scheitern.

Am Südflügel der Angriffsfront nehmen deutsche Truppen Laon und stürmen über den Chemin des Dames bis an den Aisne-Oise-Kanal vor. Die Stadt Rethel wird genommen.

Die Luftwaffe hat an diesem Siegeszug hervorragenden Anteil. Durch die völlige Beherrschung des Luftraumes, durch die Zerstörung von Flußübergängen und

2*

Verkehrsanlagen, durch ihre Angriffe auf Marsch- und Transportkolonnen hat sie die Auflösung der französischen 9. Armee beschleunigt und alle Versuche, die Flanke des deutschen Durchbruchs zu bedrohen, im Keim erstickt. Bei der Seeaufklärung vor der französischen Küste werden ein Zerstörer, der französische Marinetanker ‚Niger‘ und drei Frachter schwer beschädigt. In der Nacht zum 21. Mai werden in der Straße Dover—Calais sechs Transporter und ein Tanker mit einer Tonnage von 43000 BRT versenkt, vier weitere Schiffe schwer beschädigt.

Die Gesamtverluste des Gegners in der Luft betragen 47 Flugzeuge.

21. Mai

Der Durchbruch der deutschen Truppen zur Kanalküste wird nach Westen erweitert.

In Flandern leistet der Feind zur Deckung seines Rückzugs an der Schelde zähen Widerstand.

Die stark ausgebaute Werkgruppe Neuf Château der Festung Lüttich wird genommen.

Bei Valenciennes ist der Angriff gegen die hier zusammengedrängten französischen Kräfte im Gang. Versuche des Gegners, über Arras und westlich nach Süden auszubrechen, werden abgewiesen.

In und vor den belgisch-französischen Häfen werden ein Kreuzer und elf Handels- und Transportschiffe vernichtet, weitere Schiffe beschädigt.

Schnellboote der deutschen Kriegsmarine versenken bei einem Vorstoß gegen die französische Kanalküste einen feindlichen Hilfskreuzer.

Die Verluste des Gegners in der Luft betragen insgesamt 120 Flugzeuge.

22. Mai

In Flandern gewinnt der deutsche Angriff über die Schelde gegenüber starkem feindlichem Widerstand langsam Boden.

Ausbruchversuche feindlicher Panzerkräfte bei Cambrai werden verlustreich abgewiesen. Im westlichen Artois sind deutsche Truppen aus dem Durchbruchskeil heraus im Vorgehen nach Norden in allgemeiner Richtung Calais. Durch die bewaffnete Aufklärung vor der Kanalküste werden drei Transporter und ein Tanker versenkt, ein Zerstörer schwer beschädigt.

Deutsche Schnellboote versenken einen feindlichen Zerstörer durch Torpedoschuß.

23. Mai

In Flandern durchbrechen deutsche Divisionen die Scheldestellung und stoßen auf das Westufer der Lys vor. Tournai wird genommen. Die letzten Außenwerke der Festung Maubeuge fallen.

Im Artois wird die im Weltkrieg stark umkämpfte Lorettohöhe nordwestlich Arras genommen. Die zwischen Arras und dem Meer nach Norden vorgehenden Panzerkräfte nähern sich der Kanalküste.

An der Kanalküste werden mehrere feindliche Kriegsschiffe durch Bomben getroffen, sechs beladene Transporter versenkt.

Die Verluste des Gegners in der Luft betragen 49 Flugzeuge.

24. Mai

Der Ring um die belgische Armee, Teile der 1., 7. und 9. französischen Armee und die Masse des Expeditionsheeres ist geschlossen. Im Osten des Ringes wird Gent und Kortryk genommen, die Lys im Angriff überschritten. Zwischen Roubaix und Valenciennes ist der Angriff gegen die französischen Grenzbefestigungen im Gange. Auch im Süden schreitet der Angriff beiderseits Douai in nordwestlicher Richtung fort. Die Vimyhöhe ist genommen.

In hartem Kampf mit Land- und Seestreitkräften fällt Boulogne. Calais ist umschlossen.

Südlich Sedan wird eine wichtige Höhenstellung in zähem Kampf genommen und gegen starke Gegenangriffe behauptet.

Die Gesamtverluste des Feindes in der Luft betragen 84 Flugzeuge.

25. Mai

In Flandern und im Artois wird der konzentrische Angriff gegen die eingeschlossenen feindlichen Armeen unter ständiger Verengung ihres Kampfraumes auf der ganzen Front fortgesetzt. Der Feind leistet zähen Widerstand.

Im Seegebiet von Calais werden mehrere Handelsschiffe und ein Kriegsschiff durch Bombentreffer beschädigt.

Der Gegner verliert 59 Flugzeuge.

26. Mai

Die Angriffe in Flandern und im Artois werden fortgesetzt. Nördlich Menin gelingt ein tiefer Einbruch in die feindliche Front bis dicht vor Ypern.

Calais fällt nach hartem Kampf in deutsche Hand.

Gegen den Versuch der Engländer, Teile ihrer eingeschlossenen Truppen über den Kanal zu retten, greift die Luftwaffe die noch in Feindeshand verbliebenen Häfen an der belgisch-französischen Kanalküste an.

Angriffe der Luftwaffe richten sich unter anderem gegen die Flugplätze in der Umgegend von Paris.

Die Verluste des Gegners in der Luft betragen 73 Flugzeuge.

27. Mai

Die große Schlacht in Flandern und im Artois hat ihren Höhepunkt erreicht. In scharfem Angriff brechen die deutschen Truppen zum Teil erbitterten Widerstand

und drängen die feindlichen Armeen auf immer kleineren Raum zusammen. Sie stehen 10 Kilometer vor Brügge und vor Thourout. Thielt wird durchschritten.

In Erkenntnis dieser hoffnungslosen Lage streckt die belgische Armee unter Führung ihres Königs in Stärke von 400 000 bis 500 000 Mann die Waffen.

Gegen die Engländer und Franzosen geht der Kampf weiter. Nördlich Valenciennes werden in breiter Front die starken französischen Grenzbefestigungen durchbrochen, westlich Valenciennes wird der Scheldekanal überschritten. Orchies und Douai werden genommen. Auch von Westen her wird der Feind zurückgeworfen. La Bassée, Merville, Hazebrouk und Bourbourg-Ville werden besetzt.

An der unteren Somme werden feindliche Panzerangriffe abgewiesen.

Deutsche Schnellboote versenken vor der belgischen Küste einen britischen Zerstörer und ein feindliches Unterseeboot.

Die Verluste des Gegners in der Luft betragen 91 Flugzeuge.

28. Mai

Das Schicksal der französischen Armeen im Artois ist besiegelt. Ihr Widerstand im Raume südlich Lille ist zusammengebrochen. Die im Raum Dixmuiden, Armentières, Bailleul, Bergues, westlich Dünkirchen zusammengedrängte englische Armee geht ebenfalls ihrem Ende entgegen. In Nordflandern wird Brügge durchschritten, Ostende genommen und Dünkirchen erreicht. An der Yser und am Yserkanal leistet der Feind noch verzweifelten Widerstand.

Über dem Mahnmal der deutschen Jugend bei Langemarck weht die Reichskriegsflagge.

Lille wird genommen.

Im Vorgehen von Westen her ist Armentières besetzt. Ostwärts Cassel wird die befestigte französische Grenzstellung, die der Gegner mit verkehrter Front verteidigt, durchbrochen und die belgische Grenze erreicht. Dünkirchen liegt unter dem Feuer der schweren deutschen Artillerie.

Bei der bewaffneten Aufklärung vor der belgisch-französischen Küste und im Kanal werden drei Zerstörer, zwei Transporter und zwei Frachtschiffe angegriffen und schwer beschädigt.

Deutsche Schnellboote versenken vor dem belgischen Kanalhafen Nieuport einen feindlichen Zerstörer durch Torpedoschuß.

Die Verluste des Gegners betragen 24 Flugzeuge.

Die Flakartillerie schoß seit dem 10. Mai 607 feindliche Flugzeuge ab und vernichtete im gleichen Zeitraum 101 feindliche Panzerwagen.

29. Mai

Die große Schlacht in Flandern und im Artois geht ihrem Ende entgegen. Das

englische Expeditionsheer ist in Auflösung. Sein ganzes Kriegsmaterial zurücklassend, flüchtet es zum Meer.

Die deutsche Flugwaffe führt einen Großangriff gegen seinen Abtransport über den Kanal durch. Über 60 Schiffe werden getroffen, davon drei Kriegsschiffe und 16 Transporter versenkt, 10 Kriegsschiffe und 21 Handelsschiffe schwer beschädigt oder in Brand gesetzt. Flakartillerie versenkt ein feindliches Vorpostenboot und beschädigt fünf weitere sowie fünf Schnellboote.

Die feindlichen Verluste in der Luft betragen insgesamt 89 Flugzeuge.

30. Mai

Während die Masse der französischen Truppen in Nordfrankreich aufgerieben oder gefangen ist, leisten an wenigen Stellen versprengte und eingeschlossene Abteilungen noch Widerstand.

Der Angriff gegen die Reste des englischen Heeres zwischen Furnes-Bergues und westlich Dünkirchen ist im Gang. Die um Cassel eingeschlossenen englischen Kräfte werden bei dem Versuch, nach Norden durchzustoßen, aufgerieben.

Die Kriegsmarine übernimmt im gesamten holländischen und in dem in unserer Hand befindlichen belgischen und französischen Küstengebiet die Küstenverteidigung. Ein feindlicher Zerstörer wird durch Torpedoschuß eines Schnellbootes versenkt.

31. Mai

Der Widerstand der letzten in Nordfrankreich eingeschlossenen Teile des französischen Heeres wird gebrochen. Allein bei Lille werden 26000 Gefangene eingebracht.

Der Angriff auf die Reste des britischen Expeditionsheeres beiderseits Dünkirchens schreitet gegenüber zähem feindlichem Widerstand in schwierigem Gelände fort.

Die Luftwaffe bekämpft die Einschiffungen in Dünkirchen. Es werden fünf Transporter versenkt und drei Kreuzer oder Zerstörer sowie zehn Handelsschiffe durch Bombentreffer schwer beschädigt.

Eine Schnellbootflottille versenkt einen feindlichen Zerstörer und ein feindliches Unterseeboot. Ein Unterseeboot torpediert vor Ostende ein feindliches Kriegsschiff.

An der Südfront scheitern bei Abbeville feindliche Panzerangriffe.

1. Juni

In hartem Kampf wird der von den Engländern zäh verteidigte Küstenstreifen beiderseits Dünkirchen von Osten her weiter eingedrückt. Die Gefangenen- und Beutezahlen steigen.

Die Luftwaffe bekämpft die Versuche des britischen Expeditionsheeres, auf die vor Dünkirchen liegenden Schiffe zu entkommen. Es werden vier Kriegsschiffe und elf Transporter versenkt, 14 Kriegsschiffe und 38 Handelsschiffe beschädigt. Zahl-

reiche Boote, Barkassen und Schlepper werden zum Kentern gebracht und Truppenansammlungen am Strande von Dünkirchen mit Bomben angegriffen.

Ein Schnellboot versenkt vor der belgisch-französischen Küste einen Transportdampfer durch Torpedoschuß.

2. Juni

Der Angriff gegen Dünkirchen macht langsame Fortschritte. Das schwierige, von zahlreichen Gräben durchzogene und überschwemmte Gelände erschwert die Operationen.

Die Angriffe der Kampf- und Stukaverbände auf Dünkirchen werden fortgesetzt. Dabei werden zwei Zerstörer, ein Wachtboot und zehn Handelsschiffe beschädigt.

Die Gefangenenzahl in Flandern und im Artois steigt auf 330 000.

Die Gesamtverluste der feindlichen Luftwaffe betragen 59 Flugzeuge.

3. Juni

Der Kampf um Dünkirchen steht vor dem Abschluß. Die deutschen Truppen dringen in die Stadt ein.

Die Luftwaffe greift mit starken Verbänden aller Waffen die Basis der französischen Luftwaffe um Paris überraschend an. In Luftkämpfen werden 72 Flugzeuge abgeschossen, in Hallen oder am Boden 300—400 Flugzeuge zerstört. Die Flakartillerie erzielt 21 Abschüsse.

4. Juni

Die Festung Dünkirchen wird nach schwerem Kampf genommen. Drei Generale und etwa 40 000 Mann französischer Truppen fallen in deutsche Hand.

5. Juni

Die deutschen Armeen treten in der Frühe des 5. Juni zum Angriff gegen das Heer Frankreichs an. Die Operationen verlaufen planmäßig. Der Übergang über die Somme zwischen der Mündung und Ham und den Oise-Aisne-Kanal wird erzwungen und die dahinter befindliche Weygandlinie an verschiedenen Stellen zu Fall gebracht. Die Zahl der Gefangenen bei Dünkirchen erhöht sich auf 58 000.

Die Gesamtverluste der feindlichen Luftwaffe betragen 143 Flugzeuge.

6. Juni

Die Operationen südlich der Somme und des Aisne-Oise-Kanals schreiten planmäßig fort. Die Weygandlinie wird auf der ganzen Front durchbrochen.

An der nordfranzösischen Küste vernichtet die Küstenabwehr der Kriegsmarine ein feindliches Schnellboot.

Der Gegner verliert 79 Flugzeuge.

7. Juni

Die Operationen südlich der Somme und des Aisne-Oise-Kanals schreiten weiter fort. Auch südlich der unteren Somme wird der Feind geworfen.

Die Zahl der bei Dünkirchen eingebrachten Gefangenen erhöht sich auf 88000.

Der Gegner verliert 71 Flugzeuge.

8. Juni

In viertägiger Schlacht im Somme- und Oise-Gebiet haben deutsche Infanterie- und Panzerdivisionen in enger Zusammenarbeit mit der Luftwaffe starke feindliche Kräfte zerschlagen und andere, zum Teil neu in den Kampf geworfene Truppen zum Rückzug gezwungen. Der Versuch des Feindes, den deutschen Angriff aufzuhalten, ist gescheitert.

In Richtung auf die Somme werden rückwärtige Verteidigungslinien des Feindes durchbrochen.

Beiderseits Soissons wird die Aisne im Kampf überschritten.

Der Gegner verliert 58 Flugzeuge.

9. Juni

Am Morgen des 9. Juni treten weitere Teile der Front in Frankreich zum Angriff an. Die auf einer Breite von 350 Kilometern eingeleiteten Operationen nehmen in Richtung auf die untere Somme und Marne sowie in der Champagne den geplanten Verlauf. Alle feindlichen Gegenstöße scheitern. An mehreren Stellen geht der Kampf in Verfolgung über.

Deutsche Fliegerverbände aller Waffen unterstützen das Vorgehen des Heeres mit starken Kräften am Unterlauf der Seine und in der Champagne.

Die Verluste des Gegners in der Luft betragen 91 Flugzeuge.

10. Juni

Die große Schlacht zwischen Kanalküste und Maas ist in vollem Gang.

Am rechten Flügel und in der Mitte wird die Verfolgung der geschlagenen französischen Armeen restlos fortgesetzt. Zwischen Reims und den Argonnen wird noch erbittert, aber erfolgreich gerungen.

Kampf- und Sturzkampfverbände greifen Hafen- und Kaianlagen von Le Havre an, zerstören die Schleusen, versenken einen Zerstörer und beschädigen weitere Schiffe, darunter einen Zerstörer und ein Transportschiff, durch schwere Bombentreffer. Mehrere Brücken über die Marne und die untere Maas werden durch Bomben teilweise zerstört, womit es gelingt, den feindlichen Rückzug empfindlich zu hemmen.

Die Verluste des Gegners in der Luft betragen 29 Flugzeuge.

11. Juni

Die am 5. Juni zwischen Ärmelkanal und südlich Laon begonnene Operation hat zu einem vollen Erfolg geführt. Rouen ist in deutscher Hand. Die Seine unterhalb Paris ist an mehreren Stellen von unseren Truppen schon überschritten. Eine abgesprengte feindliche Gruppe ist bei St. Valéry an der Küste eingeschlossen. Die deutschen Truppen stehen 20 Kilometer vor Paris.

Compiègne ist in deutscher Hand. Ostwärts des Ourcq ist die Marne auf breiter Front mit starken Kräften erreicht.

Auch die am 9. Juni zwischen dem Oise-Aisne-Kanal und der Maas erneut zum Angriff angetretenen Armeen haben in schweren Kämpfen den Feind geschlagen und zum Rückzug gezwungen. Reims wird genommen, in der Champagne wird die Suippe überschritten. Zahlreiche, zum Teil von Panzern unterstützte Gegenangriffe des Feindes scheitern.

Die Luftwaffe greift wiederum neben der unmittelbaren Unterstützung des Heeres die Hafenanlagen von Le Havre und feindliche Transportschiffe an der Westküste des Kanals an. Hierbei werden sieben Transportschiffe versenkt, zehn weitere durch Bombentreffer beschädigt.

Die feindlichen Verluste in der Luft betragen insgesamt 59 Flugzeuge.

12. Juni

Die bei St. Valéry eingeschlossenen französisch-englischen Truppen kapitulieren. Über 26 000 Gefangene fallen in deutsche Hand.

Die Marne ist an vielen Stellen im Kampf überschritten. In der Champagne ist Châlons genommen, die Schlachtfelder von 1915 sind überschritten. Auch zwischen den Argonnen und der Maas gewinnt der Angriff Boden.

Die Luftwaffe versenkt an der Küste einen Transporter und einen mit Truppen besetzten Schlepper. Ein anderer Transporter wird schwer beschädigt. Bei Le Havre werden 20 feindliche Sperrballone abgeschossen.

Die Gesamtverluste des Feindes betragen 19 Flugzeuge.

13. Juni

Die Widerstandskraft der französischen Nordfront ist zusammengebrochen. Damit ist der zweite Abschnitt des gewaltigen Feldzuges im Westen siegreich beendet.

Die Seine abwärts Paris ist in breiter Front überschritten, Le Havre genommen. Auf der ganzen Front von Paris bis an die Maginotlinie bei Sedan ist der Feind in vollem Rückzug.

An mehreren Stellen durchstoßen und überholen die Panzer- und motorisierten Divisionen die Rückmarschbewegungen. Die Schutzstellung von Paris wird von Infanteriedivisionen unterbrochen.

Östlich der Marne wird Vitry-le-François genommen, der Südrand des Argonnerwaldes erreicht. Der Höhenrücken 304 (Toter Mann) nordöstlich Verdun wird gestürmt, Montmédy, der Eckpfeiler der Maginotlinie, erobert.

Im Küstengebiet vor Le Havre versenkt die Luftwaffe zwei Transportdampfer, drei weitere werden beschädigt. Flakartillerie versenkt nördlich Le Havre sechs feindliche Transportschiffe und beschädigt drei weitere.

Die Verluste des Gegners in der Luft betragen 19 Flugzeuge.

14. Juni

Die Verfolgung ist zwischen der unteren Seine und der Maas überall im Gang. Die Auflösung der geschlagenen französischen Armeen schreitet fort.

Seit 5. Juni wurden über 200 000 Gefangene gemacht.

Paris wird kampflos besetzt und durchschritten. Über dem Schloß von Versailles weht die Reichskriegsflagge.

Südlich des Argonnerwaldes wird der Feind nach Südosten geworfen und von seiner Rückzugsrichtung abgedrängt.

Fliegerverbände aller Waffen greifen im Großeinsatz an der Saarfront die Maginotlinie an. Gleichzeitig brechen Truppen des Heeres, durch starke Artillerie unterstützt, in das Festungskampffeld der Maginotlinie ein und entreißen dem Feind zahlreiche Befestigungsanlagen. Die Werkgruppe Saaralben-West wird genommen.

Die Gesamtverluste des Gegners in der Luft betragen 43 Flugzeuge.

15. Juni

Die Gesamtfront vom Kanal bis zur Schweizer Grenze ist im siegreichen Vorwärtsstürmen.

Südostwärts von Paris und an der oberen Marne sind starke Panzer- und motorisierte Verbände im rastlosen Vorstoß nach Süden. Das Plateau von Langres wird überschritten. Damit sind die Rückzugslinien der von Saar und Rhein zurückweichenden Kräfte durchstoßen. Die Festung Verdun mit allen ihren Forts wird erobert.

An der Saarfront wird die Maginotlinie zwischen St. Avold und Saaralben durchbrochen.

Der Oberrhein wird östlich Kolmar in breiter Front im Kampf überschritten.

Die Gesamtverluste des Gegners in der Luft betragen 40 Flugzeuge.

16. Juni

Die zusammengebrochenen französischen Armeen fluten unter starken Auflösungserscheinungen nach Süden und Südosten zurück. Wo Teilkräfte sich noch zu geordnetem Widerstand aufraffen, werden sie unter schweren Verlusten geworfen.

Die Luftwaffe setzt ihr Vernichtungswerk gegen die zurückgehenden feindlichen Kolonnen fort. Zahlreiche Loirebrücken werden getroffen. Die in Burgund und Langres vorbrechenden Truppen gewinnen weit nach Süden Raum. Südöstlich Besançon wird die Schweizer Grenze erreicht und damit der Ring um die aus Lothringen und dem Elsaß weichenden Kräfte geschlossen.

Südlich Saarbrücken sind die deutschen Truppen im zügigen Vorgehen gegen den Rhein-Marne-Kanal. Château-Salins, Dieuze und Saarburg werden genommen. Auch auf dem Westufer des Oberrheins ist der Angriff über den Rhein-Rhone-Kanal in siegreichem Fortschreiten.

17. Juni

Zwischen Caen und Le Mans wird die Orne an mehreren Stellen überschritten, die Loire aufwärts Orléans bis Nevers und südöstlich davon erreicht. Schnelle Truppen besetzen das französische Rüstungszentrum Le Creuzot und die Festung Belfort. Dijon fällt kampflos. Die Festung Metz ergibt sich einer kühn vorstoßenden deutschen Abteilung. Von dort aus werden die noch verteidigten Abschnitte der Maginotlinie beiderseits Diedenhofen auch von rückwärts angegriffen.

Am Oberrhein schreitet der Angriff gegen die Vogesen fort. Kolmar wird genommen.

Der Luftwaffe gelingt es, an der Loiremündung die bisher größte Angriffswirkung auf feindliche Transportschiffe zu erzielen. Neun Schiffe sinken, andere brennen unter Explosionserscheinungen aus oder kentern.

18. Juni

In der Normandie wird Cherbourg genommen, bei Rennes ist die Bretagne erreicht, Le Mans nach Süden durchschritten.

Zwischen Orléans und Nevers gelingt es an vielen Stellen, die Loire zu überschreiten. In Burgund stoßen schnelle Truppen in Richtung auf Lyon vor.

Nancy wird genommen und der Rhein-Marne-Kanal östlich Nancy in breiter Front überschritten.

Vor Cherbourg wird ein Handelsschiff von 10 000 Tonnen durch Bomben versenkt.

19. Juni

In der Bretagne wird der Kriegshafen Brest genommen.

In der Normandie wird der Unterlauf der Loire von Namur bis Tours erreicht und an einzelnen Stellen überschritten. Im Bogen der mittleren Loire geht die Verfolgung über den Cherabschnitt und über Bourges weiter.

Im nördlichen Lothringen werden Trümmer der geschlagenen französischen

Ostarmee im Gebiet der Mosel zwischen Epinal und Toul sowie in den Vogesen immer enger zusammengedrängt. Westlich Weißenburg wird die Maginotlinie erneut durchbrochen.

Straßburg wird besetzt; die deutsche Flagge weht auf dem Münster.

In der Burgundischen Pforte vollzieht sich die Vereinigung der von Belfort und vom Oberrhein her vorgehenden Truppen.

Die Zahl der allein am 19. Juni gemachten Gefangenen übersteigt 200 000.

20. Juni

Die Bewegungen zur Besetzung der Normandie, der Bretagne und des Raumes zwischen Loiremündung und Rhonetal verlaufen planmäßig. Die durch Burgund vorstoßenden schnellen Truppen nehmen Lyon im Kampf.

In Lothringen und im Elsaß ist die Säuberung von Teilen der Maginotlinie von teilweise hart kämpfendem Feind im Gang. Der Hartmannsweilerkopf fällt in deutsche Hand.

Kampf- und Sturzkampfverbände greifen Schiffsziele vor La Rochelle und der Girondemündung an und versenken einen Transporter und ein Hilfskriegsschiff.

21. Juni

In der Bretagne werden die Hafenstädte St. Malo und Lorient genommen. An der unteren Loire werden die Brückenköpfe erweitert, Thouars wird besetzt. In Lothringen und dem Elsaß führt der deutsche Angriff zu weiterer Auflösung einzelner eingeschlossener feindlicher Gruppen.

Die Verluste der feindlichen Luftwaffe betragen insgesamt 25 Flugzeuge.

22. Juni

Die Schlacht in Elsaß-Lothringen findet mit der Kapitulation der eingeschlossenen französischen Armeen ihr Ende. Insgesamt ergeben sich dort etwa eine halbe Million Mann. Nur einzelne Abschnitte der Maginotlinie im Unterelsaß und in Lothringen und versprengte Abteilungen in den Vogesen leisten noch Widerstand.

Der Kriegshafen St. Nazaire wird genommen. Im Rhonetal dringen die deutschen Truppen von Lyon und ostwärts in südlicher Richtung vor. Sie erzielen an den Ausgängen der Savoyischen Alpen südwestlich Genf den Übergang über die Rhone.

Die Verluste des Gegners in der Luft betragen insgesamt 49 Flugzeuge.

* * *

Am 22. Juni 18 Uhr 50 deutscher Sommerzeit wird im Walde von Compiègne der deutsch-französische Waffenstillstandsvertrag unterzeichnet.

Die Unterzeichnung nehmen vor

auf deutscher Seite als Beauftragter des Führers und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generaloberst Keitel,

auf französischer Seite als Beauftragter der französischen Regierung General Huntziger.

Eine Einstellung der Feindseligkeiten ist damit noch nicht verbunden.

Sie erfolgt vielmehr erst sechs Stunden, nachdem die italienische Regierung dem deutschen Oberkommando der Wehrmacht den Abschluß des italienisch-französischen Waffenstillstandsvertrages mitgeteilt haben wird.

* * *

23. Juni

Am Atlantik wird die Küste bis zur Girondemündung besetzt. La Rochelle und Rochefort werden besetzt. Weiter ostwärts wird die Gegend nördlich Poitiers erreicht.

In Elsaß-Lothringen ergeben sich weitere Feindgruppen.

Südostwärts Lyon dringen die deutschen Truppen, zähen Widerstand des Feindes brechend, auf Grenoble und Chambéry vor.

24. Juni

Die deutschen Divisionen rücken an der Atlantikküste nach Brechung kurzen Widerstandes bis zur Linie Royan—Angoulême vor.

An der Rheinfront und in Lothringen verliert der Gegner weitere Festungswerke. Am Donon in den Vogesen kapituliert eine feindliche Gruppe von über 26000 Mann. Südwestlich Lyon wird St. Etienne und Annonay genommen. In Savoyen gelingt es unter Einsatz von Gebirgsjägern, die zäh verteidigte Feindstellung an mehreren Stellen zu durchbrechen. Aix-les-Bains wird genommen.

25. Juni

Der Feldzug in Frankreich hat nach einer Dauer von nur sechs Wochen mit einem unvergleichlichen Sieg der deutschen Waffen geendet. Seit 1 Uhr 35 früh herrscht Waffenruhe.



Erlebnisberichte

Eine Kompanie Infanterie

Im Morgengrauen des 10. Mai stand an der deutsch-luxemburgischen Grenze eine Infanteriekompanie. Eine Kompanie wie viele andere an diesem denkwürdigen Morgen, an dem ein Kapitel Weltgeschichte begonnen wurde.

Der Kompaniechef kommt. Knapp und klar spricht er. Er zeichnet den Weg des beabsichtigten Vormarsches, gibt bekannt, daß die luxemburgische Bevölkerung nicht als Feind zu betrachten und zu behandeln ist, gibt den Befehl, daß jeder Widerstand mit allen Mitteln schnellstens zu brechen ist, und schließt mit dem Gelöbnis an den Führer, als tapfere Soldaten diesen Marsch anzutreten, ihn durchzukämpfen und ihn zum Sieg zu gestalten.

Schnelligkeit ist die Parole dieses Vormarsches. Die Männer wissen, was das heißt. Sie wissen, daß sie marschieren müssen, tagelang und vielleicht auch nächtelang, aber sie wissen auch noch aus dem Feldzug in Polen, den viele von ihnen mitgemacht haben, daß Schweiß viel Blut spart. Immer nur vorwärts, dem Feind nie Ruhe lassen, sich festzusetzen, denn es ist leichter, einen Gegner zu schlagen, wenn er erst einmal in der Rückzugsbewegung ist, als wenn er in festen Stellungen niedergekämpft werden muß.

Der Marsch beginnt. Die Geräte sind freigemacht, das heißt also, daß jederzeit mit den Maschinengewehren und Granatwerfern einem Angriff begegnet werden kann, daß jederzeit feindliche Flugzeugangriffe auf die marschierende Kolonne bekämpft werden können, das heißt aber auch, daß jeder Mann eine zusätzliche Last zu seinem Sturmgepäck zu tragen hat.

Während die Sonne das Himmelsdach entlang klettert, marschieren die Landser Kilometer um Kilometer in der heißen Glut. Es gibt so schnell keine Rast, nur vorwärts, vorwärts. Über ihnen brausen die Maschinen der Luftwaffe gegen Frankreich, an ihnen vorbei ziehen die schnellen Truppen, und manch einer blickt neidvoll auf die Glücklichen, die schneller am Feind sind als sie. Dann aber sagen sie sich doch wieder, daß die Infanterie, die Krone aller Waffen, noch immer die letzte Entscheidung herbeigeführt hat. Sie kommen nicht zu spät, sie kommen immer noch zur rechten Zeit.

Dreißig Kilometer sind sie schon getrabt. Dreißig Kilometer auf staubigen Straßen. Jetzt kommt die erste größere Rast. Dampfend fährt die Gulaschkanone heran.

Vergessen ist die Müdigkeit. Eßgeschirr und Feldflasche regieren die Stunde. Dann geht es weiter. Immer feindwärts. Und als der Abend sich herniedersenkt, die Nacht ihr Regiment antritt und der Zeiger schon auf 23 Uhr steht, da ist eine Kompanie Infanterie am Tagesziel angelangt. 48 Kilometer weit entfernt vom Abmarschort. Und nun hauen sie sich hin, die Landser. Nur schlafen jetzt, nichts als schlafen, denn um 4 Uhr heißt es wieder aufstehen. Um 5 Uhr beginnt der neue Tagesmarsch.

Er ist nicht weniger anstrengend als am ersten Tag. Staub und Hitze machen den Männern schwer zu schaffen, die Fußsohlen brennen, aber es muß gehen. Keiner macht schlapp. Und als es wieder 23 Uhr ist, da hat die Kompanie nach 46 Kilometer Marsch ihr Nachtquartier erreicht: eine offene Scheune mit herzlich wenig Stroh. Und wieder sind es nur fünf Stunden, die der Ruhe gehören.

Der dritte Tag hat fast das gleiche Gesicht wie die ersten beiden. Es sind zwar „nur" 35 Kilometer, die die Kompanie marschieren muß, dafür aber hat sie die Aufgabe, die nachfolgende Truppe zu sichern. Sie trägt die Verantwortung dafür, daß der Vormarsch reibungslos vonstatten geht, sie hat die Verantwortung für die Sicherheit der nachfolgenden Truppe. Aber auch das wird geschafft, und als die Landser am Abend des dritten Tages ihre müden Glieder wieder auf dem Stroh einer Scheune ausstrecken, da haben sie nach über 125 Kilometer Marsch ohne einen Ausfall schon die luxemburgisch-belgische Grenze überschritten.

Nun gilt es, doppelt wachsam zu sein. Für viele gibt es nun noch weniger Nachtruhe, denn die Wachen müssen verstärkt werden. Die Sicherheit der ruhenden Truppe muß unbedingt gewährleistet sein. Der Feind steht in diesem Land, das fordert Wachsamkeit zu jeder Stunde.

Der vierte Tag des Vormarsches beginnt wieder um 4 Uhr. Keiner der Männer hat ausgeschlafen, aber frisch und fröhlich machen sie sich fertig für einen Tag, der ihnen den ersten Kampf bringen soll. Nun sehen sie auch mit eigenen Augen, zu welchen Mitteln der Feind gegriffen hat, um den deutschen Vormarsch aufzuhalten. Alle wichtigen Straßen sind gesprengt. Ebenso alle Bahnübergänge und Brücken. Riesige Trichter weisen den Rückzugsweg des Feindes.

Umgehungen auf schlechten Wegen oder auf Wiesen und Feldern müssen gemacht werden. Das raubt Kraft und kostet Zeit. Und trotzdem können auch diese Hindernisse den Geist der marschierenden Kompanie nicht erschüttern. Die Soldaten wissen, daß es von ihren Leistungen abhängt, wenn die ersten wirksamen Stöße gegen den Feind geführt werden können.

Und sie marschieren, marschieren! 35 Kilometer haben sie geschafft, als sie jenen ansteigenden Waldhang erreichen, vor dem sich eine breite Mulde hinzieht, in der sich wieder ein Fluß schlängelt, jenen Waldhang, den sie nie vergessen werden.

17 Uhr ist es, als sie ankommen, und um 18 Uhr stehen sie bereit, einen Angriff vorzutragen auf die gegenüberliegenden Höhen, die der Feind mit Bunkern zu einer hervorragenden Verteidigungsstellung ausgebaut hat.

Spähtrupps aus den Reihen der Kompanie erkunden den günstigsten Weg und das Gelände, und die Stoßtrupps bereiten sich vor für die Erzwingung des Flußüberganges. Vier Tage sind sie nun marschiert, rund 150 Kilometer haben die Männer heruntergetrabt, kaum richtig geschlafen, unter dauernder Nervenanspannung haben sie gelebt, und nun stehen sie vor ihrer ersten großen Aufgabe.

Vorsichtig pirschen sich die Stoßtrupps an den Fluß heran. Fast scheint es, als ob der Feind nichts merken würde. Fünf Meter sind die Männer noch vom Ufer entfernt, da schlägt ihnen ein Feuerhagel entgegen, der sie zwingt, volle Deckung zu nehmen und den Rückzug anzutreten. Es wäre Wahnsinn gewesen, in den Kugelregen des Feindes hineinzulaufen. Nun setzt noch die französische Artillerie mit Vernichtungs- und Sperrfeuer ein. Sie verlegt der Kompanie den Rückweg. Und wo auch nur der Schatten eines Deutschen erkennbar wird, dahin schießen die französischen MGs und die Karabiner der Scharfschützen.

Es gibt hier kein Zurück und kein Vor. Die Kompanie muß liegenbleiben, muß sich auf der Stelle, wo jeder einzelne Mann liegt, eingraben, um kein Ziel zu bieten. Es ist fast wie ein Wunder, daß keiner getötet wird und nur wenige der Männer verwundet werden.

Eine Nacht und einen Tag liegt die Kompanie in diesem Hexenkessel. Eine Nacht und einen Tag unter dauerndem Beschuß. Ohne Schlaf, kaum etwas zu essen und zu trinken. Wißt ihr, was das heißt: 24 Stunden ununterbrochen den feindlichen Geschossen und Granaten ausgesetzt zu sein? Wißt ihr, was das heißt: 24 Stunden auf ein und derselben Stelle liegen zu müssen, sich kaum bewegen zu dürfen, ganz auf sich selbst gestellt? Das reißt an den Nerven, das zehrt an der Kraft, das müssen ganze Kerle sein, die so etwas überstehen.

Unter dem Schutz des deutschen Artilleriefeuers kann sich nach 24 Stunden die Kompanie zurückziehen. Doch es gibt für sie keinen Schlaf.

Überallhin funkt die französische Artillerie. Zurück in die Ausgangsstellung. Dort buddelt sich jeder Mann wieder ein. Dann kommt der Befehl: Morgen früh Großangriff. Es gibt keinen Schlaf in dieser Nacht. Bis zum Morgengrauen schießt die französische Artillerie mit allen Kalibern.

Der sechste Tag ist angebrochen. Noch in der Dämmerung machen sich die Kompanien fertig zum Sturmangriff. Die Bunker müssen fallen! Da zischt es auch schon über ihren Köpfen. Die deutsche Artillerie trommelt auf die Bunkerlinie. Das gibt jedem einzelnen Mann Auftrieb, und heiße Wünsche begleiten die deutschen Granaten, die berstend in die Bunkerlinie Löcher reißen und der Besatzung den Mut nehmen. Als die Männer zum Sturmangriff antreten, da hat der Feind die Stellung verlassen. Wie ein Wunder erscheint es, daß der Feind eine so starke Stellung geräumt hat.

Aber es ist Tatsache. Und nun heißt es wieder marschieren. Es sind zwar nur rund 12 Kilometer, die an diesem Morgen durchmessen werden, aber dafür führen

3*

sie durch Sumpf, Wald, dichtes Unterholz, bergauf, bergab, immer nach dem Feind spähend, immer bereit, einem Feuerüberfall zu begegnen.

Die Sonne brennt unbarmherzig, wie alle Tage, auch an diesem Morgen auf die vorgehenden deutschen Truppen herunter. Und als am späten Vormittag das Tagesziel erreicht wird, da heißt es sofort wieder, Verteidigungsstellung beziehen. Das bedeutet wieder graben und nochmals graben. Ohne Ruhe müssen die Männer die tiefen Löcher ausheben zu ihrem Schutz, zu ihrer Deckung.

Unter dem Beschuß der feindlichen Artillerie arbeiten sie wie Akkordarbeiter. Als der Abend sich herniedersenkt, da ist die Stellung so weit ausgebaut, daß Angriffe des Feindes im Schutz der Deckung und durch eigene Waffen zurückgewiesen werden können.

Herauf zieht der siebente Tag. Gleich schön wie alle anderen, gleich hart und anstrengend aber auch wie alle zurückliegenden.

Unaufhörlich hämmert die französische Artillerie auf die deutsche Stellung. Sie kann aber nichts ausrichten, zu gut haben sich die Männer eingebuddelt. Tief in die Erde hinein haben die Feldgrauen ihr Dasein verlegt. Als die Nacht angebrochen ist, da verläßt die Kompanie ihre Stellung, sie muß weiter, neue Aufgaben harren ihrer.

Ein kleines Wäldchen ist das Ziel. 6 Uhr ist es, als die Kompanie dort ankommt. Angebrochen ist der achte Tag. Er ist der Beginn eines Zeitraumes von 110 Stunden, der nicht mehr abgegrenzt werden kann in fünf Tage und vier Nächte, sondern der betrachtet werden muß als eine Kette von Kämpfen, Opfern und Siegen.

Insgesamt vierzehnmal greift die Kompanie die verschiedensten Stellungen an, bis das endgültige Ziel erreicht ist. Unzählige Spähtrupps gehen in dieser Zeit feindwärts. Allein in einer Nacht müssen sechs Angriffe des Gegners auf die eigene Stellung abgewehrt werden. Sechzehn schlagartige Feuerüberfälle der feindlichen Artillerie muß in dieser Nacht die Kompanie über sich ergehen lassen.

Das sind Zahlen, hinter denen kaum vorstellbare Leistungen des einzelnen Mannes stehen.

Während dieser 110 Stunden kann keiner ruhig schlafen, während dieser 110 Stunden muß jeder Mann zu jeder Zeit bereit sein, während dieser 110 Stunden gibt es für die Kompanie nur zwei Dinge: wachen und kämpfen! Alles ist unwichtig geworden in diesen Stunden. Nur ein Ziel steht ihnen vor Augen: die Stellung zu halten. Und sie wird gehalten, weil es davon abhängt, ob die anderen Operationen planmäßig durchgeführt werden können.

Als am zwölften Tag beim sinkenden Abend die Kompanie abgelöst wird, da geht sie in die sicheren Bunker, die ehemals Franzosen als Unterkunft dienten, mit dem stolzen Gefühl, ihre Pflicht bis zum äußersten getan zu haben.

Fallschirmjäger besetzen Waalhaven

Als wir in der Frühe des 10. Mai starteten, da wußten wir nicht, daß uns ein Flug bevorstand, wie wir ihn schöner nie erlebt haben. Es ging nach dem Westen gegen Holland. Mein Bataillon hatte die Aufgabe, den Rotterdamer Landflugplatz Waalhaven zu nehmen und für die nachfolgenden Luftlandetruppen zu sichern. Außerdem waren die großen Maasbrücken in Rotterdam ebenfalls zu besetzen und zu sichern, bis die Erdtruppen heran sein würden. Am Vorabend bei der Befehlsausgabe strahlten meine Männer förmlich, als sie erfuhren, daß es endlich losgehen sollte. In der Nacht vor dem Einsatz war ich noch einmal durch die Schlafsäle gegangen, um mich zu überzeugen, daß sie sich auch alle im Schlaf die Stärkung für die schwere Unternehmung holten. Sie schliefen nicht alle. „Warum schlaft ihr Brüder nicht?" „Können nicht, Herr Hauptmann, wir freuen uns zu sehr!" Ich verbiß mir das Lachen und ließ ihnen ihre Freude.

Und nun brausen wir, noch über deutschem Land, der Grenze entgegen. Nie hat jemand vor uns ein solches Bild gesehen. Wohin man blickt, um uns, über uns, fliegen die Transportflugzeuge mit Fallschirmjägern. Hinter uns steigt die Sonne über den Horizont und wirft einen warmen Schein auf die Männer im Flugzeug hinter mir. Eifrig spähen sie aus den Fenstern, die Stahlhelme festgeschnallt und bereit zum Absprung. Es ist noch nicht soweit.

Nach der Karte muß nun die Grenze kommen. Es gibt hier kein hervorstechendes Bodenmerkmal, das sie anzeigt. Aber etwas anderes gibt es da unten, was uns sofort sagt, daß wir die Grenze nach Holland überflogen haben. Allenthalben blitzt es unten auf der Erde auf. Meine Jäger schauen im ersten Augenblick verwundert, bis einer ruft: „Holländische Flak!" Und da sehen wir auch schon die kleinen Sprengwölkchen platzen. Sie tun uns nichts. Die Jungs lachen darüber. Und noch etwas sehen wir unten, an dem wir erkennen können, daß wir über Feindesland fliegen. Voraus am Kurse zieht sich ein Wasserlauf. Zwei Brücken führen hinüber, eine Eisenbahn- und eine Straßenbrücke. Unser Blick hat die Brücken kaum erfaßt, als beide unter riesigen Blitzen verschwinden, hinter denen schwarzgraue Rauchwolken hochpuffen. Von den Brücken ist nichts mehr zu sehen. Die Holländer haben sie gesprengt. Dieses Bild wiederholt sich ungefähr bei jeder Brücke, die wir überfliegen. Da unten merken sie, daß der Krieg begonnen hat.

Was ist das da links unter uns? Wieder knien die Jäger an den Fenstern, einer über den andern sich beugend. Freund oder Feind? Unsere Kampfflieger sind es, die schnellen Heinkel „He 111“. Unsere Herzen schlagen höher bei diesem Anblick. Erfüllen schon die Flugzeuge unserer Division, soweit der Blick reicht, den Himmel, so verstärkt sich dieses Bild noch um ein Vielfaches durch die Kampfgeschwader. Hell von der Sonne bestrahlt ziehen sie an uns vorbei, wie an unsichtbaren Gummischnüren nach vorn gezogen. Sie sind schneller als wir. Als kurz darauf auch noch die Messerschmittjäger und -zerstörer förmlich an und unter uns vorbeizischen, da muß ich angesichts dieses herrlichen Bildes an das drollige Wort denken, das einer von uns geprägt hat: „Wenn Hermann seine Flugzeuge fliegen läßt, gehen die Vögel zu Fuß!“

Kurz vor dem Flugplatz Waalhaven beginnt es in unangenehmer Nähe zu knallen. Die Explosionen der sehr heftigen Flakabwehr sind trotz des Motorengeräusches zu hören. Überall auf der Erde blitzt das Mündungsfeuer auf, und es knackt und klackt in der Maschine. Meine Jäger schauen sich erstaunt an. Sie lachen nicht mehr. Das scheint ja ernst zu werden. Ich will nicht verschweigen, daß unsere Spannung auf einen Höhepunkt gestiegen ist. Der Befehl zum Absprung wird eine Erlösung bedeuten. Es ist immerhin peinlich, wenn ein Flugzeug in ein Sieb verwandelt wird. Endlich das Absprungssignal. Im Nu sind wir alle aus der Maschine und im Hechtsprung in die Tiefe. Während über mir meine Jäger zur Erde niederschweben und sich durch Zurufe auf dies und jenes aufmerksam machen, was sie am Boden entdeckt haben, orientiere ich mich über die Lage unten. Deutlich ist zu erkennen, daß die Verteidigung vom Rand des Platzes erfolgt. Die Holländer scheinen recht starke Kräfte zur Sicherung ihres wichtigsten Flughafens angesetzt zu haben.

Die Landung geht nicht ganz ohne komische Zwischenfälle ab. Einige Männer landeten auf dem Rücken von Kühen, die da friedlich geweidet haben.

Mit der Schnelligkeit eines Augenblicks sind die Waffen aus den abgeworfenen Behältern aufgenommen, und im Laufschritt geht es auf den Flugplatz zu. Etwas erhöht am Platzrand stehend, sehe ich, wie meine Soldaten sich schon überall auf den Feind gestürzt haben. Das heftige Feuer der Holländer kann ihren ungestümen Angriff auch nicht eine Sekunde aufhalten. Die meisten Unterstände fallen im ersten Anlauf.

Schon während wir auf den Platz zulaufen, hören wir heftiges MG-Feuer, in das sich das peitschende Krachen von Handgranaten mischt, und nach dem Klang sind das deutsche Handgranaten. Richtig. Zu meiner größten Freude sehe ich, näher herangekommen, daß eine ganze Anzahl meiner Jäger so dicht am Platz gelandet ist, daß sie den Feind mit Pistolen und Handgranaten angegriffen haben. Voraus ein Bunker, aus dem heftiges MG-Feuer kommt. Ich traue meinen Augen nicht — ich bin noch nicht ganz heran —, als ich zwei meiner Männer auf den Bunker springen sehe. Sie erledigen ihn mit Handgranaten und Pistolenfeuer durch die Schießscharten.

Über das, was meine prachtvollen Jungen hier allein in Waalhaven geleistet haben, ließe sich ein Buch schreiben. Innerhalb von 30 Minuten war der Platz fest

in unserer Hand. Bis auf eine weiter entfernt stehende Batterie war die gesamte Verteidigung niedergekämpft oder gefangen genommen worden.

Der Holländer hat mutig gekämpft, härter, als wir von einem Volk erwartet haben, das über hundert Jahre keinen Krieg geführt hat. Doch der moralische Eindruck auf den Feind war so groß, daß sein Widerstandswille schon halb gebrochen war. Der ganze Himmel hing voller Fallschirme, und unmittelbar danach brach der Erdangriff gegen die holländischen Stellungen los. Der Flugplatz war, wie ich jetzt auch erfuhr, von einem Infanteriebataillon verteidigt, von vier Fliegerabwehr-MG-Stellungen zu vier Gewehren, von der bereits erwähnten Batterie, die aus vier 7,5-Zentimeter-Skodageschützen bestand, und schließlich von vier Panzerspähwagen.

Der Flugplatz konnte als gesichert gelten. Die Landebahn war frei von Hindernissen, und unsere Luftlandetruppen, die jeden Augenblick kommen mußten, hatten freie Bahn. Nur von der Skodabatterie her kam noch Feuer. Die mußte zunächst beseitigt werden. Als ich den Platz eben verlassen will, landet ein deutsches Flugzeug! Ich halte, winke dem Flugzeugführer zu, ebenfalls zu halten. Er rollt an meinen Wagen heran. Beim Landen dieses Flugzeuges ist mir ein Gedanke aufgestiegen. Meine erste Frage ist: „Haben Sie noch genügend Sprit?" „Wozu?" fragt der Leutnant. Ich zeige ihm auf der Karte die Stellung der Batterie, gebe ihm die Karte: „Sie tun mir einen großen Gefallen, wenn Sie diese Batterie durch ein paar Tiefanflüge ein wenig einschüchtern." „Klar, Herr Hauptmann, wird gemacht!" Er startet sofort, ich sehe ihn eine Orientierungsrunde fliegen und dann hinunterstoßen auf die Batterie. Hell knattert sein MG-Feuer herüber. Noch während dieses improvisierten Angriffs, der die holländischen Kanoniere in Deckung zwingt, setzen meine Jäger den Angriff an. Sie feuern mit ihren leichten MGs, ohne erst in Stellung zu gehen, werfen Handgranaten, und im Handumdrehen ist die Batterie genommen.

Im weiten Umkreis um den Flugplatz sollen noch einige holländische Abteilungen stehen. Zu einer von ihnen schicke ich den gefangenen Kommandanten der Flugplatzverteidigung mit dem Auftrag, sie zur Übergabe aufzufordern, da weiterer Widerstand sinnlos sei und nur unnötiges Blutvergießen erfordere. Der Holländer gibt mir sein Ehrenwort, daß er wiederkommt. Er ist nicht wiedergekommen. Aber Ehre diesem tapferen Soldaten. Er ist durch holländische Kugeln gefallen, als er auf die in Stellung gegangene Abteilung zuging. Seine Leute schienen ihn für einen Deutschen gehalten zu haben.

Nun könnten ja die Luftlandetruppen kommen. Aber noch läßt sich nichts sehen. Es fällt mir ein, daß für die Niederkämpfung der Flugplatzverteidigung mehr Zeit angesetzt war, als ich gebraucht habe. Es ist noch früh am Morgen. Da kommt einer meiner Männer angelaufen und meldet: „Herr Hauptmann, der Gefechtsstand ist eingerichtet und der Kaffeetisch gedeckt!" Ich gehe mit ihm in das Dienstgebäude am Rande des Platzes und muß lachen. Hier ist tatsächlich ein reichhaltiger Früh-

stückstisch gedeckt, das Radio läuft — der Bürgermeister von Amsterdam hält gerade eine Hetzrede —, ich brauche mich nur hinzusetzen.

„Jungs, wie habt ihr das alles so schnell hergezaubert?" — „Haben wir nicht, Herr Hauptmann, det haben die Holländer noch jemacht!"

Das schöne Frühstück wird durch das Dröhnen vieler Motoren unterbrochen. Die Luftlandetruppen! Ich eile auf den Platz und sehe gerade die erste Maschine einschweben. An einem Fenster erkenne ich Oberstleutnant X., der mir strahlend zuwinkt. Noch gestern hat er mir mit dem Finger gedroht und gesagt: „Kinder, Kinder, daß ihr bloß da seid, wenn ich lande!" Es gibt ein herrliches Begrüßungsfest, und nun geht es am laufenden Band. Kaum ist eine Maschine gelandet, da springt auch schon die Infanterie mit ihren gesamten Waffen heraus. Der gleiche Vorgang wiederholt sich nun dauernd. In wenigen Minuten, während die Landung noch immer weitergeht, steht schon eine ansehnliche Streitmacht zur Verfügung. Mit einer der ersten Maschinen ist auch unser General gelandet. Ich bin stolz, ihm melden zu können, daß der Platz schon erkämpft und gesichert ist.

Nun trifft der General die weiteren Anordnungen. Er ist später selbst schwer verwundet worden. Wie hoch sein Verdienst bewertet wird, geht aus der Verleihung des Ritterkreuzes und der Beförderung zum General der Flieger durch den Führer hervor.

Ich bin doch froh, daß die Verstärkung jetzt da ist, denn sofort gehen Luftlandetruppen weiter vor, um die von mir vorgeschobene Brückensicherung zu verstärken.

Auf dem Flugplatz herrscht ein munterer Betrieb. Ein Flugzeug nach dem anderen landet und startet sofort wieder, wenn es seine Ladung ausgespuckt hat. Der General steht auf einem kleinen Erdhügel am Rande des Platzes und leitet Landung und Einsatz seiner Truppen. Plötzlich heult es heran, und 50 Meter neben dem Gefechtsstand des Generals haut es ein. Dieser erste Schuß eröffnet ein ziemlich heftiges Artilleriefeuer auf den Platz. Die Holländer scheinen nach Niederkämpfung ihrer Skodabatterie weiter entfernt andere Batterien in Stellung gebracht zu haben. Der General läßt sich durch das Feuer, das zeitweise beängstigend nahe liegt, nicht stören. Einmal sagt er mir: „Passen Sie auf, bald werden die Engländer da sein!" Der General sollte recht behalten. Gegen Mittag kamen sie. Von Südwesten flogen auch zweimotorige Engländer den Platz an. Sie hatten nur die Rechnung ohne unsere Abwehr gemacht. Einen Engländer hatte ich im Glase. Er brannte, machte die typische schwerfällige Bewegung nach vorn, dann ging er auf die Fläche und stürzte wie eine brennende Fackel in die Tiefe. Ein Mann war mit dem Fallschirm von dem Flugzeug freigekommen. Aber auch sein Schirm brannte schon, und er stürzte ab. Gleich darauf raste ein anderer Engländer in geringer Höhe über den Platz. Ein Motor brannte. Mit derselben eigenartigen Bewegung stürzte er ab und explodierte auf der Autobahn am Hafen. In wenigen Minuten waren alle Tommies am Boden zerschellt.

Unbeschadet dieses Kampfes ging das Landemanöver der Luftlandetruppen weiter. Eine Transportmaschine ist nach dem Start grade auf etwa 250 Meter gekommen, als ein englischer Bomber sich auf sie stürzte. Wir hören schon das Knattern der feindlichen MGs und geben keinen Pfifferling mehr für unsere Maschine. Aber da hören wir das Abwehrfeuer des Heckschützen unserer braven Ju. Er hat Glück, schon schlagen unter den Feuerstößen des Deutschen die hellen Flammen hervor, und unter dem jubelnden Beifall der Fallschirmjäger und der Luftinfanterie stürzt der Feind brennend ab. Wie wir durch Melder erfuhren, wurden unsere Brückensicherungen stark angegriffen, und es war höchste Zeit, daß die Luftlandetruppen die wenigen Fallschirmjäger, die ich als Brückensicherung vorgeschickt hatte, verstärkten. Die Männer von Oberstleutnant X. haben prachtvoll gearbeitet. Sie nennen den Oberstleutnant ihren Vater und verehren ihn förmlich. Wes Geistes Kind dieser Offizier ist, zeigt ein kleiner Vorfall. Auf einem beschlagnahmten Motorrad fuhr er vom Flugplatz zur Stadt, hinter sich seinen Adjutanten. Unterwegs geriet er in feindliches Feuer. Der Adjutant wird ihm von der Maschine heruntergeschossen. Der Oberstleutnant, dessen Anwesenheit vorn unbedingt erforderlich ist, überzeugt sich kurz, daß die Nachkommenden sich um den Verwundeten kümmern. Es war höchste Zeit, daß er zu den Truppen kam. Dort hielten sich die Männer zusammen mit meinen Fallschirmjägern immer noch gegen eine starke Übermacht. Die Lage war dadurch schwierig geworden, daß holländische Offiziere in Zivil auf Booten über die Maas gesetzt waren, um unsere Stellungen zu erkunden. Die Holländer hatten also genaue Kenntnis unserer Positionen, wie unsere Leute bald an dem sehr genau liegenden Feuer merken sollten. Einmal wollten holländische Marinesoldaten mit Schiffen über die Maas gehen, um uns im Rücken zu fassen. Aber unsere schweren Maschinengewehre haben mächtig unter ihnen aufgeräumt. Sie erhielten schwerste Verluste und mußten das Unternehmen aufgeben.

Der Feinddruck auf unseren nördlichen Brückenkopf wurde immer stärker. Aber unsere Männer haben in zum Teil schon brennenden Häusern ausgehalten und den Brückenkopf nicht aufgegeben.

Die erste Nacht im Feindesland brach herein. Wie erwartet, kam der Engländer. Alle fünf Minuten flogen Bomber den Platz an, warfen Leuchtbomben und in ihrem Schein Sprengbomben irgendwohin, dann feuerten sie aus knapp 50 Meter Höhe mit MGs und Kanonen in die Gegend. Aber bald war leichte Flak zur Stelle, die die Briten abwehrte und in große Höhen zwang.

Bei dem Bombenangriff der Engländer wurden sechs meiner Leute verwundet und ein mit Munition gefülltes Gebäude getroffen. Das gab ein herrliches Feuerwerk. Die ganze Munition und die vielen Leuchtpatronen gingen hoch.

Inzwischen erreichte mich der Befehl des Regiments, mich beim Gefechtsstand zu melden. Hier residierte mit der souveränen Ruhe eines alten Infanteristen Oberst X. Auf die Meldungen, der Holländer greife hier und da an, sagte er nur: „Quatsch,

deutsche Fallschirmjäger werden überhaupt nicht angegriffen. Die Holländer lassen sich höchstens mal sehen." Was nicht hinderte, daß der Oberst Befehle erteilte, die den Holländern, wenn sie sich irgendwo sehen ließen, äußerst unangenehm geworden sind.

Am nächsten Tag erreichte das Regiment die Nachricht, daß unsere Panzer nur noch 80 Kilometer weit von unseren Stellungen entfernt wären. Obwohl wir ständig Herren der Lage waren, den Holländern stets das Gesetz des Handelns diktierten, brachte diese Meldung eine angenehme Entspannung. Jetzt wußten wir, daß wir unseren Auftrag erfüllen würden.

Am Nachmittag des dritten Tages traf eine Meldung ein, daß holländische Pioniere an einer Autobahnbrücke halbwegs zwischen Moerdijk und Dordrecht unsere schwache Sicherung überwältigt hatten und im Begriff waren, die Brücke zu sprengen. Die Holländer waren von Süden aus einem Gebiet gekommen, das von uns noch nicht gesichert war. Der Kommandeur sagte zu mir nichts als: „Hin, X.!" Mit einer Kompanie erreichte ich im Eilmarsch die Brücke. Wir griffen sofort rechts und links der Straße an. Die Holländer waren im Vorteil, da sie hinter den Brückengeländern gedeckt und überhöht schießen konnten. Ihr Nachteil war, daß ihnen die Sonne ins Gesicht schien. Mit ein paar Mann ging ich seitlich der Straße gegen die Brücke vor. Immer wenn unsere MGs die Brückenbesatzung niederhielten, machten wir einen Sprung. Als ich, etwa 50 Meter von der Brücke entfernt, wieder einen Sprung machte, zischte es mir wie glühendes Eisen durch die Hand. Ich warf mich hin, um den Schaden zu besehen. Der Schuß war durch die geballte Faust gegangen, hatte einen Finger zersplittert und war reichlich schmerzhaft. Ich konnte einen weiteren Sprung von etwa 30 Metern machen und ging wieder in Deckung. Im Hinwerfen bekam ich einen Schlag an den rechten Fuß, den ich mehr als deutlich spürte. Jetzt allerdings war der Bart ab, denn ich war bewegungsunfähig. Ich mußte mich nun darauf beschränken, den weiteren Verlauf den Angriffs zu beobachten. Meine Jäger hatten sich inzwischen so weit an die Brücke herangearbeitet, daß sie mit einem letzten Sprung am Feind waren. Die Holländer ließen es nicht auf ein Handgemenge ankommen, sondern ergaben sich. Einige wenige konnten auf ihren Rädern flüchten. Da sie nach Dordrecht zu fuhren, wußte ich genau, daß sie dort von unserer Brückensicherung warm empfangen würden, und ließ sie sausen. Meine Männer, fix wie immer, brachten die Krafträder der Gefangenen in Schwung und schafften mich mit den wenigen Verwundeten zum Regiment, wo wir verbunden wurden.

Am ersten Abend nach meiner Einlieferung in ein Heimatlazarett stellte ich das Rundfunkgerät an, und kaum war es warm geworden, ertönte die Nachricht, daß der Führer außer meinem Regimentskommandeur und den anderen Bataillonskommandeuren auch mir das Ritterkreuz verliehen habe. Ich hatte keine Ahnung davon, glaubte mich durch das EK I dafür, daß ich nichts als meine Pflicht getan habe, reichlich belohnt.

Kradschützen, Panzer und Sturzbomber in den Verfolgungskämpfen an der Maas

Unsere Kradschützen sind auf den Feind gestoßen. Nur mit schwachen Kräften versuchen die Franzosen und die Belgier, ihren Rückzug zu decken. Diesen schnellen Truppen, die wie der Wirbelwind nach vorn stießen und als erste über die Sperren hinwegsetzten, war die Nachhut der sich zurückziehenden feindlichen Truppen nicht gewachsen. Aus dem Rückzug der letzten feindlichen Teile wird eine Flucht. Die letzten Franzosen und Belgier stießen auf ihr Gros und brachten dies ebenfalls zu fluchtartigem Zurückgehen. Der Rückzug des Feindes ist so überraschend, daß unsere Kradschützen kaum Gelegenheit haben, stärker in den Kampf einzugreifen. Nur hier und da gibt es in den ersten Stunden des Vorgehens über die Maas kleine Plänkeleien. Stets wird der Feind geworfen. Sein schnelles Zurückgehen wird überstürzte Flucht. Unsere Truppen finden in den Waldschneisen zahlreiche französische Krafträder, deren Motore noch laufen. Viele feindliche Paks sind schon nach kurzer Zeit in unsere Hand gefallen. Es ist ein seltsames Bild, unsere Kradschützen auf dem Vormarsch zu sehen. Neben den niedrigen Fahrzeugen sind auch die erbeuteten hohen Beiwagenmaschinen der Franzosen eingereiht worden. Nun sitzen auf ihnen unsere Männer.

An den Straßenrändern stehen noch französische Panzerkampfwagen. Einige haben den hastigen Rückzug nicht ausgehalten und mußten wegen Maschinenschadens liegen bleiben. Andere weisen in ihren Panzerplatten beinahe faustgroße Löcher auf: Spuren des deutschen Feuers. Die französischen Panzersoldaten, die am Leben geblieben sind, stehen daneben und lassen sich gefangennehmen. Nur wenige Kilometer von der Maas entfernt, raffen sich die Franzosen zusammen. Der Feind hat seine Panzer hier zusammengezogen und setzt sie zum Gegenstoß auf die deutschen Kolonnen an. Auf einem langen Hang, der nur dünn mit Büschen bestanden ist, rücken die feindlichen Panzer auf uns zu. Der Spitzenkommandeur befiehlt die Pak nach vorn. In einem Höllentempo jagen die wendigen Fahrzeuge an ihre befohlenen Plätze. Die Männer protzen ab. Die Pak ist bereit. Zu ihrer Unterstützung werden einige Haubitzen eingesetzt, die in offener Feldstellung, doch gut getarnt, auffahren. Näher rücken die Panzer. 1000 — 800 — 600 Meter. Immer noch haben sie uns nicht erkannt. Endlich kommt der Feuerbefehl. Die Männer hinter den Paks jagen

aus den Rohren hinaus, was sie können. Die Haubitzen werfen ihre schweren Granaten in geringer Entfernung auf den Feind, der von diesem wuchtigen Abwehrstoß so überrascht ist, daß er sofort kehrt macht und verschwindet. Unsere Panzer stoßen nach. Der französische Gegenstoß ist völlig zusammengebrochen.

In höchster Eile geht es vorwärts zur Maas. Wir wollen den Franzosen den Rückzug abschneiden und die Brücken erreichen, ehe sie gesprengt werden. Doch vor dem Maasübergang hat sich der Feind noch einmal zum Widerstand bereitgestellt. Nur wenige Minuten dauert der Kampf, und der erste Panzerspähwagen, gefolgt von einem schweren Panzer, geht über die Brücke. Eine riesige Stichflamme, ein betäubender Knall. Im gleichen Augenblick war die Ladung in der Brücke vom Feind entzündet worden. Wir kamen Sekunden zu spät. Beide Panzer gingen mit in die Luft. Kradschützen machten sich sofort bereit, mit Floßsäcken über den Fluß zu setzen. Im Handumdrehen sind die ersten übergesetzt. Mit Maschinengewehren schlagen sie jeden Angriff der Franzosen, die sich in vorbereiteten Stellungen und Bunkern am anderen Ufer festgesetzt haben, zurück. Rasch ist Artillerie herangezogen, die eine Bunkergruppe zum Schweigen bringt. Doch auch die Franzosen ziehen ihre Artillerie auf dem anderen Ufer zusammen und versuchen nun durch Trommelfeuer unseren weiteren Vorstoß zu verhindern. Aber unaufhaltsam dringen die Kradschützen in der anbrechenden Dunkelheit nach vorn. Im frühen Morgengrauen des Pfingstmontag gelingt es, über den steilen Uferhang hinaus bis 4,5 Kilometer hinter die Maas durchzukommen.

Immer mehr verstärkt der Franzose seine Artillerie. 200 Meter vor dem diesseitigen Ufer der Maas liegt der Befehlsstand unserer eigenen Artillerie. Die B-Stelle ist weit vorn bei den ersten Kradschützen, die als Infanteristen vorgehen. Die Franzosen, die von den Belgiern über jede Einzelheit des Geländes in Kenntnis gesetzt worden sind, haben die Befehlsstelle bald ausgemacht. Und nun beginnt schweres Feuer.

Das Scherenfernrohr ist auf der Hügelkuppe aufgestellt. Das Feldtelephon zu den Feuerleitstellen und der Sender zu der B-Stelle liegen dicht dahinter in der Senke. Zuerst beginnt eine 7,5-Zentimeter-Batterie zu schießen. Sie gibt den links und rechts liegenden 18-Zentimeter-Batterien das Ziel weiter durch. Und nun beginnen auch diese. Lage auf Lage pfeift durch die Luft und schlägt am vorderen Hang jenseits der Maas ein. Immer höher klettern die Einschläge. Die Unsrigen halten die Verbindung mit den Batterien und der B-Stelle aufrecht. Der Schweiß läuft ihnen von der Stirn, die Kragen sind weit geöffnet. Vom Schreien klingen ihre Stimmen heiser. Kaum haben sich unsere Batterien auf den Gegner eingeschossen, da wechselt er seine Stellung. Wieder muß die B-Stelle neue Schußlagen durchgeben, wieder müssen die Melder in höchstem Tempo durch das feindliche Feuer laufen. Alles atmet auf, als am Himmel Stukas und Bomber erscheinen. Mit einem Schlag schweigen die feindlichen Batterien. Die Bomben fielen ins Ziel, und der Widerstand der feindlichen Artillerie war gebrochen.

Gewaltsame Aufklärung am Zuiderseedamm

Kornwerderzand ist ein stark ausgebautes Befestigungswerk auf einer schmalen Landzunge, die senkrecht zum Damm der Zuidersee steht — jenem Damm, der die Zuidersee zwischen Wieringen und Zurig vom offenen Meer abschließt. Sie nennt sich von alters her eine natürliche Festung, die bisher als uneinnehmbar gegolten hat.

Eine Pionierabteilung ist eben daran, an der Chaussee, die nach Harlingen führt, umfangreiche Betonhindernisse zu sprengen.

Das Dröhnen der Explosion und die Rauchwolke hinter uns besagen, daß die Straßensperre bei Zurig beseitigt ist. Wir begegnen den Stoßtrupps, die sich eben für das Unternehmen fertigmachen, ihr Sturmgepäck auf die Räder satteln und sich Handgranaten in die Stiefelschäfte stecken.

Drei durch Pioniere verstärkte Stoßtrupps einer Radfahrereinheit haben den Bereitstellungsraum erreicht. Jetzt rattert auch die schwere Flak, lang erwartet, auf den Brückenkopf zu. Es ist 18 Uhr 35. Ruckzuck ist sie auch schon in Feuerstellung gebracht.

Die paar durch Luftbeschuß erledigten Omnibusse, die von den flüchtenden Holländern am Damm zurückgelassen wurden, dienen zur Tarnung. Es ist für jeden Soldaten eine helle Freude zu sehen, mit welcher Schnelligkeit und Präzision die Bedienungsmannschaften arbeiten — Prachtkerle!

Das Scherenfernrohr der B-Stelle ist aufgebaut und lugt nach den Befestigungen hin. Feuerbereitschaft wird gemeldet. Ein Aufklärungsflieger zieht über dem Damm seine Kreise. Er soll feststellen, ob rückläufige Bewegung des Feindes nach dem Beschuß stattfindet. Der Auftrag heißt für alle: erstens feststellen, ob der Feind sich verteidigt; zweitens, wie stark seine Verteidigungsmittel sind und ob er über Artillerie verfügt; drittens Unschädlichmachen der Minensperren durch Beschuß.

Der Angriffsstreifen für die gewaltsame Aufklärung ist denkbar ungünstig. Zwanzig Meter breit ist die begehbare Bahn des etwa vierzig bis fünfzig Meter breiten Dammes. Nirgends eine Möglichkeit zu hinreichender Deckung. Nur die vier Kilometer lange Asphaltstraße vor uns, die noch hinführt nach Kornwerderzand. Die Verteidiger aber sind auf diese Straße aufs beste eingeschossen. Sie können auf

beiden Seiten des Dammes MG-Flankenfeuer legen und die Fahrbahn mit Artilleriebeschuß zudecken.

18 Uhr 45. Die Beschießung hat begonnen. Die Leuchtspurgeschosse der Flak zischen auf das Ziel zu. Zu kurz — zu weit. Dann aber Treffer! Schwarzer Rauch wölkt hoch.

„Sprenggranaten laden!" kommandiert in einem fort der Geschützführer. „Feuern!" In den Stellungen drüben rührt sich nichts. Kein Schuß wird erwidert. Von der B-Stelle kommt nach der Korrektur das Kommando herüber: „Feuerüberfall!" Wieder sitzen die Schüsse im Ziel. Das Dröhnen der Kanonade schwillt an und hat längst das Rauschen der starken Brandung überschlagen. Die Artillerie feuert aus allen Rohren. Die Ziele verschwinden für Minuten im Rauch der Einschläge. Über eine Stunde lang rollt das Donnern der Batterien über Damm und See dahin.

Die Stoßtrupps schieben sich auf ihren Rädern lautlos die Dammstraße hinauf, Richtung Kornwerderzand. Etwa zwei Kilometer tief sind sie vorgekommen. Da beginnt der Feind dazwischenzufunken, als ob er erst jetzt aus seinem Schrecken erwacht wäre. Ganz dicht vor uns liegen die Einschläge. Alles in Deckung, soweit vorhanden! Nur eine flache Rinne ist seitlich der Fahrbahn. Eine Gruppe sucht jenseits des Dammes Schutz, wird aber vom Feind durch Flankenfeuer zurückgetrieben. Die ersten Verwundeten werden mit Krafträdern eilends zurückgeschafft. Dicke Luft ist auf diesem verdammten Damm. In langer Reihe liegen wir in der Wasserrinne. Dann wieder: Vorwärts, marsch, marsch!

Bis auf 500 Meter arbeiten sich unsere tapferen Stoßtrupps an den Feind heran, ungeachtet des wütenden Abwehrfeuers. Pakgeschosse zerfauchen auf der Asphaltdecke. Da geht die Nase des Infanteristen tief in den Dreck hinein.

Der Artilleriekommandeur und sein Adjutant werden von vorbeikommenden Kradfahrern als verwundet gemeldet. Langsam lösen sich die Stoßtrupps wieder vom Feind.

Die gewaltsame Aufklärung hat ihre Aufträge erfüllt.

Kampftage einer Flakbatterie

Unsere Flak hat, wo sie eingesetzt war, in Polen, in Norwegen, in Holland, in Belgien und in Frankreich, ihren Mann gestellt. Gegen Luft- und Erdziele ist sie mit steigendem Erfolg eingesetzt worden. Was aber eine schwere Flakbatterie zu Beginn des Westkrieges an einem einzigen Tage erlebt hat, das dürfte einzigartig sein, und darum sei der wildeste Tag dieser Batterie hier für immer festgehalten.

Die Batterie hatte westlich Aachen die holländische Grenze überschritten und war am 10. Mai ostwärts der Maas in Stellung gegangen. An diesem Freitag ereignete sich überhaupt nichts. Die Kanoniere schimpften schon. Sie hatten sich das in einem Krieg gegen die Westmächte doch etwas anders vorgestellt. Am Sonnabend, dem 11. Mai, nahm die Batterie einen Stellungswechsel vor. Als erste schwere Batterie ging sie über eine Pontonbrücke bei Maastricht über die Maas. Südwestlich der Stadt bezog sie die neue Stellung. Schon um 11 Uhr sprengte sie einen Verband britischer Wellington-Bomber, ohne aber einen Abschuß buchen zu können. Diese Wellingtons griffen die Brücken in Maastricht an, die für uns wichtigste Nachschubstraße über die Maas. Es sei vorweggenommen, daß alle, teilweise sehr heftigen Angriffe der Engländer auf diese Brücken ohne jeden Erfolg geblieben sind. Das ist zum größten Teil ein Verdienst der deutschen Flak.

Den ganzen Tag über war es dann ruhig. Aber am Abend gellte das Alarmsignal durch die Batterie. Acht Wellingtons kamen aus den Wolken heraus und schossen auf Maastricht zu. Schon beim ersten Feuerüberfall erschien unter einer der feindlichen Maschinen ein Fallschirm, gleich darauf noch zwei. Teile des Flugzeugs flogen durch die Luft, die Maschine stürzte steil ab und verschwand hinter dem Horizont. Der britische Verband war gesprengt, griff aber im Tiefflug weiter an. Ein leichtes Geschütz einer Batterie bekam einen zweiten Engländer zu fassen und zerschoß ihm das Leitwerk. Auch hier sprang die Besatzung im Fallschirm ab und geriet in Gefangenschaft. Das Flugzeug zerschellte am Boden. Die Nacht war trotz steter Alarmbereitschaft ruhig. Ein leichter Rieselregen ging hernieder, vermutlich hat das trübe Wetter die Engländer von nächtlichen Angriffen abgehalten.

Als Entschädigung für die tatendurstigen Kanoniere sollte der Sonntag, es war der 12. Mai, ein wahrer Festtag werden. Es ging schon recht früh los. In der Frühe stießen sieben Bristol Blenheims aus den Wolken nach unten. Die Geschütze

hatten den Feind rechtzeitig erkannt. Er verschwand sofort wieder in den Wolken. Aber aus den Wolkenschleiern kamen die Tommies wieder zum Vorschein. Die erste Gruppe lag dicht neben den feindlichen Flugzeugen. Aus einem von ihnen schoß eine Stichflamme hervor, und unter dem Jubelgeheul der Kanoniere stürzte der Engländer, eine helle Flamme nach sich ziehend, senkrecht zur Erde nieder. Eine riesige schwarze Rauchwolke schoß über der Aufschlagstelle hoch.

Drei englische Fairey Battles griffen im Tiefflug an. Als die Engländer die Batterie in nur fünf Meter Höhe übersprangen, jagten die leichten Geschütze ihnen einige Gruppen nach, zunächst ohne Erfolg. Das Feuer muß den Briten aber doch unangenehm gewesen sein, denn sie nahmen eine leichte Kursänderung vor. Sie jagten genau auf eine Nachbarbatterie zu, die durch das Feuer schon aufmerksam geworden war. Die leichte Flak dieser Batterie schoß in wenigen Sekunden alle drei Engländer ab. Es gab, von uns genau beobachtet, drei Stichflammen. Bei der geringen Höhe, in der sie flogen, rasten die drei Engländer mit Vollgas in den Boden. Ungeheure Detonationen dröhnten herüber, und dann trieben wieder die bewußten schwarzen Rauchwolken, Zeichen des Benzinbrandes, über die Stellung hinweg.

Einige Sekunden später erschienen wieder drei Engländer, diesmal waren es Bristol Blenheims. In über 1000 Meter Höhe zogen sie über die Stellung. Eine Maschine trennte sich von der Kette und warf eine Bombe. Die Kanoniere sahen sie fallen, verfolgten ihre Flugbahn und freuten sich nicht schlecht, als sie 400 Meter neben der Batterie einschlug. Der Engländer, ein ganz frecher Bursche, war nach dem Abwurf tief heruntergestoßen und nahm die Batterie unter MG-Feuer. Unmittelbar hinter diesen drei Blenheims erschienen zwölf weitere, die etwas höher flogen. Kaum waren sie aus dem Feuerbereich verschwunden, da erschienen wiederum drei Blenheims. Auch diese drei bekamen ihren Segen ab, der sie zersprengte.

Die Engländer schienen die Taktik zu verfolgen, die Batterie, die ihnen schon reichlich unangenehm geworden war, durch rollende Angriffe zu verwirren, um dann ungestört ihre Bomben auf die Brücken werfen zu können. Der Batteriechef hatte diese Vermutung kaum geäußert, als sie auch schon durch das Erscheinen weiterer drei Blenheims bestätigt wurde. Die Batterie zersprengte die drei, stoppte aber das Feuer ab, da zwei deutsche Jäger hinter den Blenheims auftauchten. Von unseren Jägern verfolgt, brausten die Engländer nach Westen ab. Die Kanoniere starrten ihnen nach und freuten sich über das rasende MG-Feuer, das aus der Höhe tönte. Deutlich konnten sie die schnellere Schußfolge der deutschen MGs gegenüber dem langsamen Tak-tak-tak der englischen Heckschützen unterscheiden. Nach kaum einer Minute zeigte die eine Blenheim eine Stichflamme und verschwand brennend hinter Bäumen aus dem Gesichtsfeld.

Ein Kanonier meinte, die Woche fängt gut an, als auch schon der nächste Angriff kam. Von Westen raste in 50 Meter Höhe eine einzelne Blenheim heran. Die leichten Geschütze hatten sie schon aufgefaßt und feuerten aus allen Rohren. Die

Der Führer verleiht die neuen Marschallstäbe

Deutsche Fallschirmjäger über Den Haag

Eroberer des Forts Eben-Emael

Blenheim drehte ab, und — wie aus dem Himmel gefallen, saß ihr eine Rotte Messerschmittjäger im Nacken. Ein kurzer Feuerstoß, und mit hellen Flammen zerschellte der Engländer auf der Erde.

Wenn sich auch unsere Kanoniere, die ja monatelang in Deutschland untätig in Feuerstellung gelegen hatten, über diesen Mordsbetrieb freuten, so waren sie doch nicht böse, daß wenigstens das Mittagessen an diesem denkwürdigen Sonntag nicht gestört wurde. Und sie buchten dem Engländer dafür ein kleines Plus. Auch eine kleine Ruhepause nach dem Essen war den Kanonieren noch vergönnt. Aber dann ging es wieder los. Diesmal waren es die lieben Bundesgenossen, die Franzosen. Am frühen Nachmittag erschienen vier Heckenspringer über Maastricht, es waren französische Bomber vom Baumuster Bréguet 690. Schon in Maastricht waren sie durch leichte Flak befunkt worden. Die Franzmänner kamen in acht bis zehn Meter Höhe angejagt. Schon etwa zwei Kilometer vor unserer Batterie zerknallte eine Bréguet auf dem Boden. Sie war von einem leichten Geschütz der Nachbarbatterie erledigt worden.

Die drei übriggebliebenen kamen mit genauem Kurs auf unsere Batterie zu und schossen schon von weitem aus ihren Bug-MGs. Unsere leichten Geschütze feuerten, was sie konnten. Innerhalb einer einzigen Sekunde zeigten zwei der Angreifer Stichflammen, schlugen auf der Erde auf und explodierten. Die vierte Bréguet wurde eine Sekunde später brennend abgeschossen. Der ganze Vorgang, der die Vernichtung von vier schweren französischen Bombern in sich schloß, hatte zehn Sekunden gedauert.

Erst nach dem Abendbrot gab es wieder Alarm. Zwei Blenheims erschienen, in Bodennähe fliegend und von den leichten Geschützen heftig unter Feuer genommen. Der eine Engländer zeichnete deutlich auf die Treffer, bekam dann aber mehrere Volltreffer durch die leichte Flak einer Nachbarbatterie und stürzte über Maastricht brennend ab. Dieser Brite hatte die Batterie mit MGs und einem Geschütz beschossen. Zum Glück gab es keine Verluste, obwohl die Einschläge ringsherum am Boden zerknallten. Daß dieser Bomber aber eine Verpflegungskiste restlos zerschossen hatte, das haben ihm die Kanoniere schwer übel genommen. Die zweite Blenheim flog etwas abgesetzt von der ersten und wurde, während die erste abstürzte, von den Salven unserer Batterie getroffen. Sie flog brennend über einen Kilometer weit, setzte in zweitausend Meter Entfernung von der Batterie auf und explodierte eine Minute später. Die Besatzung wurde gefangengenommen.

Bedarf es noch der Versicherung, daß es in diesem Krieg bisher kaum eine Flakbatterie gegeben hat, die so vergnügt wie diese am Abend dieses denkwürdigen Kampftages die Stahlhelme abnahm und sich den Schweiß aus dem Gesicht wischte? Dieser eine Tag war den Kanonieren reichste Belohnung für die vielen Monate untätigen Wartens und Lauerns.

Abgeschossen – Vermißt – Befreit

Es ist 2 Uhr 45. Ich sitze in der Maschine, rechts von mir der Beobachter. Von hinten kommt vom Funker durch: „Alles klar!" Draußen ist stockdunkle Nacht. Die Motoren sind abgebremst, und ich warte nur darauf, daß der große Zeiger der Uhr auf dem Steuerknüppel die 50 durchläuft, denn 2 Uhr 50 ist meine Startzeit. 2 Uhr 45; gleich ist es soweit. Ich gebe langsam Gas, und entlang an der bunten Lampenreihe rollt der schwere Vogel und hebt sich mit seiner Last über die ersten Hindernisse am Rande des Rollfeldes in die Luft. Wir fliegen der Küste zu. Links und rechts haben die beiden Kettenkameraden aufgeschlossen. Wir vergleichen die Kompasse und ändern Kurs auf das Ziel zu, auf unser Ziel, das heute ein Flughafen an der nordwestfranzösischen Küste ist. Endlich liegt er unter uns — wir sehen die Maschinen vor den Hallen. Heute muß jede Bombe sitzen. Dreimal greifen wir an, und dreimal fallen die Bomben so, wie wir es uns gedacht haben. Beim zweitenmal hat uns die Flak erwischt, beim drittenmal hat sie sich so gut eingeschossen, daß mein Höhenruder nicht mehr einwandfrei arbeitet. Plötzlich von hinten die Stimme des Bordschützen: „Von rechts feindliche Jäger!" Wir sind nicht sehr hoch und haben so nicht mehr den Vorteil, uns Geschwindigkeit aufdrücken zu können — aber es wird schon klar gehen!

Die Jäger greifen zweimal an, ohne Wirkung zu erzielen. In der Maschine herrscht vorbildliche Ruhe, kein Wort zuviel, aber auch keins zu wenig. Hinten hämmern die MGs. Beim dritten Angriff der Jäger höre ich die Stimme des Bordschützen: „Ich bin verwundet — bitte verbinden!" Ich weiß genau, wenn dieser Bordschütze sofort verbunden werden will, muß es ihn schon erheblich erwischt haben. Aber ich kann ihm nicht helfen und gebe zurück: „Auf jeden Fall weiterschießen!" Inzwischen ist der Beobachter nach hinten gegangen und übernimmt das Maschinengewehr des Bordschützen. Wieder bellen die Maschinengewehre laut auf. Ein vierter Angriff der Jäger — vorn bei mir in der Kanzel des Flugzeuges splittert Glas — Instrumente fallen aus, sind zerschossen — der rechte Motor arbeitet unruhig und fällt in den Touren ab — die rechte Fläche ist durchlöchert. Alles weitere spielt sich in Minuten ab, die mir wie Stunden erscheinen. Nochmals ein Angriff der Jäger. Der rechte Motor qualmt und bleibt stehen, kurz darauf der linke Motor. Der Beobachter wird verwundet. Ich selbst

habe einen Schuß im rechten Oberschenkel, der durch mein Fliegerbordmesser aufgehalten wird und dort steckenbleibt. Die Maschine, die jetzt völlig steuerlos ist, sinkt, Schnauze zum Boden hin, ich kann gerade noch nach hinten schreien: „Festhalten!“ Dann ein ohrenbetäubender Krach — und nichts mehr.

Als ich wieder zu mir komme, liege ich vorn in der Kanzel und sehe rechts von mir im zerbrochenen Glas einen roten Schein. Mein erster Gedanke: „Feuer!“ — und schon rapple ich mich auf, klettere aus dem verklemmten Fenster aus der Maschine heraus und sehe draußen meine Kameraden bereits Vorkehrungen zur völligen Vernichtung der Maschine treffen, die auf keinen Fall in Feindeshand fallen darf. In 100 Meter Entfernung schießen MGs. und treffen unsere Maschine, aber keinen von uns. Es ist, als ob man Kieselsteine in eine Fensterscheibe hineinwirft, dieses Einschlagen der Kugeln in den Flugzeugleib. Kurze Zeit darauf sind wir von französischen Soldaten und Zivilbevölkerung umringt, werden, obwohl wir uns kaum auf den Füßen halten können, im Triumphzug in ein nahegelegenes Haus gebracht. Dort wird unser Verwundeter ohnmächtig. Ich selbst werde auf eine Bank gelegt. Als ich wieder zu mir komme, sind meine Taschen ausgeräubert. Nicht einmal den Kamm und das Taschentuch haben sie mir gelassen. Autos fahren vor. Wir werden von dem Schwerverwundeten getrennt und mit Lastwagen in eine kleine französische Stadt gebracht.

In einem geschlossenen Hof hält der Wagen. Wir müssen aussteigen. Aber der Weg geht nicht zur Vernehmung, wie wir gedacht haben, sondern wir werden, jeder für sich, in eine kleine, feuchtkalte Zelle eingesperrt und warten dort Stunden auf Stunden. Abends ein kurzes Verhör, aber sie bekommen nichts aus uns heraus. Und so bringt man uns wieder in die Zelle. Die Nacht ist kalt. Die Zelle hat zwei kleine Fenster, deren Scheiben zerschlagen sind. Der Wind pfeift durch den Raum. Ich friere jämmerlich. Eine Decke hat man uns zugestanden. Am nächsten Tag bitte ich um eine weitere Decke und ein Kopfkissen, weil ich mit Gehirnerschütterung und einer Beinverletzung während der kalten Nacht starke Kopfschmerzen bekommen habe. Ich weise auf die zerschlagenen Fenster hin. Als Antwort darauf werden die Fenster mit Brettern und Pappe zugenagelt, so daß es von nun an ganz dunkel in der Zelle ist. Eine weitere Decke bekomme ich nicht.

Die Verpflegung ist erstaunlicherweise ausreichend. Aber man ist durch die schlechte Behandlung derart mißtrauisch geworden, daß man nur mit Widerstreben ißt. Dreimal noch werde ich zum Verhör vorgeführt, werde angeschrien, der vernehmende Offizier schüttelt mich hin und her, obgleich ich mich kaum auf den Füßen halten kann. Wie ich später erfuhr, hat man einen anderen meiner Besatzung sogar geschlagen, um wichtige Einzelheiten aus ihm herauszuholen. Mit soldatischer Ritterlichkeit hat diese Behandlung nichts mehr zu tun.

Fünf Tage sitzen wir nun schon in Dunkelhaft, und es ist nicht abzusehen, wann dieser Zustand ein Ende nimmt. Inzwischen kommt Pfingsten — wohl das trau-

4*

rigste Pfingstfest, das ich je erlebte! Nur eines war schön, der dauernde Flieger-alarm. Wir hörten unsere Kameraden über uns. In einer Nachbarzelle pfeift einer das Engelandlied. Ganz fein und leise dringt es herüber in meine Zelleneinsamkeit, und mit einem Male weiß ich, ich bin nicht mehr allein, die anderen sind auch noch da. Das Pfeifen wird lauter — alle sind eingefallen. Bis der Posten gegen die Zellentür klopft: richtig, es ist ja verboten!

Am neunten Tag bringt mir der Posten wie allmorgendlich einen Eimer Wasser in die Zelle, und ich entschließe mich nun endlich, mein Taschentuch, das man wir inzwischen wiedergegeben hat, zu waschen. Wir bekommen auch einen Kamm. Ich habe nie gewußt, wie schön Kämmen sein kann. Auch die Ungeziefer-probe ist negativ ausgefallen. Plötzlich rasselt der Schlüssel an der Zelle — ein Unteroffizier schreit mir zu: „départ", und ich weiß aus dem französischen Unter-richt von früher her, daß es so etwas wie Abreise bedeuten muß. Ein eigen-artiges Gefühl: Abreise, und man braucht nicht zu packen. Alles, was ich besitze, ist: ein Rock, eine Hose, ein Hemd, ein Paar Fliegerstiefel und ein Taschentuch. Und das ist meine Ausrüstung, in der ich sechzehn Tage gewacht und geschlafen habe.

Zum erstenmal sehe ich nun meine Kameraden wieder. Der Schwerverwundete fehlt natürlich, dafür sind von einer anderen abgeschossenen Maschine zwei weitere Flieger mit auf den Wagen gestiegen. Wir werden schwer bewacht, jeder von uns sitzt zwischen zwei Poilus, vorn beim Fahrer zur Sicherung zwei weitere, und auf den Plätzen am weitesten hinten im Wagen zwei Sergeanten. Unwillkürlich denke ich an die riesigen Gefangenenkolonnen in Polen, die von verschwindend wenig deutschen Soldaten in Schach gehalten wurden, und denke weiter an die Tage des norwegischen Feldzuges, als bei uns eine abgeschossene englische Flug-zeugbesatzung zu Mittag aß und von uns so behandelt wurde, wie man einen tapferen und unterlegenen Feind eben zu behandeln hat.

Nach zwei Stunden Fahrt hält der Wagen. Wir werden herausgeführt, wieder ängstlich bewacht, und in einen Raum gebracht, der, wie man uns sagt, als Schlaf-, Wohn- und Eßraum zu dienen hat. Er ist klein, und es ist nur Stroh in diesem Raum. Nach drei Tagen wechselt die Lagerbewachung. Statt der Fran-zosen kommen Belgier. Mit den Franzosen verschwindet auch leider die Ver-pflegung, und wir ernähren uns fortan nur spärlich von Brot. Aber die Belgier selbst leiden auch Hunger. Die Waffenbrüderschaft scheint sich nicht auf den ge-meinsamen Kochtopf zu erstrecken.

Durch eine kleine Ritze in unserer Baracke können wir die Straße beobachten. Flüchtlinge ziehen vorbei, dazwischen Artillerie, Infanterie, Tanks, dann wieder Flüchtlinge. Nachts fallen die deutschen Bomben. Eines Morgens kommt der bel-gische Offizier zu uns und teilt uns mit, daß wir sofort abmarschieren werden. Als Sicherheit gegen die französische Bevölkerung will er uns eine genügende An-zahl belgischer Soldaten mitgeben, um ungefährdet Calais zu erreichen. Diese

Formulierung „gegen die französische Bevölkerung“ läßt uns aufhorchen. Die Sache steht für Deutschland schlecht, wollte man uns glauben machen. In den frühen Morgenstunden aber sahen wir durch unsern Ausguck, daß französische Zerstörer in die französischen Befestigungsanlagen der Küste hineinschossen. Nun werden wir hellhörig! Also, folgern wir, sind die Deutschen da, also fliehen die Franzosen vor unsern eigenen Kameraden, also ist die französische Bevölkerung schon selbst auf der Flucht. Und all die Fluchtpläne, die wir bisher gehegt haben, gewinnen Gestalt, ihre Ausführbarkeit rückt in greifbare Nähe. Als wir vor der Baracke antreten, stellen wir fest, daß für uns neun deutsche Gefangene 35 belgische Soldaten und ein Leutnant als Bewachung eingeteilt sind, und wir fluchen innerlich, denn die Flucht wird nun schwieriger sein. Wie berechtigt und gut diese Schutzmaßnahme der Belgier ist, stellen wir erst im Laufe des Tages fest.

Hinter uns marschieren 300 internierte Deutsche, Männer jeden Alters, Frauen mit Kindern an der Hand, Hochschwangere, Greisinnen, alles in wildem Durcheinander. In der ersten Reihe dieses traurigen Zuges marschieren drei deutsche Offiziere, dahinter drei Feldwebel und in der dritten Rotte drei Unteroffiziere. Diese neun deutschen Gefangenen tragen Fliegerpelzstiefel ohne Strümpfe, die Stiefel sind viel zu groß, und nach einer Stunde bereits sind die Füße mehr oder weniger durchgelaufen. Eskortiert sind wir rechts und links von belgischen Soldaten. Wenn wir in Dörfer hineinkommen, ertönt von hinten ein kurzes Kommando des Leutnants: „Doublez des gardes!“ Und das ist gut so, denn von weitem schon sehen wir, wie in den Dörfern die Menschen zusammenströmen und auf die deutschen Flieger warten. Am Anfang können wir uns nicht erklären, wieso die Tatsache unseres Durchmarsches so schnell bekannt wird. Dann aber merken wir, daß vor unserem Zug französische Soldaten und Zivilisten marschieren, die in jedem Dorf ihr „Des aviateurs allemands!“ laut ausschreien. Sie sind unsre Reklameabteilung, wie wir mit bitterem Lächeln feststellen. Ja, die deutschen Flieger. Man haßt sie dort, wie sonst kaum etwas in der Welt, und man empfängt sie dementsprechend. Für uns, die wir ohne Waffen sind, gibt es nur eine Möglichkeit hindurchzukommen. Wir nehmen, auch wenn es noch so schwer fällt, mit den wunden Füßen Marschtritt auf, erinnern uns an den alten Spruch vom Exerzierplatz: „Kopf hoch, Brust raus!“ — und vertrauen im übrigen auf die Bajonette der belgischen Soldaten.

Am schlimmsten sind die Frauen jeglichen Alters, die uns mit einer wahren Sintflut von Schimpfworten und Schmähungen begrüßen. Unvergeßlich bleibt mir eine alte, gebückte Frau mit zahnlosem Mund, deren kreischende Stimme sich immer im höchsten Diskant überschlug, und die auch dann noch, als wir längst vorbei waren, den deutschen „Kindermördern“ ihren Haßgesang nachschrie.

Die Straße wird kontrolliert von französischen Militärwagen, deren Insassen ihr Gewehr schußfertig auf dem Wagenrand aufliegen haben. An einer Straßenbiegung plötzlich ein Motorrad, dessen Beiwagenfahrer noch im Fahren abspringt,

auf mich, als dem nächsten Gefangenen, zustürzt, seine Pistole entsichert und ein wildes Kauderwelsch hervorsprudelt. Er setzt mir die Pistole auf die Brust, sein Finger liegt am Abzug, und ich warte, warte und bin nur neugierig, was geschehen wird. Ich sehe noch jetzt sein Gesicht mit den vielen Sommersprossen ganz dicht vor meinen Augen, habe noch jetzt den süßlichen Fuselgeruch, der von ihm ausströmt, in der Nase und wundere mich, daß ich in diesem Augenblick nichts Besseres denken konnte als: Was wird nun kommen? In mein Blickfeld schiebt sich ein belgischer Sergeant, der mit blitzschneller Bewegung die Pistole des halbbetrunkenen Matrosen ergreift und nach unten auf die Erde hält. In der Zwischenzeit ist der belgische Leutnant nach vorn gekommen, wir haben Zeit gewonnen.

Der belgische Leutnant verhandelt mit den Matrosen, die zwar noch einen Offizier als Führer haben, sonst sich aber völlig wild gebärden. Eine halbe Stunde dauert die Verhandlung über unser weiteres Schicksal. Die französischen Marinesoldaten machten unterdes unmißverständliche Halsabschneidebewegungen und schnalzten dabei genießerisch mit der Zunge. Wir haben minutenlang das Gefühl, Schlachtopfer für ein besseres Volksfest zu werden.

Die Verhandlung zwischen dem französischen und dem belgischen Offizier ist sehr wort- und gestenreich. Schließlich aber setzt der Belgier durch, daß wir bei ihm bleiben dürfen und nicht dieser wilden Horde von Straßenräubern „pour plaisir“ ausgeliefert werden.

Der Marsch geht weiter. Zum erstenmal höre ich von Dorfbewohnern die Frage: „Des Allemands?“ Bisher hieß es immer: „Des boches?“ Und gleich nach der bejahenden Antwort kam dann eine Flut von Schmähworten und Speichel. Die Belgier füllen ihre Feldflaschen, geben uns einen Schluck zu trinken. Wir dürfen unsre wunden Füße in einen mit Wasser gefüllten Kuhtrog hineinhalten. Weiter geht der Marsch. Wir sind nun schon acht Stunden unterwegs. Unser einziger Gedanke ist: Hoffentlich ist es dunkel, wenn wir nach Calais kommen.

Es ist 23 Uhr, als wir in der Vorstadt von Calais eintreffen. Überall englische Tanks, Sperren, Straßenstreifen. Der belgische Offizier wird vom gemeinen englischen Soldaten nur sehr von oben herab behandelt. Alle 500 Meter müssen wir anhalten, immer wieder muß sich der Leutnant ausweisen. Schon die sprachliche Verständigung unter den Alliierten ist schwierig.

Plötzlich steht das Rathaus von Calais vor uns, magisch beleuchtet von einem Riesenbrand, der im Hafen wütet. Aber dieses Bild ist nicht schrecklich, nicht grausam, sondern nur gigantisch schön. Man hört die Einschläge der deutschen Artillerie im Hafen. Es ist ganz dicht bei uns, aber wir sind so müde und stumpf. Viel wichtiger als aufpassen ist schlafen, schlafen, schlafen!

Es ist zwei Uhr. Endlich kommt der belgische Offizier nach einer endlosen Unterredung zurück, die er im Rathaus mit englischen Offizieren hatte. Wir rappeln uns vom Straßenpflaster hoch, und nun stellt sich heraus, daß auch der

letzte von uns, der sich noch einigermaßen gut auf den Füßen halten konnte — er war der einzige, der noch Strümpfe besaß —, kaum noch gehen kann. Durch winklige Straßen führt der Weg, und endlich werden wir in einen großen Saal hineingelassen, in dem noch Stühle und Bänke stehen. Wir sind in demselben Raum wie die Internierten. Kinder schreien, Frauen stöhnen, aber wir hören es kaum noch. Wir suchen uns eine Ecke, und dann schlafen wir, schlafen dort, wo wir gerade hingefallen sind.

Am nächsten Morgen werden wir neun in einen anderen kleineren Raum gebracht. Zu essen gibt es nichts, denn die Belgier bekommen von ihren Verbündeten, den Engländern, selbst nichts. Tagsüber hören wir Einschläge und Abschüsse schwerer Artillerie. Unsere Rechnung stimmt, wir sind dicht am Hafen.

Wieder eine Nacht vergeht. Plötzlich morgens zwischen sechs und sieben Uhr von unten aus dem Gang eine Stimme mit einem harten R, und diese Stimme schreit immer wieder: „Raus! Raus! Raus!" Die belgische Wache steht schreckensbleich an der Wand. Einer von uns, der nahe der Tür steht, reißt dem Posten das Gewehr aus der Hand, stürmt die Treppe hinunter, denn wir wissen plötzlich ganz genau: Die Deutschen sind da! Unsere deutschen Kameraden sind in der Stadt! Und unten im Gang ein deutscher Hauptmann, ein Gefreiter und ein Schütze. Zwischen uns und ihnen die Belgier, die kampflos ihre Waffen strecken und bereits draußen auf der Straße ihre Munition abgeben. Hinterher stellt sich heraus, daß der Hauptmann, der uns mit seinen Leuten befreit hat, im Zivilleben Pastor der Hamburger Katharinenkirche ist.

So fielen zwei Forts von Lüttich

I. Fort Eben Emael

Zu den hervorragendsten Taten während der Eröffnungsoffensive an der Westfront gehört die Eroberung des belgischen Festungswerks Eben Emael, südlich Maastricht, einer der stärksten Befestigungsanlagen der Welt, durch den gemeinsamen Angriff von Luftlandetruppen und Heereseinheiten. Für die Durchführung dieses unvergleichlich kühnen Unternehmens hat der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht einer Reihe von Offizieren und Unteroffizieren das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen, darunter dem Oberstleutnant Mikosch und dem Oberfeldwebel Portsteffen, beide Angehörige eines Pionierbataillons, das an dem Sturm auf das Fort beteiligt war.

9. Mai 1940 nachmittags. Das Pionierbataillon rückt, von einer Übung kommend, in seine Quartiere ein. Nur kurze Zeit noch dauert es, bis die Männer wieder alarmiert werden. Jeder fühlt, daß es dieses Mal der Aufruf zu einem ernsten Einsatz ist, der in dieser Stunde als Befehl durch die Kompaniereviere eilt.

Der Bataillonskommandeur, Oberstleutnant Mikosch, hält einen versiegelten Brief in der Hand. Ruhig öffnet er den Umschlag. Und mit gleich ruhiger Miene des erfahrenen Truppenkommandeurs liest er seinen Auftrag durch.

Mit der sinkenden Sonne verläßt das Bataillon seinen Standort im Bereich des Westwalls. Westwärts! Trotz der anstrengenden Übung, die hinter ihnen liegt, finden die Soldaten nur wenig Schlaf. Denn die Front ruft. Ihr entgegen strebt mit starker Motorenkraft die Kolonne.

Unterwegs melden sich beim Bataillonskommandeur die Führer weiterer Einheiten. So formiert sich die Gefechtsgruppe Mikosch. Auftrag: Die Gruppe setzt sich zusammen mit Luftlandetruppen in den Besitz des Forts Eben Emael!

10. Mai 1940. In den Morgenstunden überschreiten die deutschen Truppen die holländische Grenze, Marschrichtung Maastricht. Sondereinheiten halten in einer Vorausabteilung die Spitze, um sich in den Besitz der bei Maastricht über den Albertkanal führenden Brücke zu setzen. Luftlandetruppen halten bereits am jenseitigen Ufer dem Fluß entlang eine Reihe von Stützpunkten. Ihnen die Hand zu reichen, ist Aufgabe der vorgehenden Heerestruppen. Die Gefechtsgruppe Mikosch soll Verbindung mit den auf den Panzerkuppeln von Eben Emael, dem stärksten Fort der Festung Lüttich, etwa drei bis vier Kilometer südlich Maastricht gelandeten Fliegern aufnehmen.

Bevor die deutschen Truppen ihren Fuß auf die Brücke bei Maastricht setzen, geht diese unter einer ungeheuren Detonation in die Luft. Der Vormarsch stockt. Zu gleicher Zeit setzt aus dem Fort Eben Emael ein wildes Artilleriefeuer ein, um die deutschen Verbände am Übergang zu hindern. Jede Minute ist jetzt kostbar, denn die bereits schwer mit den Belgiern ringenden Luftlandetruppen bedürfen dringend der Unterstützung. Da entschließt sich Oberstleutnant Mikosch zum Übersetzen in Floßsäcken. Die seiner Gefechtsgruppe zugeteilten Flakbatterien gehen ostwärts der Maas in Stellung und unterstützen durch Sperrfeuer gegen die belgischen Befestigungen das Unternehmen. Als einer der ersten setzt der Oberstleutnant mit den Schlauchbooten über, die unter den schwierigsten Umständen über die steilen Kanalwände auf Leiterstegen zu Wasser gelassen werden. Pausenlos jagt den kühnen Männern der Hagel von Geschossen und Granaten aus der Werkgruppe von Eben Emael entgegen, zu dem sich weiteres heftiges Feuer aus anderen Stellungen und Bunkern gesellt.

Boot um Boot setzt unbeirrbar durch den Feuerhagel über. Die erste Sturmkompanie der Pioniere, zu denen auch Infanteristen getreten sind, hat das Westufer jetzt erreicht. Was irgendwie an Fahrzeugen vorhanden ist, wird beschlagnahmt, und auf Kampfwagen, Fuhrwerken, Rädern setzt sich die Kompanie unter dem wütenden Feuer des Gegners am Westufer des Kanals in Richtung auf die Nordspitze von Eben Emael in Marsch. Kämpfend arbeiten sich die Pioniere vor. Die Widerstandsnester der sich zäh verteidigenden Belgier werden ausgehoben, die Gräben ihrer Stellung aufgerollt, ihr Gegenangriff wird im Sturm pariert. Straßensprengungen, gewaltige Trichter, Sperren, Minenfelder und dazu das immer heftiger werdende feindliche Feuer liegen auf ihrem Weg. Am Nachmittag stößt die Spitze in den belgischen Ort Canne hinein. Drüben über den feindlichen Stellungen sind die Kameraden der Luftlandetruppen sichtbar, die mit allen Kräften das Vorgehen der Pioniere unterstützen. Durch Funk treten die beiden deutschen Gruppen in Verbindung, zwischen ihnen befinden sich die Belgier.

Inzwischen ist es dunkel geworden. Der Feind läßt Leuchtkugeln hochgehen und Scheinwerfer aufblitzen, heiß und pausenlos geht der Kampf weiter. Trotz des heftigen Feuers, dessen ungeheure Kraft noch dadurch erhöht wird, daß die Belgier berechnend ihr Feuer einfach auf die Steilwände des Kanals richten, so daß die Geschosse abprallen und Querschläger hervorrufen, sind bis drei Uhr nachmittags vier Kompanien übergesetzt. Mit der Gelassenheit des erprobten und schon im Weltkrieg bewährten Frontoffiziers gibt Oberstleutnant Mikosch seine Befehle.

Südlich Canne zweigt vom Hauptkanal ein Stichkanal ab, der sich gemeinsam mit einer etwa 20 Meter hohen breiten Kuppel schützend vor die Panzerwerke von Eben Emael legt. Dazu sind durch Schleusenöffnung die einzigen Zugangswege und weit und breit das umliegende Gelände überschwemmt. Die gegen die Nordspitze der Befestigungen angesetzte Sturmkompanie steht vor einem neuen, un-

überwindlich scheinenden Hindernis. Drüben aber, auf den Kuppeln des Forts, warten die Kameraden der Luftwaffe. Es muß ein Weg gefunden werden.

In dieser Lage reift in dem Oberfeldwebel Portsteffen ein verwegener Plan. Mit 50 ausgesuchten Männern schafft er die durch Beschuß teilweise beschädigten Schlauchboote heran, macht sie flott und setzt, kaltblütig dem im Licht der Scheinwerfer und Leuchtkugeln heftig unterhaltenen Feuer der Belgier trotzend, über das Überschwemmungsgebiet. Ohne Verluste erreichen die Männer die gegenüberliegenden Hänge und pirschen sich durch das gefährdete Gelände an die Panzerkuppeln heran. Der Oberfeldwebel ruft das Kennwort und den Namen des Oberleutnant Witzig hinüber. Unbeschreiblich ist die Freude über die Vereinigung der beiden Gruppen, die am 11. Mai in der Morgendämmerung zwischen fünf und sechs Uhr erfolgt. 24 Stunden hatten die Luftlandetruppen dem Gegner getrotzt und die Stellung gehalten. 24 Stunden lang hatten sich ihnen die Pioniere entgegengekämpft Diese Stunde war vielleicht die glücklichste und stolzeste ihres Soldatenlebens.

Unverzüglich macht sich Oberfeldwebel Portsteffen an die Bekämpfung der den Kanalweg noch immer stark unter Feuer haltenden Werke.

Mit geballten Ladungen dringen die Männer gegen die Betonscharten, aus denen Geschützrohre und MG-Läufe herausragen, vor. Entsetzlich ist die Wirkung. Zerfetzt und zersplittert fliegen die Rohre der Kanonen auseinander, begleitet von einem Trümmerregen von Stahl, Stein und Erde. Weithin hallen die Detonationen durch den Morgen. Von Entsetzen gepackt, räumen die Belgier ihre Bunker. Werk um Werk wird so niedergekämpft. Inzwischen sind eine zweite und eine dritte Sturmkompanie nachgedrungen. Schritt für Schritt kämpfen sich Pioniere und Infanteristen vor. Ein Geschütz nach dem anderen stellt sein Feuer ein. Weiter ist es gelungen, sechs Panzerabwehrkanonen auf Floßsäcken herüberzubringen, die den Kampf gegen überlegene Kanonen der Panzerwerke aufneehmn und — ihn gewinnen.

Um zehn Uhr vormittags setzt der Angriff der Gefechtsgruppe Mikosch zum letzten Sturm an. Um 12 Uhr 15 schweigt das Fort Eben Emael, und um 12 Uhr 30 erscheint mit weißer Fahne der belgische Parlamentär. 100 tote und verwundete Gegner liegen zwischen den Trümmern der Panzerwerke und Bunker. An die 1000 werden zermürbt und moralisch gebrochen durch die Wucht des unaufhaltbaren deutschen Angriffs in Gefangenschaft geführt, ein kleiner Teil sucht sein Heil in der Flucht.

Mit vier deutschen Pionierkompanien ist gegen die Übermacht von 1200 Feinden, gegen eine für unüberwindlich gehaltene, mit stärkstem Eisen und Beton ausgebaute und mit modernsten schweren Waffen ausgestattete Panzerfestung ein unvergleichlicher Sieg errungen — von einer entschlossenen Schar todesmutiger deutscher Soldaten, geführt von Männern, deren Herz vor Tod und Teufel nicht zitterte.

II. Fort Boncelles

In der Feldschlacht gibt der Tod jedem die gleiche Chance. Jenseits und diesseits des Niemandslandes stehen die MGs in Lauerstellung und befeuern jeden gebückten Rücken und jeden auftauchenden Stahlhelm. Die Sprengstücke der Artillerie suchen hüben und drüben ihre Opfer.

Hier aber vor Boncelles, einem der stärksten Panzerwerke im inneren Festungsbereich der Stadt Lüttich, steht die Partie 90:10 für den Gegner. Die schweren Mörser unserer Artillerie schießen Dauerfeuer. Pioniere wagen ihr Leben, um geballte Ladungen an die Panzertürme heranzubringen. Gefallene Infanteristen liegen vor den Drahtverhauen. Sie haben versucht, eine der feuerspuckenden Scharten durch MG-Punktfeuer außer Gefecht zu setzen. Das alles prallt an dem Panzerkleid der Festung ab. Sie liegt da wie ein unheimliches, bösartiges Tier aus der Urzeit. Ein grau-grüner kahler Sandhügel mit kaum erkennbaren Erhöhungen, aber wenn man hinter dem Scherenfernrohr sitzt, dann sieht man, daß dieses Tier lebt. Plötzlich taucht aus dem Grün ein schwarzer Panzerhut auf, späht sekundenlang in die Gegend und verschwindet wieder wie vom Erdboden verschluckt. Gleich darauf schießt in Sekundenschnelle ein zweiter Turm in die Höhe, um seinen stählernen Gruß unserer Infanterie entgegenzuschicken, die das Fort von allen Seiten eingeschlossen hat.

Langrohre, Haubitzen, Mörser und Panzerabwehr-Kanonen vereinen sich zu einer Feuerglocke über Boncelles. Aber die Panzer scheinen unverwundbar, das Werk feuert aus allen Türmen. Und dennoch: Boncelles muß fallen . . .

Nachts erkunden die ersten deutschen Stoßtrupps das Werk. Sie schieben sich bis auf 30, 40 Meter an den leicht gesenkten Hang heran und wagen dann den Sprung bis zu den Panzerkuppeln. Da erreicht sie das Feuer des Gegners unter der Erde. Sie springen vor in 20 Meter tiefe und ebenso breite Gräben der Festung, ducken sich in die toten Winkel, um die Lage der feuernden Scharten auf Skizzen festhalten zu können. Aber es gibt hier keinen Raum, den nicht die Garbe eines belgischen MGs ausfüllen würde. Von den sieben Mann des Stoßtrupps fallen zwei, einer wird leicht verwundet, die anderen geben ihre Aufgabe in der Feuerhölle nicht auf. Sie kriechen an den Eingang des Hauptwerkes, gehen mit Zick-Zack-Sprüngen der auf 20 Meter Entfernung schießenden 7,5-Zentimeter-Kanone aus dem Wege. Sie kommen dicht an die Panzerkuppel, so daß sie hören, wie drinnen der leitende Offizier befiehlt: „Plus à gauche, plus à droit!“ Sie liegen sieben Stunden lang an eine Panzerwand gekauert und erwarten die ersten Morgenstunden, ehe das Feuer aus den Mündern des Forts abebbt. Dann kommen sie wieder und melden.

Fort Boncelles muß fallen! Stunde um Stunde sitzt der Todesmut der Infanterie den Männern im Panzerberg auf den Fersen. Die Detonationen der ge-

ballten Ladungen knallen durch die Nacht. Bunker um Bunker, Schacht um Schacht, Schartenblende um Schartenblende wird erkundet. Eilig hingeworfene Bleistift-skizzen vereinen sich auf dem Tisch des Divisionsstabes zu einem vollständigen und maßgetreuen Bild des Panzerwerks. Die gewaltsame Erkundung ist be-endet. Nun wird der deutsche Angriff mit allen Mitteln dem Fort die Zähne ausschlagen.

Vollkommen in Grün gekleidet, so geschickt getarnt, daß auch das letzte blinkende Rädchen verdeckt ist, schieben sich schwere Geschütze an die Panzerkuppeln und Be-obachtungstürme des Forts heran. Sie stehen in Lauerstellung hinter der letzten schützenden Waldkulisse und im vorgeschobenen Eckhaus des naheliegenden Dorfes. Ihr Rohr richtet sich auf die Panzerkuppel. Als beim nächsten Schuß von drüben wieder der Panzerfahrstuhl des Beobachters über der Ebene erscheint, als gleich darauf der Gegner das 7,5-Zentimeter-Geschoß abfeuert, da kommt von deutscher Seite stählerne Antwort. Mündungsknall und Aufschlagdetonation der deutschen Geschosse vereinen sich zu einem brüllenden Laut. Der Panzerturm drüben ist ge-troffen, er kommt nicht mehr zum Vorschein. Ein Geschützturm von Fort Bon-celles schweigt.

Aber die Männer in den unterirdischen Kasematten des Werkes haben be-griffen, welch gefährlicher Feind sich da in ihre Nähe gewagt hat. Sie nutzen ihren Vorteil aus. Der zweite Geschützturm fährt aus. Krach ... Ein Volltreffer schlägt in die Bedienung des deutschen Nahgeschützes. Minutenlang spielt sich auf wenige hundert Meter ein Duell auf Leben und Tod ab. Die deutsche Artillerie weicht keinen Schritt. Sie verliert Männer, aber sie bringt — in aller Seelenruhe zielend — die Türme drüben nacheinander zum Schweigen. Was jetzt noch dem Fort an schweren Waffen zur Verfügung steht, zerstört am Abend der Beschuß schwerster deutscher Kaliber. Die letzte Panzerkuppel, das letzte Geschütz, das die Bereitstellung der Infanterie zerstört hat und von den vordersten Teilen schwere Opfer gefordert hat, steht halb ausgefahren, hilflos von der Wucht der Granaten eingeklemmt, gegen den Horizont. Boncelles hat keine Artillerie mehr.

Aber die Festungsbauer von Lüttich — nicht umsonst nennt sich die Stadt die stärkste Festung der Welt — haben einen solchen konzentrierten Angriff voraus-bedacht. Kein Fort im ganzen Wehrgürtel der Stadt ist auf seinen eigenen Wider-stand allein beschränkt. Als nachts viele deutsche Stoßtrupps sich bis an den tiefen Wall des Panzerwerkes vorwagen, sausen im stundenlangen Salvenbeschuß von einem unzerstörten Panzerwerk jenseits der Maas Granatberge auf unsere Soldaten, die wie auf dem flachen Teller liegend dem feindlichen Feuer hilflos ausgesetzt sind.

Und doch wird Fort Boncelles fallen! Die Nacht hat sich noch nicht in den Tag verwandelt, da stecken wir alle unsere Köpfe aus den zerschossenen Mauerresten des Dorfes Boncelles. Deutsche Stukas kommen. Ihre Staffeln nähern sich dem

Werk, fliegen im singenden Anflug zwei-, dreimal ihr Ziel an und beginnen dann, mit Bomben schwersten Kalibers das Vernichtungswerk zu vollenden. Unheimliche Sprengtrichter, gewaltige Erdlöcher, in denen ganze Kompanien Deckung suchen können, reißen die Dynamitlasten der Bomber aus dem Erdreich des gepanzerten Hügels. Staub und rötlichbrauner Pulverdampf stehen gegen den klaren Himmel. Drahtverhaue fliegen wie weggeblasen durch die Luft, stählerne Ringsperren verbiegt die Riesenfaust des Sprengstoffes zu grotesken Knäulen. In seiner ganzen Breite wird der grüne Rücken bis in sein Innerstes aufgewühlt und umgepflügt. Sechs Stunden lang heulen die Stukas mit singendem Motor in Reihen hinab. Immer wieder ziehen sie ihre Maschinen bis auf Angriffshöhe hoch, um dann in Reihen wie Sturzvögel herabgeschossen zu kommen. Bombe auf Bombe sitzt im Ziel. Um 12 Uhr 30 wird es still. Die Stukas teilen sich in zwei Verbände und belegen die Nachbarforts mit ihrer furchtbaren Last. Um Boncelles schweift der Donner der Detonationen. Die deutsche Infanterie tritt zum Sturm an.

Das Folgende ist das Werk einer halben Stunde. Nach überlegtem Plan eingesetzte Stoßtrupps wagen sich in die Gräben des Forts. Pioniere sprengen die Eingangspforte. Ein schweres Geschütz rollt bis vor die Stahlpforte des Hauptwerkes und setzt Granate um Granate in die schweren Eingangstore. MG-Salven jagen in die seitlichen Schießscharten, Stoßtruppleute springen gedeckt an die feuernden Luken heran, um gebündelte Handgranaten in das Werkinnere fallen zu lassen. Hohl schallen die Detonationen aus dem inneren Werk. Im Innern des Forts schreit ein Verwundeter, daß es an die Nerven geht. Endlich gelingt es, immer noch unter dem Feuer des zähen Gegners, in das Innere des Werkes einzudringen. Wieder helfen Sprengungen und wachsame MGs den Stoßtruppleuten vor, bis aus dem Leib des Panzerhügels die geschlagenen Gegner den Weg in die Gefangenschaft antreten.

„Feuer einstellen!“ In der rauchgeschwärzten mannshohen Pforte erscheint die Gestalt eines belgischen Kanoniers, das Gesicht rauchgeschwärzt und blutunterlaufen. Ihm folgen seine Kameraden. Das sind nicht mehr Menschen von dieser Welt, diese Gestalten mit versengten Haaren, gelben und grünen Gesichtern. Fast keiner, dem nicht Hand, Gesicht, Schulter zerschossen wäre. Nur zwei, drei Offiziere bewahren noch Haltung. Der Kommandant des Forts ist gefallen. Eine schwere Bombe der Stukas hat die Panzerdecke durchschlagen, ist bis in das tiefste Stockwerk des Panzerwerks gedrungen und hat in der Messe alles, was an Offizieren zu einer Beratung zusammensaß, vernichtet. Dort unten sind keine Toten mehr zu bergen, alles ist in Stücke zerrissen.

Über die meterhohen Erdblöcke, die die schweren Bomben aus der Tiefe gerissen haben, klettern wir zum Gipfel des Forts empor. Da liegen noch gefallene deutsche Kameraden. Nun können wir sie behutsam auf Bahren betten und ihnen ein Kriegergrab bereiten. Wir gehen vor in die rauchenden Maulwurfsgänge des

Panzerwerks. Wir klettern in die düsteren Panzerkuppeln und sehen vor unseren Augen das Maastal, die Zechen, Türme, Kirchen und Häuser von Lüttich.

Die Stürmer von Boncelles stehen auf gepanzertem Boden, den sie gewonnen haben, den Stahlhelm in den Nacken geschoben, nach oben winkend, wo jetzt die Sturzkampfflugzeuge über dem sonnenbeschienenen Maastal eine letzte Runde ziehen, um an der Freude am Sieg teilzuhaben, der auch ihr Sieg ist. Vor einem Wiesenhang senken sich die Stukas herab und stoßen bis auf wenige Meter zum Erdboden hernieder. Dort liegt das ausgebrannte Gerippe der Maschine eines ihrer Kameraden, dem die Flakabwehr des Forts die rechte Tragfläche abgesägt hat. Er stürzte vor den Augen unserer ersten Stoßtrupps mit brennender Maschine ab.

Sammeln! Aus den Gräben und Trichtern von Broncelles steigt die deutsche Infanterie. Die Röcke sind vom Stacheldraht zerfetzt, über die pulvergrauen Gesichter fließen Schweißbäche. Sie hat über Panzer gesiegt, sie hat bewiesen, wessen deutsche Soldaten fähig sind. „Zu Lüttich auf dem Plane, da flüsterte die Fahne: jetzt gilt es oder nie.“

Erlebnis eines Nahaufklärers

Die Fernaufklärer unserer Luftwaffe sind jedem Deutschen in der Heimat ein Begriff. Ihre erfolgreichen Aufklärungsflüge bis zu den fernsten Küsten Englands sind in ihrer Kühnheit und Zähigkeit als leuchtendes Bild deutschen Fliegergeistes mit Recht in aller Munde. Wer jedoch weiß von den Taten des Nahaufklärers? In der Öffentlichkeit kennt man kaum seinen Namen, viel weniger den etwas schwerfälligen Gesellen selbst, der Tag für Tag und Stunde für Stunde allein vor der Front seine einsamen Kreise zieht.

Dafür ist er aber bei allen Frontsoldaten um so bekannter. Fragt einmal die Panzerschützen und Infanteristen, die in vorderster Linie kämpfen! Ihnen ist er ein vertrauter Kamerad, sein Motorengebrumm ist ihnen gern gehörte Musik. Alle freuen sich und sind beruhigt, wenn er nach vorn zieht. Sie wissen, er wacht über ihnen. Er sichert sie gegen Überraschungsangriffe des Feindes, er meldet ihnen, wo harter Widerstand zu erwarten ist oder wo fette Beute winkt. Ihm gehört ihr Vertrauen. Er ist das wachsame Auge der kämpfenden Truppe.

Ruhm und Lorbeer erkämpfter Siege werden ihm nicht zuteil, aber die lachenden Gesichter und winkenden Hände der Frontsoldaten, wenn er im Tiefflug Meldung bei ihnen abwirft, sind ihm Dank genug. Im Vertrauen der Erdtruppen findet seine verantwortungsvolle Arbeit ihren Lohn.

An besonderen Erlebnissen mangelt es nicht. Mein eindrucksvollstes will ich hier erzählen. An einem der ersten Tage des Feldzuges gegen Frankreich erhielt ich den Auftrag, vor der vordersten eigenen Truppe aufzuklären. Es war noch dunkel, als auf unserem Flugplatz hinter der Front der Motor unseres Flugzeuges zu dröhnen begann. Rot leuchteten die Flammen aus dem Auspuff. Schnell wurden noch Handkamera und Abwurfmeldekapsel in der Maschine verstaut, und die Kameraden halfen meinem Flugzeugführer und mir, den Fallschirm anzulegen.

Mit beginnender Dämmerung starteten wir und schraubten uns auf 1500 Meter Höhe. Oben schien die Sonne, während das Land unter uns noch in grauen Schleiern lag. Bald waren wir über der Front, und es gelang uns mit List, zwei feindliche Batterien auszumachen und zu melden. Sie hatten zwar bei unserem Erscheinen ihr Feuer eingestellt, aber sofort wieder begonnen, als sie sich außer Sicht wähnten. Die Folgen werden sie bald zu spüren bekommen, wenn die ersten Bomben oder Granaten bei ihnen einschlagen.

Büsche sichernd, bis zu einem dichten Strauch, zwanzig bis dreißg Meter entfernt vom Waldrand, vor.

Nach 20 Minuten ergebnislosen Straßenabsuchens hatten wir endlich das Glück, beim ersten Lichtschein am Boden einige feindliche Kolonnen zu fassen, bevor sie ihren nächtlichen Marsch beenden und gut getarnten Unterschlupf beziehen konnten. Es nutzte ihnen nichts mehr, daß sie anhielten und unter Bäumen Deckung suchten. Einmal erkannt, waren sie schnell einorientiert und gemeldet.

Nun galt es noch die Waffengattung festzustellen. Ich rief durch die Eigenverständigung meinem Flugzeugführer zu, tiefer zu gehen, und ruckhaft setzte er zum Sturzflug an. In diesem Augenblick, in dem man nur durch den straff gespannten Stehgurt in dem Flugzeug festgehalten wird, hatte ich Pech. Der Verschluß des Gurtes gab plötzlich nach, und ehe ich recht wußte, was geschah, war ich bereits aus der Maschine hinausgeschleudert.

Mich dauernd in der Luft überschlagend, sauste ich der Erde zu. Instinktiv hatte ich sofort den Anzugsgriff des Fallschirmes erfaßt; aber ich ließ mich erst noch einige hundert Meter fallen, da mir meine Lage schnell zum Bewußtsein kam und ich deshalb möglichst kurze Zeit am schwebenden Fallschirm hängen wollte. In etwa 600—800 Meter Höhe zog ich den Griff. Ein scharfer Ruck in den Gurten, die weiße Seidenglocke hatte sich über mir geöffnet. Die letzten 100 Meter fiel ich sehr rasch, die Erde stürzte förmlich auf mich zu. Die Gurte lösen, um nicht vom Fallschirm noch mitgeschleift zu werden, und die letzten Meter einfach springen, das alles geschah blitzschnell. Trotzdem ich den Sprung so gut wie möglich abzufedern suchte, knallte ich ziemlich unsanft auf den Boden auf, verletzte mir Knie und Stirn. Glücklicherweise landete ich etwa 250 Meter abseits der Straße am Rande eines Wäldchens, das mich der Sicht meiner Verfolger entzog. Schnell war ich wieder auf den Beinen. Die hinderliche FT-Haube heruntergerissen, und schon war ich humpelnd im dichten Gestrüpp des Wäldchens verschwunden.

Noch am Fallschirm hängend hatte ich beobachtet, daß die meisten Franzmänner dem Ostrande des Wäldchens zuliefen, wahrscheinlich um mir den Rückzug nach Osten und das Durchkommen zu den größeren Waldgebieten dort abzuschneiden. Also möglichst schnell dahin, wo sie mich sicher am wenigsten vermuteten, in Richtung auf die Kolonne zu, durch das Gehölz hindurch. Richtig! Am anderen Waldrand noch kein Mensch zu sehen. Und Schwein muß man haben! Etwas seitwärts ein kaum mannsbreiter Wassergraben, der sich in die Wiesen zwischen Wald und Straße hineinzieht, rechts und links begleitet von Koppelzäunen und von einzelnen Dornbüschen überschattet. Kurz entschlossen schleiche ich am Gestrüpp entlang, lasse mich auf dem Bauch ins Wasser gleiten und arbeite mich, in Deckung der Büsche sichernd, bis zu einem dichten Strauch, zwanzig bis dreißig Meter entfernt vom Waldrand, vor.

Kaum habe ich mich unter den Wurzeln versteckt und meine gelblichbraune

Bombenangriff auf einen Bunker

Erstürmung des Forts Boncelles

Vormarsch über den Maas-Schelde-Kanal

Pak sichert Vormarsch nach dem Maasübergang

Amiens nach dem Kampf

Kradschützen beim Vormarsch

Vormarsch im Westen

Reiterspähtrupp

Sommerkombination mit Schlamm und angeschwemmten Zweigen getarnt, als auch schon ein paar Franzosen angetrabt kommen und mit aufgepflanztem Seitengewehr dicht an mir vorbei dem Waldrand zueilen. Vorsichtig luge ich durch die Zweige und sehe überall Soldaten und auch eine Menge Zivilisten auf den Wald zulaufen. Etwa zwei Stunden haben sie dann das Gehölz nach allen Richtungen durchkämmt, und ich mußte trotz meiner unbehaglichen Lage über ihren Eifer lächeln.

Gegen Mittag zogen die Zivilisten mit enttäuschten Gesichtern ab, nur die Soldaten bezogen rund um das Wäldchen Postenstellungen, und ab und zu fuhren einige Beiwagenkräder Streife. Ein Doppelposten saß keine fünf Meter von mir entfernt an demselben Graben und zwang mich dazu, unbeweglich wie ein Steinklotz zu liegen.

So kroch der Tag unendlich langsam zwischen Hoffen und Bangen dahin, und ich versuchte mir oft vorzustellen, was wohl die Staffelkameraden, besonders mein alter Flugzeugführer und die Besatzung, jetzt machten.

Gegen Abend erschienen in einigen Abständen unsere Kampfverbände und belegten die Straßen mit Bomben. Dann flüchtete das ganze Aufgebot in panischem Schrecken auf das Wäldchen zu. Die Erquickung, die Glieder mal kurz bewegen zu können, ließ das unangenehme Gefühl, im Bereich der Bombenwirkung zu liegen, gar nicht aufkommen.

Schließlich ging dieser Tag doch zur Neige, und bei Beginn der Dunkelheit kroch ich vorsichtig weiter im Bach entlang. Als ich von den Posten weit genug entfernt war, überquerte ich die Wiese und ging, um nicht weiter aufzufallen, mit dem im ersten Abenddämmern wieder aufgelebten Flüchtlingsstrom ein Stück nach Westen.

Als ich mich allmählich sicher fühlte, machte sich die Spannung des vergangenen Tages doch bemerkbar. Vollkommen übermüdet, mit knurrendem Magen und zähneklappernd vor Nässe und Kälte suchte ich mir ein dichtes Gestrüpp und schlief, nachdem ich mich darin sorgfältig getarnt hatte, sofort ein. Als die Sonne schon warm durchs Laub schien, wachte ich auf, rauchte zur Vertreibung des Hungers eine zerweichte und wieder getrocknete Zigarette und überdachte meine Lage. 150 Kilometer vor der Front war ich gestern gelandet. Wenn unsere Erdtruppen weiter so schnell vorwärts kamen wie anfangs, konnten sie in zwei bis drei Tagen hier sein. Wenn ich mich selbst 100 Kilometer durchschlagen mußte, brauchte ich bestenfalls fünf bis sechs Tage. Also das Schlechteste angenommen, meinen Schatz von sechs Zigaretten auf die voraussichtliche Reise verteilt, nach dem Stand der Sonne ungefähr Richtung Ost gepeilt, und weiter ging's.

Zur besseren Beobachtung des Geländes immer am Waldrand entlang oder jede Deckung ausnutzend über Wiesen und Felder, dann wieder mal auf Feldwegen frech als harmloser Wanderer, legte ich, alle Siedlungen umgehend, an diesem Tage etwa 20 Kilometer zurück und erreichte am späten Nachmittag wieder die Straße,

die sich hier von Norden nach Süden zog. Am hellen Tage konnte ich nicht wagen, sie zu überqueren, da ich nicht gedeckt an sie herankommen konnte. Deshalb Kräfte schonen und schlafen; denn in den Häusern nach Eßbarem zu suchen, war nicht ratsam, da selbst einzelstehende Gebäude von französischen Soldaten belegt waren. Bei der Suche nach einem sicheren Unterschlupf fand ich zufällig am Rand einer Koppel in einem Melkeimer eine Schachtel Würfelzucker, die wohl eine leckermäulige Kuhmagd zur Versüßung ihrer Arbeit zurückgelegt hatte. Schnell naschte ich einige Stücke, um den allmählich stärker werdenden Hunger zu vertreiben, und band den Rest als eiserne Ration in mein Taschentuch ein. Dann legte ich mich in einem einsamen Park schlafen.

Gegen Abend weckte mich Geschützdonner. Etwa 200 Meter rechts schoß eine französische mittlere Batterie, und es dauerte nicht lange, da kamen auch von drüben Granaten angeorgelt und zerbarsten krachend und prasselnd zwischen den Bäumen. Mein Herz tat einen Freudensprung, denn ich wußte nun sicher, daß die Unseren schon ganz nahe waren. Trotzdem waren mir die Grüße aus der Heimat doch etwas zu gefährlich, und ich umging in weitem Bogen ihren Wirkungsbereich. Von einem hohen Baum am Rande des Parkes beobachtete ich im letzten Tageslicht das Gelände.

Als ich mich bei Tagesanbruch bis etwa 150 Meter an die Straße herangeschoben hatte, brach das MG- und Geschützfeuer von neuem los und deutsche und französische Laute vermengten sich zu einem wüsten Lärm. Etwa zwei Stunden lag ich in dem umkämpften Gebiet, ohne mich in dem herrschenden Tumult zurechtzufinden. Als ich einige Male versuchte, mich zu erheben und bemerkbar zu machen, wurde ich jedesmal von gut gezieltem Feuer eines deutschen 2-Zentimeter-Flakgeschützes wieder in volle Deckung gezwungen. Schließlich kroch ich in der Furche bis zu einem Hohlweg zurück, wo ich plötzlich einen deutschen Kradschützen vorbeifahren sah. Ich faßte sofort die Chance, sprang auf und lief ihm nach. Als er an einer schlechten Stelle des holprigen Weges abstoppen mußte, holte ich ihn ein. Er griff blitzschnell nach seinem Gewehr, ließ es aber gleich wieder sinken, denn ich hatte mit einem Ruck meine Kombination aufgerissen und mich durch die darunter befindliche blaugraue Uniform und durch Zuruf als deutscher Flieger zu erkennen gegeben.

Ich bat ihn, der von meinem unerwarteten Erscheinen noch ganz überrascht war, mich zum Gefechtsstand seiner Einheit zu fahren, wo ich erstaunt, aber herzlich aufgenommen wurde. Nachdem ich mich gesäubert und meine zerrissene Uniform wieder etwas in Ordnung gebracht hatte, fragte ich mich bis zu unserer Staffel durch.

Das Hallo und die ehrliche Freude der Kameraden, als ich, den sie längst in französischer Gefangenschaft wähnten, wieder heil und gesund vor ihnen auftauchte, brauche ich wohl nicht zu schildern.

Die Schlacht im Raume von Sedan

Im Raum von Sedan ist — wie der Wehrmachtbericht meldet — der erste Vorstoß und Durchbruch durch die nördliche Verlängerung der Maginotlinie erfolgt.

Etwa an der Stelle, an der die Mittelgebirgszüge der Ardennen und des Argonnerwaldes unweit der belgisch-französischen Grenze über dem Tal der Maas zusammentreffen, liegt Sedan. Unter Ausnutzung des für eine Verteidigung günstigen Geländes, insbesondere durch Anlagen von Bunkerstellungen und Sperren auf den westlichen Maashöhen, ist der Raum von Sedan in das große Befestigungssystem der Maginotlinie miteinbezogen worden. Wie schon der strategisch wichtige Punkt der alten Festung Sedan im Feldzug 1870/71 und im Weltkrieg bei den kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Deutschland und Frankreich eine Rolle spielte, so ist Sedan nun auch in seiner neuen Gestalt, und das zum dritten Male innerhalb von siebzig Jahren, von schicksalhafter Bedeutung für die Begegnung des deutschen und französischen Heeres geworden.

Als am 10. Mai die Würfel gefallen waren, löste sich vom Westwall, in dessen Vorfeld das deutsche Heer bis dahin in wachsamer Ruhe gelegen hatte, auch ein Verband in Marschrichtung Sedan. Aus der Eifel brachen diese Truppen am frühen Morgen auf, durchquerten Luxemburg und standen mittags bereits auf dem Boden der gleichnamigen belgischen Provinz im hügeligen Vorgelände der Ardennen.

Auf dem ganzen Wege liegt eine Sperre hinter der anderen, zerstörte Eisenbahn- und Flußbrücken, Draht- und Baumsperren, gesprengte Straßen, dazwischen befestigte Feldstellungen und Bunker. Täler, Schluchten, Hügel, dichte Wälder machen das Gelände außerordentlich unübersichtlich.

In diesem Gebiet brechen die deutschen Truppen vor. Infanterie, Pioniere und Panzerjäger kämpfen die Sperren und Bunker nieder. Artillerie und Panzerschützen bahnen den Weg voraus. Hinhaltend kämpfend weichen die Belgier zurück. Die unangenehmsten Störungen sind Sprengungen der Brücken und Straßen. So gründlich vernichtet, daß auch ihre Reste für Notübergänge kaum mehr zu verwerten sind, liegen die Brücken im Bett der Flüsse. Pioniere müssen an vielen Stellen Behelfsbrücken bauen. Meisterhaft sind die Straßensprengungen der Belgier. Sie haben Sonden mit starken Dynamitladungen bis zu sieben, acht Meter tief durch die Chausseedecke in die Dämme eingelassen und dann hochgehen lassen.

5*

Riesige Krater bis zu zehn Meter Durchmesser sperren den Weg, sodaß sich die Truppe erst unter Umgehung des Kraters einen neuen Weg durch starkes Unterholz und teilweise nach Räumung von Minenfeldern bahnen muß. Aber nach kaum mehr als 24 Stunden hat die deutsche Spitze bereits die französisch-belgische Grenze erreicht.

Am Pfingstsonntag verläuft die feldgraue Front schon auf dem Boden Frankreichs. Dort liegt Sedan. Und nun tritt der Kampf in das Stadium eines zähen Ringens um jeden Fußbreit Boden ein. Im Vorfeld der Maginotlinie tauchen deutsche Stahlhelme auf. Vor ihnen liegt der Poilu in zahllosen kleinen und starken Stellungen, im Wald, in den Straßen, in den Ortschaften. Deutsche und französische Soldaten sind bereit, die Klingen zu kreuzen.

Der deutsche Angriff ist im Zuge. Panzer brechen die ersten Widerstandslinien auf. Infanteristen und Pioniere bemächtigen sich — Schulter an Schulter kämpfend — der von den Franzosen zäh verteidigten Sperren und Stellungen. Schritt um Schritt gehen sie vor. Ein Ort nach dem andern wird nach hartem Kampf genommen.

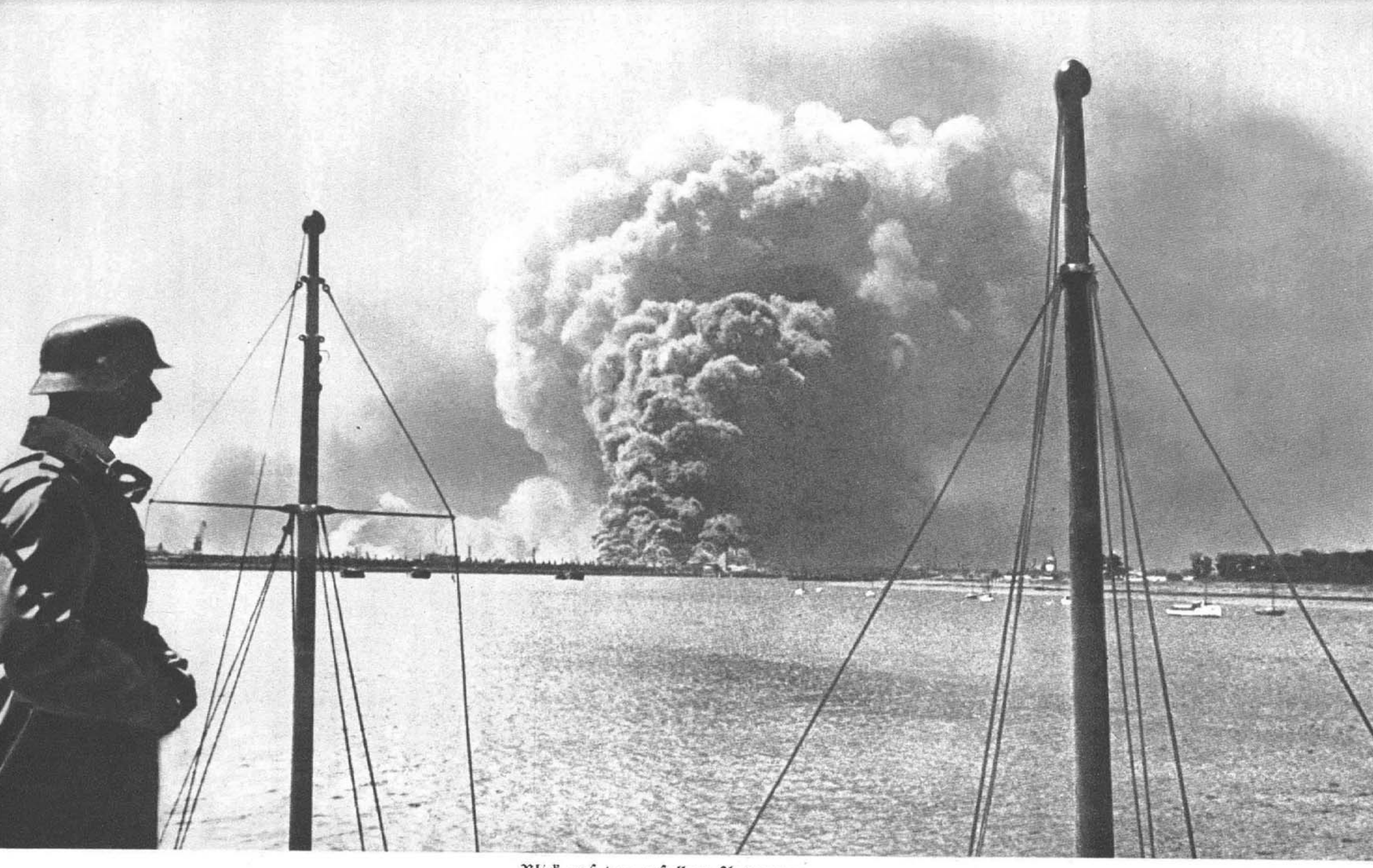
Am Rand von Sedan, vor den ersten Häusern der Stadt, gehen deutsche MGs in Stellung. Vorsichtig tasten sich die Infanteristen und Pioniere in den Straßen vor. Da geht plötzlich schweres Artilleriefeuer auf sie nieder. Eine gewaltige Detonation erschüttert die Luft. Die Maasbrücke ist hochgegangen.

Der Gegner hat sich unter dem Druck des Angriffs und vor der drohenden Umfassung in den Flanken auf die Höhen jenseits des Flusses zurückgezogen. Sprungweise, vorsichtig gegen Überfälle Deckung nehmend, hat sich die deutsche Spitze nach Sedan hin vorgearbeitet. Die Stadt ist tot. Unheimlich verlassen und verödet liegen die Straßen da. Die Bevölkerung ist evakuiert. Ein paar Poilus, die vor dem Auffliegen der Brücke nicht mehr das andere Ufer gewinnen konnten, sind aus ihren Schützen- und MG-Nestern vertrieben und werden gefangen eingebracht.

Vor den deutschen Truppen liegt in breiter Front Kompanie an Kompanie, von den Höhen der Ardennen ins Tal hinab bis an die Maas. Kaum mehr als 60 Meter breit, trennt der kleine Fluß die beiden Heere. Wie 1914 beginnt nun wieder der Kampf um den Übergang. Drüben sitzt in seinen Bunkern gut getarnt der Feind. In Waldrändern versteckt feuern MGs, und hinter den Bergen ist Artillerie in Stellung gegangen, deren auf Sedan gehendes Feuer eine irgendwo gut verborgene Beobachtungsstelle leitet.

Als die deutschen Pioniere am Ostufer der Maas ans Werk gehen, eine Notbrücke zu bauen, schlägt ihnen ein Hagel von Granaten und Gewehrfeuer entgegen.

Die deutschen schweren Waffen bleiben die Antwort nicht schuldig. Die Pioniere bringen ihre Pontons zu Wasser, schleppen Gerät herbei, fügen die Verbände aneinander, fahren die Boote ein. Um sie herum spritzen die MG-Garben ans Ufer und ins Wasser, zwingen sie immer und immer wieder in Deckung. Doch die Män-



Blick auf das gefallene Antwerpen

Im Hafen von Dünkirchen nach der Flucht der Engländer

Maasübergang in Maastricht

ner nutzen jede Feuerpause aus, reißen sich hoch und arbeiten fieberhaft weiter. Denn hinter ihnen warten die schweren Einheiten, die Infanteriegeschütze, die Artillerie, die Panzer auf den Übergang. Es geht um Minuten. Jeden Augenblick kann eine Granate schon den Beginn des Werkes vernichten. Viel aber ist gewonnen, wenn die ersten schweren Waffen drüben sind. Stück um Stück entsteht die Brücke.

Zur gleichen Zeit hat die Infanterie ohne Notbrücke zum Überschreiten des Flusses angesetzt. In Schlauchbooten oder an flachen Furten durch das Wasser gehend, strebt sie ans Westufer der Maas.

Ein heißer Schauer glühenden Eisens überfällt auch sie. Einer erreicht das Land und noch einer, ein dritter sinkt auf halbem Wege getroffen um, ein vierter springt für ihn ein, ein fünfter wird schon beim ersten Schritt in die Flut umgerissen, der nächste schafft es wieder. Jetzt sind schon sieben drüben, zehn, fünfzehn. Das Wasser läuft in Strömen aus der grauen Uniform, und dazwischen bei diesem, bei jenem kleine Rinnsale roten Blutes. Aber was drüben ist, ruht nicht eine Sekunde. Mit Gewehr und MG liegen sie, kaum daß der Fuß das Land berührt hat, schon im Anschlag. Jetzt zischt es den Gegnern um die Köpfe. So nah, daß der Feind die Stellung dicht am Ufer aufgibt.

So wird in eiserner Manneszucht und mit verwegener Kühnheit der Übergang erzwungen. Die Brücke steht. Noch aber sitzt in seinen überhöhten Bunkerstellungen der Franzose, nicht gewillt, seine Verteidigung so leicht aufzugeben. Die im freien Gelände, in Feldern und im Walde gelegenen Nester des Gegners werden mit den Infanteriewaffen erledigt. Den feuerspeienden Beton- und Stahlklötzen der Bunker ist nicht ohne weiteres beizukommen.

In dieser Lage zeigt sich wieder die enge Kameradschaft der deutschen Wehrmachtteile, die geschickte Führung und das erprobte Zusammenarbeiten der Waffen. Um unnütze Opfer zu vermeiden, werden zur Bekämpfung der Bunker auf den Maashöhen Sturzkampfbomber eingesetzt. Bald schon, nachdem sie angefordert sind, erscheinen sie. Eigene Beobachtungen und vereinbarte Zeichen weisen ihnen den Weg zur französischen Stellung. Einmal, zweimal kreisen sie über dem Gefechtsfeld, stoßen dann, wie Raubvögel in unvorstellbarer Geschwindigkeit niederfallend, auf den Gegner herunter, der erste, der zweite, der dritte, und jeder Anflug, jeder Zusturz ist von einer ungeheuren Detonation begleitet.

Hochauf steigt eine riesenhafte Fontäne von Eisen, Stein und Erde. Der Boden schüttert. Die Luft zittert. Der Gegner läßt nichts mehr von sich hören. Ehe die Franzosen, soweit sie noch am Leben sind, sich wieder zu neuem Widerstand aufraffen können, stoßen Panzer, Pioniere und Infanteristen gegen die Bunker vor. Sie lassen dem Gegner keine Zeit zur Besinnung. Granatfeuer, geballte Ladungen, Maschinengewehre rauben ihm die letzte Kraft.

Was aus den Bunkern und aus den Stellungen entkommen kann, geht zurück und läßt sich von der nächsten Widerstandslinie aufnehmen. Trotz des französischen

Sperrfeuers stürmt die deutsche Infanterie unverzüglich nach, stöbert in den Wäldern und Feldern zahlreiche Feindnester auf, holt ganze Gruppen der zurückweichenden Franzosen ein und macht an die hundert Gefangene allein in dem Abschnitt unmittelbar gegenüber Sedan.

24 Stunden, nachdem sie aus den Ardennen niedergestiegen sind, erreichen deutsche Truppen die Hänge des Argonnerwaldes und dringen in seine Schluchten vor. Das war am 14. Mai 1940, an einem Tag, an dem die Sonne glühend brannte wie im Spätsommer 1914 über dem gleichen Boden, an einem Tage, an dem die Kämpfe so heiß wogen wie damals, und wie vor einem Vierteljahrhundert schlägt qualmend und lohend wieder die Brandfackel des Krieges aus Sedan und aus den Dörfern auf die Maashöhen. In der Nähe liegen zwei Heldenfriedhöfe aus dem Weltkrieg, ein deutscher und ein französischer. Zu den tapferen Vätern, die hier ruhen, gesellen sich nun wieder manche tapferen Söhne, deutsche und französische.

Über die Wald- und Feldwege der Maashöhen ziehen deutsche Kolonnen. Dichte, undurchdringliche Staubschwaden wirbeln auf. Über sie hinweg jagen die Granaten deutscher Artillerie, zischend und singend überholt von den leichten und schnelleren Geschossen. Unter den schattenspendenden Bäumen aber rasten in tiefem Schlaf die vom Kampf erschöpften jungen Feldgrauen. Abgelöst von frischen Reserven, ruhen sie nach dem erkämpften Siege aus. Für Stunden nur.

In breiter Front stellen sich neben ihnen Panzerkampfwagen zum Angriff bereit. Noch bevor der Tag sich neigt, haben sie die Infanteriespitze eingeholt und brechen in die nächste Stellung der Franzosen ein.

Den ganzen Tag über hat der Gegner noch versucht, den Maasübergang zu stören. Das Zielfeuer der französischen Artillerie auf die Nachschubstraßen und die Pionierbrücke bei Sedan ist abgelöst worden durch den Angriff englischer und französischer Bomber. Längst jedoch ist die deutsche Abwehr auch diesen Unternehmungen durch Gegenmaßnahmen zuvorgekommen. Rings um Sedan und im weiten Raum des Operationsgebietes hat Flakartillerie Stellung bezogen. In ihrem konzentrierten Feuer und der Abwehr deutscher Jäger brechen die Angriffe in der Luft zusammen. Allein über der Stadt Sedan werden an diesem Tage neun feindliche Maschinen heruntergeholt.

Zwischen den Ardennen und dem Argonnerwald ist auf der Erde und in der Luft eine Schlacht gewonnen worden. — Sedan!

Einmarsch in Antwerpen

In unaufhaltsamem Vormarsch haben unsere Truppen am Sonnabendvormittag, dem neunten Tage nach dem Beginn des deutschen Vormarsches, die Festung Antwerpen genommen. Auf der großen Zufahrtsstraße von Tilburg in Holland her zeigten sich uns bald nach Überschreiten der belgischen Grenze deutlich die Spuren heftigen Widerstandes. Zu beiden Seiten dicht neben der Straße liegen die Einschläge der Granaten. Durch Brücken- und Straßensprengungen, durch Baum- und Wagensperren versuchte der Feind, das rasche Vorrücken der deutschen Wehrmacht zu verhindern. Aber vergeblich. Mit Artilleriefeuer wurden die Widerstandsnester des Gegners zerstört und dann schnell genommen.

Weit hinaus in die Vororte Antwerpens führen Schienen der elektrischen Straßenbahn. Aber die Drähte hängen zerrissen herab, die Telephonmasten sind umgestürzt, zerschossene und ausgebrannte Kraftwagen, tote Pferde und Kühe säumen unseren Weg. Je näher man jedoch dem eigentlichen Stadtkern Antwerpens kommt, desto seltener trifft man Einschläge der Granaten und Spuren der MG-Garben. Antwerpen selbst wurde anscheinend kampflos vom Gegner geräumt.

In einem schmucken Landhaus am Rande der Stadt finden wir, zu einem großen Haufen aufgetürmt, Uniformstücke und Ausrüstungsgegenstände. Die besiegten Soldaten der feindlichen Armee haben alles weggeworfen, um möglichst ungehindert fliehen zu können. Aber soviel Zeit hatten sie doch, um Schränke und Kästen zu durchwühlen und alles Wertvolle mitgehen zu heißen.

Während die Vororte in der Nähe der militärischen Befestigungen von der Zivilbevölkerung fast ausnahmslos geräumt waren, sind in Antwerpen selbst die Einwohner fast alle zu Hause geblieben. Und doch erscheint die Großstadt wie ausgestorben. Die Straßen sind menschenleer, die Häuser und Läden geschlossen, die Fenster mit Papierstreifen verklebt und mit Gardinen verhängt. Unheimlich wirkt diese Totenstille. Da sehen wir zwei Schutzleute auf dem Fahrrad, die ersten Menschen, die wir hier antreffen. Wir fragen nach dem Weg zur Innenstadt. Bereitwillig geben sie Auskunft. Sie haben Listen in der Hand, um Kraftwagenfahrer aufzutreiben, die sich dem Bürgermeisteramt zur Verfügung stellen sollen. Allmählich wagen sich auch einzelne Bürger Antwerpens heraus. Zunächst verängstigt und zurückhaltend. Bald aber werden sie freundlich und erzählen uns, daß sie seit

vier Tagen ohne Wasser und Licht leben und laut Verordnung des Magistrats seit Montagvormittag 9 Uhr, also 48 Stunden lang, ihre Wohnungen nicht haben verlassen dürfen.

Wir klopfen am Südbahnhof an die Scheiben eines Caféhauses. Vorsichtig regt sich etwas hinter den verschlossenen Türen. Man trägt uns einen Tisch vor das Haus und bringt Kaffee. Weitgereiste Handelsmatrosen treten hinzu. Sie sprechen ganz gut deutsch. Der eine holt Weißbrot und Käse aus seiner Wohnung. Man merkt es den Einwohnern an, wie glücklich sie darüber sind, daß ihre Wohnviertel durch den schnellen Einmarsch der deutschen Truppen von den Schrecken des Krieges verschont geblieben sind. Die Einwohner Antwerpens sind Flamen, und bei ihnen spürt man nichts von Deutschenhaß.

Wir fahren weiter zum Rathaus, vor dem das berühmte „Denkmal des Handwerfers" steht, das nach der Sage der Stadt Antwerpen ihren Namen gab. Auf dem weiten Platz lagern deutsche Soldaten. Panzerjäger mit ihren Geschützen sichern die Straßen. Ein Glück, daß die herrlichen alten Gebäude hier völlig unversehrt geblieben sind, das Rathaus und die Zunfthäuser der deutschen Hanse, im prachtvollen Renaissancestil erbaut, die schmalen handtuchartigen Bürgerhäuser der Barockzeit und die modernen großen Hotels und Geschäftsgebäude. Kein Schuß ist hier gefallen.

Allmählich regt es sich hinter den Gardinen. Verstohlen blicken die Einwohner aus den Fenstern. Freundlich winkt man uns zu. Die Antwerpener haben rasch begriffen, daß der deutsche Soldat nicht als Feind der Zivilbevölkerung gekommen ist. Plötzlich ertönen aus einer Nebenstraße deutsche Soldatenlieder. Singend ziehen unsere siegreichen Feldgrauen in Antwerpen ein. Hurrarufe erklingen. Auf den Fußwegen trommeln unsere Nachrichtentruppen ihre Kabelrollen ab und legen neue Fernsprechleitungen. Kraftwagen unserer Wehrmacht und Kradmelder brausen durch die Straßen. Antwerpen, eine der größten Hafenstädte der Welt, ist in deutscher Hand.

Belgische Schutzleute und deutsche Feldgendarmen heften einen Aufruf an die Häuser: „Verhaltet Euch friedlich, dann wird Euch nichts geschehen." Doch die Ermahnungen scheinen nicht notwendig zu sein, denn die flämische Bevölkerung ist nicht gewillt, durch hinterhältige Überfälle ihr Leben und Gut sinnlos zu gefährden. Bald wird auch in Antwerpen wie drüben in Holland das gewohnte Leben und Treiben wieder beginnen.

Sturm auf Panzerwerk 505

Der Wehrmachtbericht vom 19. Mai verzeichnet den kühnen Handstreich, mit dem ein Pionieroberleutnant mit seinen Männern das Panzerwerk 505 der Maginotlinie stürmte. Das Panzerwerk liegt südostwärts Villy, nordwestlich der Festung Montmédy, und stellt den äußersten Flügel des eigentlichen Kernstücks der Maginotlinie dar. Das mehrgeschössige Fort, mit allen Schikanen neuzeitlicher Festungstechnik ausgebaut, mit herausschiebbarer Panzerkuppel, bestückt mit zahlreichen MGs und mit Artillerie bis zu einem Kaliber von 10,5 Zentimetern, liegt in der sogenannten zweiten Welle, also im Mittelstreifen des Festungswalles.

Hart war der Kampf. Zäh und verbissen verteidigten sich die Franzosen. Es war zu spüren, daß sie alles daransetzten, von hier ab die Stellung zu halten. In blutigen Aufklärungsgefechten hatte die Infanterie erkundet, daß das Dorf Villy durch ausbetonierte Keller, betonierte Unterstände und Bunker gesichert war. Nach schwerem Kampf von Haus zu Haus, von Keller zu Keller, in den Artillerie immer wieder eingriff und Bunker durch unmittelbaren Beschuß niederkämpfen mußte, wurde das Dorf genommen. Die Ausgangsstellung gegen das Panzerwerk, das etwa einen Kilometer weiter auf dreiviertel Höhe eines Hanges lag, war geschaffen.

Der Führer einer Pionierkompanie erhielt von seinem Kommandierenden General persönlich den Befehl, Werk 505 zu nehmen. Von einer beherrschenden, teilweise unter feindlichem Artilleriefeuer liegenden Höhe aus beobachteten der Oberbefehlshaber der Armee, der Kommandierende General und der Divisionskommandeur das zähe Vordringen der Pioniere, deren Ansturm gegen das Panzerwerk unterstützt wurde von einem Infanteriebataillon und von Artillerie schweren und schwersten Kalibers.

Die Erkundungen hatten ergeben, daß das gesamte Werk aus zwei Panzeranlagen, sogenannten Kampfblocks, und einer Geschützkasematte besteht, die untereinander und mit anderen Panzerwerken unterirdisch verbunden sind. Panzeranlagen und Geschützkasematte waren etwa 40 Meter voneinander entfernt. Das nächste Panzerwerk gleicher Art liegt zwei Kilometer in Richtung auf Montmédy. Jede Panzeranlage verfügt über vier Panzerkuppeln, von denen eine versenkbar ist.

Am Samstagabend beginnt der dramatische Kampf. Die Stoßtrupps stehen im brennenden Villy bereit. Zur festgesetzten Zeit setzt ein Feuerhagel der deutschen

Artillerie auf das Panzerwerk ein, der die Tarnung freilegt und das Gelände in ein Trichterfeld verwandelt. Wie ein Orkan braust es um das Werk 505. Einschlag auf Einschlag spritzt hoch. Gespannt beobachten die Männer den Erfolg dieses Beschusses. Wird es gelingen, Teile von 505 außer Gefecht zu setzen? Es folgt direkter Schartenbeschuß. Die Pioniere haben sich zusammen mit der Infanterie bereits bis an den Fuß des Hügels vorgearbeitet. Schließlich kommt das Kommando: „Sprung auf — marsch, marsch!" Der Sturmangriff beginnt. Die verzweifelte Gegenwehr, rasendes MG- und Geschützfeuer aus den Panzerkuppeln beweist, daß die Kampfkraft von 505 durch den Artilleriebeschuß nur wenig gelitten hat. Nur kurze Zeit später haben sich die Pioniere von Trichter zu Trichter bis in die toten Winkel des Panzerwerkes vorgearbeitet, haben ihre Sprengladung gelegt und die Zündschnur angesteckt. Infanterie und Artillerie übernehmen wirksamen Feuerschutz und halten die Scharten-MGs nieder.

Die Sprengladung an der ersten Panzerkuppel geht hoch. Sie liegt richtig. Die Stahlkugel, zwei Meter im Durchmesser aus 30 Zentimeter dickem Stahl, hebt sich etwa einen Meter hoch aus ihren Verankerungen und fällt dann krachend schräg auf den Kuppelring zurück. Die Öffnung für geballte Sprengladungen ist frei, der Einbruch in das Panzerwerk gelungen.

Auf dem Panzerwerk geht unterdes die Arbeit weiter. Unter heftigem MG- und Artilleriefeuer aus den Nachbaranlagen legen die Pioniere Sprengladung nach Sprengladung. Kuppel auf Kuppel wird außer Gefecht gesetzt, Scharte auf Scharte gesprengt. Mehrere Kuppeln sind bereits eingebeult. Werk I schweigt. Schwefelgelbe Rauchschwaden ziehen aus allen Löchern. Das Werk brennt. Es ist außer Gefecht.

Die Kämpfer krallen sich hier mit ihrer ganzen Zähigkeit an 505, und ebenso zähe und verbissen wehrt sich der Feind. Gegenstöße unterbleiben, aber heftiges Artilleriefeuer und MG-Garben erschweren die weiteren Sprengungen. Meisterhaft ist die Zusammenarbeit mit der Infanterie, die die Arbeiten durch Flankensicherung deckt. Da plötzlich aus der Flanke ein feindlicher Angriff mit starken Panzern. Aber unsere Panzerjäger und unsere Flak sind auf der Hut. In ihrem Feuer bleibt der Angriff stecken. Drei schwere feindliche Panzer werden vernichtet. Die Geschützkasematte ist bereits in deutscher Hand. Das Werk II der Anlage aber schießt noch aus einem letzten MG. Die Nacht ist hereingebrochen; alle Teile von Panzerwerk 505 bleiben in deutscher Hand. Ein Eindringen ist vorerst noch nicht möglich, da Werk I noch brennt und Werk II durch Pulverdämpfe verqualmt ist. Die Entlüftungsanlage ist in beiden Werken außer Betrieb gesetzt. Die Waffen hinter den Scharten sind vernichtet. Panzerwerk 505 ist in allen seinen Teilen außer Gefecht.

Der Weg ist frei. Der Einmarsch in den Chiersbogen kann erfolgen. Die französische Festung Montmédy ist ihres wichtigen Flankenschutzes beraubt.

Der heldenmütige Erstürmer des Werkes ist ein erst 26jähriger Straßburger.

Fünfzig französische Kampfwagen vernichtet

Es war vorauszusehen, daß die weichenden Franzosen die dichten Wälder hinter der Sambre zu heftigerem Widerstand ausnutzen würden, als er bisher von ihnen geleistet worden war. Durch Lufterkundung wurde festgestellt, daß starke französische Reserven zur Verstärkung der Stellungen jenseits der Sambre im Anmarsch wären. Teilweise wurden französische Soldaten aus den Eisenbahnzügen heraus in eine neue schnelle, motorisierte Division eingegliedert. Sie begab sich im Eilmarsch zu den vordersten Stellungen der Nachhut, die der ausweichenden Armee Schutz geben sollte. Im Dunkel der Nacht gelang es Teilen von ihr, noch rechtzeitig heranzukommen. Der Rest wurde bereits auf dem Anmarsch durch Angriffe unserer Stukas erledigt.

Wir haben es diesmal mit einem zähen Gegner zu tun. Es muß buchstäblich um jeden Fußbreit Boden in diesem dichten Waldgelände, um jedes Haus in den Dörfern gekämpft werden. Immer neue Angriffe unserer Panzer schaffen Luft für die beiderseits der Straßen das Unterholz des Waldes durchkämmenden Männer der Kradschützenbataillone, die zu Fuß vorgehen. Unsere Artillerie feuert mit ausgezeichneter Wirkung, zumeist in direktem Schuß auf die fast unsichtbaren Stellungen des Gegners. Aus immer neuen Richtungen schlägt heftiges französisches Maschinengewehrfeuer den vordringenden Deutschen entgegen.

Es ist ein heißer Tag. Stundenlang ist die Luft erfüllt vom Donner unserer schweren Haubitzen, vom Lärm der Panzergeschütze, vom kurzen, harten, durchdringenden Aufschlag der Paks und vom heftigen Geknatter der Maschinengewehre. So wird in blutiger Arbeit Meter um Meter dieses unübersichtlichen Geländes genommen.

Außerordentliche Leistungen werden vollbracht, vor allem von den Männern eines Panzerregiments, das die verpflichtende Tradition des Reiterregiments „Großer Kurfürst" wahrt und sich ihrer am heutigen Tag besonders würdig erweist. Zu immer neuen Angriffen fahren die Panzerkampfwagen dieses Regiments nach vorn, gegen einen zahlenmäßig überlegenen Gegner, der noch dazu den Vorteil des Einsatzes seiner dicken 32-Tonnen-Panzer besitzt.

Wieder kommt es zu Einzelkämpfen. Panzer gegen Panzer. Der Erfolg, wenn auch nicht ohne Opfer, ist auf unserer Seite. Nur zu kurzem Aufenthalt, zur

Auffüllung von Munition, kommen unsere Panzer zurück, meist mit der Meldung, daß erneut drei oder vier französische Gegner von ihnen erledigt worden sind. Sie können nicht, ähnlich wie ihre Kameraden von der Luftwaffe, zum sichtbaren Zeichen ihrer Erfolge mit der Maschine wackeln, aber die Jagdfreude strahlt ihnen aus den Augen.

So geht es in dauerndem Wechsel zwischen Angriffen und den kurzen Pausen der Munitionszuführung hin und her, während zur gleichen Zeit die Männer der Kradschützenbataillone die feindlichen MG-Nester, die überall versteckt angelegt sind, und zahlreiche Baumschützen erledigen.

In den späten Nachmittagsstunden ist der Ausgang des mehrere Kilometer langen Waldstückes erreicht. Aber noch ist das schwierigste Stück Arbeit zu leisten, der Durchstoß durch das vor uns liegende Dorf, in dem beinahe jedes Haus eine Festung ist. Versteckt hinter Hausecken und den grünen Hecken der Gartengrundstücke sind auch hier die ungefügen Ungeheuer der schweren französischen Panzer aufgefahren. Um sie, unter möglichster Schonung eigener Kräfte, wirksam zu bekämpfen, entschließt sich der General zum Einsatz unserer Sturzkampfflieger. Unsere Fahrzeuge werden auf eine gewisse Entfernung zurückgezogen. Alles ist in Erwartungen des bevorstehenden Stukaangriffs.

Die dichte Qualmwolke, die aus den brennenden Häusern des Dorfes himmelhoch emporschlägt, weist unseren Fliegern unverkennbar den Weg. Jetzt kommen sie heran, sie, die unseren längsten Feuerarm darstellen. Trotz heftigen Flakfeuers der Franzosen setzen sie aus einem eleganten, weitausholenden Bogen heraus zum Angriff auf das Dorf an. Die Luft erzittert vom Einschlag der Bomben. Noch zweimal wird der Angriff wiederholt, dann entfernen sich unsere Flugzeuge unangefochten am Horizont. Eine Stunde später ist das so hart umkämpfte Dorf genommen.

Am nächsten Morgen geht es schon wieder weiter. Erst jetzt lassen sich die Verluste der Franzosen und die deutschen Erfolge in ihrem ganzen Umfange übersehen. Nicht weniger als 40 feindliche Panzerkampfwagen, 10 französische Panzerspähwagen, zahlreiche Pakgeschütze und eine ganze Batterie von 15-Zentimeter-Haubitzen sind von unseren eigenen Panzern im Zusammenwirken mit schwerer Artillerie restlos vernichtet worden. Überall entlang der Dorfstraße und in den Nebenwegen stehen die qualmenden Überreste der stählernen Kolosse, ausgebrannten Kratern ähnlich.

Es sind Bilder einer schaurigen Vernichtung, die den Kampf Stahl gegen Stahl mit harter Deutlichkeit zeigen. Im Innern der Panzer befinden sich zum Teil noch die bis zur Unkenntlichkeit verkohlten Reste der Besatzung.

Während in den Abendstunden von vorn ununterbrochenes Maschinengewehrfeuer anzeigt, daß dort noch heftige Infanteriekämpfe in vollem Gange sind, machen sich 1200 Meter dahinter die Männer der haltenden Vorhutkolonnen am Küchenherd eines nahen Waldgasthauses emsig zu schaffen. Kampf und Ruhe liegen im



Der Weg in die Gefangenschaft

Am Strande von Dünkirchen

Dünkirchen nach der Einnahme

Soldatenleben dicht beieinander. Im Garten des Waldgasthauses liegen noch ein paar tote Franzosen als Opfer des deutschen Angriffs vom Nachmittag. An ihnen vorbei nehmen die Wasserholer ihren Weg zur Küche, um für das leibliche Wohl ihrer Kameraden zu sorgen.

Mühselig werden die Aufschriften auf den französischen Konservenbüchsen entziffert. Der Ruf nach dem Wörterbuch durchhallt den zerschossenen Küchenraum ebenso wie der Ruf nach dem Kochbuch. Noch acht Stunden vorher lagen französische Soldaten in diesem Grundstück, an ihren zurückgelassenen Vorräten tun sich nun unsere Feldgrauen gütlich. Und nach der am Abend eines solchen heißen Tages wohlverdienten Mahlzeit strecken sie ihre müden Glieder in den gleichen Gasthausbetten aus, in denen die Nacht zuvor noch die Franzosen schliefen, wie es die Aufschriften an den Zimmertüren beweisen.

Ein neuer Tag ist angebrochen. Seit den frühen Morgenstunden hat der Kampf mit unverminderter Heftigkeit eingesetzt. Auch das nächste Dorf muß Straße um Straße, Haus um Haus erobert werden. Es kommt zu Einzelleistungen, die von vorbildlichem Schneid zeugen.

So ist die Besatzung eines unserer Panzer gerade damit beschäftigt, hinter einer Gartenhecke ihr Fahrzeug zu reparieren, als sich ihnen von vorn ein schwerer feindlicher Panzer nähert. Aber den Mann, der die Reparatur vornimmt, stört das gar nicht. Er geht ruhig seiner Arbeit weiter nach, während seine Kameraden Schuß um Schuß aus dem Panzergeschütz herausjagen.

Einer unserer Panzer, die ähnlich wie gestern zu immer neuen Angriffen hinein in das Dorf fahren, erhält einen schweren Granattreffer. Aber die Granate krepiert nicht. Sie landet im Schlafsack des Führers als Blindgänger. Niemand verliert die Ruhe, im Gegenteil, auf der Rückfahrt nimmt sich die Besatzung dieses Panzers noch mit aller Sorgfalt unserer Verwundeten an.

Wie Gent durch Handstreich fiel

Gent ist, wie so viele andere Plätze in diesem beispiellosen Feldzug, durch Handstreich genommen worden.

Der Widerstand des Gegners hatte sich im stark befestigten Brückenkopf und weiter nördlich am Kanal in bisher nicht gewohntem Umfang versteift; die Gefangennahme von Ardennenjägern und von Engländern zeigte, daß man es mit guten feindlichen Truppen zu tun hatte, die mit Zähigkeit ihren Auftrag, die Stellung solange als möglich zu halten, zu erfüllen suchten. Dieser Auftrag galt vor allem dem Ziele, die im Raum zwischen Flandern und der unteren Somme eingeschlossenen umfangreichen belgischen, englischen und französischen Heeresteile in ihrem verzweifelten Ringen um einen Durchbruch nach Süden zu decken und den deutschen Druck nach Möglichkeit hier oben aufzuhalten. Dem deutschen Oberkommando dagegen lag an einer Verstärkung dieses Druckes und an einer Weiterführung des Vormarsches nach Westen, um den Kessel mit dem eingeschlossenen Gegner immer enger zusammenzudrücken.

Am 22. Mai wurde schwere Artillerie eingesetzt. Als am 23. Mai im Morgengrauen nach neuer Feuervorbereitung zum Angriff angetreten werden sollte, stellte es sich heraus, daß der Gegner sich unter dem Eindruck der Beschießung zurückzog und sich nur noch mit Nachhuten verteidigte.

Jetzt wurde von mehreren Kolonnen gleichzeitig gegen den Brückenkopf vorgestoßen. Wir befanden uns bei einem Infanterieregiment, das nördlich über Oosterzele, Landauder, Lemberge, Meurelbeke nach dem Scheldeübergang Zwynaerde vorging.

Als wir aufbrachen, kam uns ein ernster Zug entgegen. Eine Kompanie, die vor Oosterzele gelegen hatte, erwies einem gefallenen Kameraden die letzte Ehre. An der Spitze trug man einen Blumenstrauß. Gleich hinter dem Träger der Blumen wurde der Tote, so wie er gefallen war, hoch auf der Bahre getragen. Am Himmel jagten Messerschmittjäger. Rechts und links von uns bellten unsere Batterien immer wieder zum Feind hinüber. Vor Meurelbeke konnte man zum erstenmal die Türme von Gent, den Belfried und die St.-Baafs-Kathedrale erkennen.

An der Brücke von Meurelbeke kam es während der nun folgenden Stunden zu Aufenthalt und zu einem Gefecht, dessen Dauer zunächst nicht abzusehen war.

Das Feuer einer motorisierten schweren belgischen Batterie und die MGs einer noch auf dem diesseitigen Ufer befindlichen Nachhutabteilung mußten erst niedergekämpft werden. Da mir der Regimentskommandeur mitteilte, daß nordöstlich von uns eine deutsche Aufklärerabteilung über Melle gegen Gent vorgegangen sei, entschlossen wir uns schnell, zu dieser Abteilung zu fahren, um den Augenblick der Einnahme von Gent nach Möglichkeit nicht zu versäumen. Alles ging gut. Nachdem wir die Sprengungen und die Minengebiete der Straße bei Melle mühelos umfahren hatten, langten wir an der großen Brücke am östlichen Stadtrande von Gent an. Das Bild, das sich dort darbot, war gewiß einzig in seiner Art.

Unter einem bleigrauen Himmel sahen wir die Trümmer der mächtigen Brücke, die von den Belgiern durch mehrere Sprengungen völlig zerstört worden war. Aus den durchschlagenen Gasrohren loderten rote Stichflammen. Am andern Ufer aber — wir trauten unseren Augen kaum — standen unübersehbare Scharen belgischer Gefangener, die sich noch ständig vermehrten. Sie warteten auf ihren Abtransport. Einige Dutzend deutscher Wachmannschaften etwa waren bei ihnen. Vielleicht, 50, vielleicht 100 Meter von ihnen entfernt schlugen in kurzen Abständen schwere belgische Artillerielagen mit scharfem Knall und Prasseln in die Häuser der Stadt ein.

Es führte noch keine Notbrücke hinüber, aber sie wurde bereits mit Floßsäcken gebaut. Die Pioniere halfen uns einstweilen, indem sie über zwei nebeneinanderliegende Frachtkähne einen Bättersteg für Fußgänger legten. Die Männer der Aufklärerabteilung, die mit ihren Fahrzeugen auf der Straße standen, sagten mir, daß ihr Kommandeur schon drüben in der Stadt sei und zur Zeit mit dem Bürgermeister verhandele.

Auf meine Frage, wer diese große Zahl von Gefangenen gemacht habe, erhielt ich zur Antwort: „Unser Herr Oberstleutnant!" Er sei zuerst nur mit einem Parlamentäroffizier und dem Wachtmeister über die Trümmer der gesprengten Brücke geklettert und habe später 50 Mann der Schwadron auf demselben Wege nachgezogen.

Der provisorische Bättersteg war inzwischen fertig. Die Gefangenen begannen herüberzuströmen, und wir drängten uns durch sie hindurch zum anderen Ufer. Im Geschwindschritt gingen wir nun in die Stadt. Die belgische Artillerie knallte immer noch sinnlos, trotzdem wagte sich die Zivilbevölkerung schon hervor. In der Nähe des Marktplatzes treffen wir den Oberstleutnant, der dieses unternommen hat. Er unterrichtet uns bereitwillig. Es ergibt sich folgendes Bild:

Die Aufklärerabteilung traf etwa gegen zwei Uhr an der Brücke ein, nachdem sie einige Straßensperren bei Melle mit ihren Fahrzeugen zu umgehen hatte. Der Kommandeur ketterte sofort mit seinem Parlamentäroffizier und dem Wachtmeister zum anderen Ufer hinüber. Er schickte den Parlamentär mit der weißen

Flagge in die Stadt und ging selbst zum Bürgermeister. Die Ankunft dieser Deutschen machte einen so schockartigen Eindruck auf die zahlenmäßig sehr starke Besatzung des inneren Stadtkernes, daß sich diese Truppen beim Herannahen der deutschen Spitze kampflos ergaben. Der Bürgermeister behauptete, nicht zu wissen, wo der belgische Militärbefehlshaber zu finden sei.

Darauf besetzte der Oberstleutnant schnell entschlossen das Rathaus und die noch nicht gesprengten Brücken und ließ die deutsche Kriegsflagge hissen. Der Bürgermeister fügte sich.

Der Parlamentär kam erst nach Stunden zurück. Er war mit verbundenen Augen 50 Kilometer tief ins Hinterland gefahren worden. Dort führte man ihn vor den belgischen Armeekommandanten. Die Unterhandlung, die nun folgte, hatte folgendes Ergebnis: Der Armeekommandant verpflichtet sich ehrenwörtlich, die Stadt Gent bis um sieben Uhr am Morgen des nächsten Tages völlig zu räumen. Bis zu diesem Zeitpunkt bleibt die belgische Truppe im Besitz der Außenbezirke, während die deutsche Truppe den inneren Stadtkern besetzt.

Eine Brückenstellung, die zur so vereinbarten Linie gehörte, lag sehr nahe bei dem Genter Hotel, in dessen Vorgarten uns dieser Hergang erzählt wurde. Noch pfiffen manchmal unmißverständliche MG-Feuerstöße in die Gegend. Deutsche Bomber donnerten über den Himmel, während belgische Flak feuerte.

Aber das änderte nichts an dem Ergebnis des Tages. Gent war genommen.

Der Oberstleutnant schüttelte uns die Hände. Als wir zur Brücke zurückgingen, war das Infanteriebataillon, das bald nach der Aufklärerabteilung eingetroffen war, schon dabei, sich in der Stadt Gent einzurichten. Der Abend sank herab, und das Leben regte sich wieder in der erschreckten Stadt, obgleich die Salven der Belgier noch immer in der Gegend des Ufers hallten. Das automatische Klavier in einem Estaminet hämmerte „Rosamunde". Vor den zerstörten Häusern am Kai lagerte neben ihren zusammengesetzten Gewehren Infanterie. Und noch immer ergoß sich der Strom der Gefangenen aus der inneren Stadt.



Angriff bei Arlon

Zerschossener französischer Panzer bei Sedan

Auf einer Vormarschstraße in Belgien

Sein Pferd

Die Straße Valenciennes—Mons liegt unterm Streufeuer französischer Batterien. Jenseits des Scheldekanals im Forêt des Raismes dürften sie stecken, haben also flankierende Wirkung. Meist platzen die Granaten zwar unschädlich in langsam gelb sich färbenden Getreidefeldern, mitunter aber gibt es doch einige Einschläge hart am Straßenrand oder gar mitten auf dem Fahrdamm. Das ist recht lästig, recht störend für den Verkehr von und zu der vorderen deutschen Linie, die dort im nahen Valenciennes noch immer in hartem Kampf steht. Wer nur immer die Chaussee benutzen muß, tut es in beschleunigter Gangart, Infanterie springend im Straßengraben, Fahrzeuge und Reiter im Trab, wenn's gilt sogar einige hundert Meter im Galopp.

Die Sonne steht hoch im Mittag, brennt unbarmherzig. Das Wegwärterhäuschen, in dem wir uns eingenistet haben, bietet etwas Schatten und gegen Splitter notdürftige Deckung. Soeben sind einige leere Artillerieprotzen vorübergerasselt, glücklich an der kitzligen Stelle vorbeigekommen, dort, etwa 100 Meter weiter auf Valenciennes zu, wo in unregelmäßigen Abständen immer die französischen Geschosse einschlagen. Noch hat sich der wallende Staub nicht ganz verzogen, da erscheint an der gleichen Stelle ein Nachzügler. Ein kleiner, stämmiger, ein wenig rundlicher Artillerist. Zu Fuß, sein Pferd am Zügel führend. Die beiden bewegen sich sehr langsam, fast schleichend vorwärts. Der Mann ist barhaupt, sein feldgrauer Rock, über und über schmutzverkrustet (man kann es im Glas deutlich erkennen), deutet auf einen Sturz hin. Der Gaul lahmt mächtig und — ja richtig! — er blutet auch stark aus einer klaffenden Wunde am linken Halsansatz. Jetzt bleibt das Tier stehen, stemmt die zitternden Vorderbeine fest; Schauer auf Schauer gehen durch seine bebenden Flanken. Der kleine Artillerist zieht und zerrt. Vergebens, das Pferd will nicht weiter, kann nicht weiter. Begütigend redet ihm der Reiter zu, tätschelt es, liebkost es. Umsonst.

Und just in diesem Augenblick fängt die verwünschte Franzosenbatterie dort im Forêt des Raismes wieder an zu streuen. Rumms! Rumms! Zwei mächtige Dinger etwa 25 bis 30 Meter rechts neben die Straße. Der wunde Gaul macht einen jämmerlich kläglichen Versuch zu steigen, sinkt in die Knie, wird vom Reiter wieder hochgerissen, zittert, bebt, rührt sich nicht von der Stelle. Von eben

jener Stelle, an der nach unseren bisherigen Beobachtungen jetzt gleich die nächsten beiden französischen Granaten die Straße fassen müssen. Da sind sie schon! Rumms! Rumms! Qualm, Staub, pfeifende Splitter. Stolpernde Hufschläge. Die ganz dicht am Chausseegraben niedergehenden Einschläge haben dem Pferd doch noch einmal „Beine gemacht". Mann und Roß sind jetzt keine 20 Meter mehr von uns entfernt. Wie durch ein Wunder nicht getroffen. Freilich, nun ist die Kraft des Tieres endgültig erschöpft. Wieder stemmt es sich bebend gegen die zerrenden Zügel.

Auch in dem runden Kindergesicht des kleinen Artilleristen zuckt es. Todunglücklich blicken die dunklen Augen auf den Gaul. Unschlüssig tritt der Mann von einem Fuß auf den anderen. Minutenlang. Kümmert sich keinen Deut um die sich schon wieder an die Chaussee herantastenden Granaten. Dann endlich — wir sehen, wie sich die Lippen fest zusammenpressen — kommt er zu einem Entschluß. Noch einmal fährt er mit der linken Hand wie kosend über Kopf und Hals des Tieres; dann hebt die Rechte langsam die schon entsicherte Pistole. Zwei Schüsse peitschen. Ein dumpfer Fall. Das Leiden der gepeinigten Kreatur hat ein Ende. Das runde, braune Gesicht des kleinen Artilleristen ist wie versteinert, als er langsam, ganz langsam dem toten Tier Sattel und Zaumzeug abnimmt. Wieder haut ein „schwerer Brocken" in der Nähe ein. Der Mann nimmt keine Notiz davon, belädt sich wie ein Schlafwandler ganz bedächtig mit dem Sattelzeug, geht seines Weges. Schleppender Schritt, tief gesenkter Kopf. Wir rufen ihn an. Er hört es nicht.

Eine halbe Stunde später sehen wir ihn wieder. Weiter rückwärts bei der Protzenstaffel zusammen mit einem Kameraden, dem er offenbar soeben die Geschichte von dem Verlust seines Pferdes erzählt hat, hören, wie der andere gerade aufmunternd sagt: „Junge, Junge, nimm dir die Sache doch nicht so zu Herzen. Der Wachtmeister gibt dir den ‚Belgier', den Fuchswallach, den wir vorgestern griffen. Das ist ein mächtig feiner Gaul. Viel besser als deine alte klapprige Betty. Und einen Heubauch hatte sie übrigens auch. — Wat? Junge, du flennst doch nicht gar?"

„Ick? Flennen? Dummes Luder, laß mich in Ruh!" Mit einem Ruck hat sich der kleine stämmige Artillerist umgedreht, stapft breitbeinig auf die nächste Scheune zu. Den Kopf trägt er steifnackig hoch. Und dennoch — nein, wir täuschen uns nicht —, als er die Scheune betritt, fährt er mit dem rechten Rockärmel einmal ganz rasch über die Augen. Ob sie wohl doch naß gewesen sind? — —

„Himmelfahrtskommando"

Panzerjäger im Abwehrkampf vor Abbeville

Da stehen sie, die englischen Kolosse, die alle Welt für unbesiegbar hält! Da stehen die französischen Ungetüme, die ihre Fahrer gern „Sûreté" tauften, weil ihre gewaltigen Panzerwände jedem Geschoß zu trotzen schienen. Sie schießen nicht mehr. Die meisten von ihnen haben ein kleines Loch in der Nähe des Sehschlitzes. Anderen sind die Ketten zerfetzt, wieder anderen ist das vernichtende Geschoß allen Panzerwänden zum Trotz in den Motor gefahren und hat sie im Feuerbrand vernichtet, mit Mann und Maus.

Unvergessen wird die Tat einer bayrischen Geschützmannschaft der Panzerjäger in einer Aufklärungsabteilung sein.

In einem großen Obstgarten sichert sie das Vorgehen einer Abteilung über eine Höhe. Sie hat sich vorzüglich eingebaut. Das Geschütz ist in der Hecke nicht zu sehen, die Protze mit der Munition steht gedeckt unter den Obstbäumen. Der Geschützführer hat seine Mannschaft genau eingeteilt. Der Fahrer muß mit Munition tragen. Ein Schütze ist als Panzerwarner vorausgeschickt, damit der tote Winkel übersehen werden kann. Der Panzerwarner ist noch nicht ganz vorn, da gibt er Signal. Aber der Geschützführer hat inzwischen die Lage schon selbst übersehen. Von Süden aus dem Walde, von vorn aus dem Busch, aus der Flanke, von überall rollen die englischen Panzer heran, schwere, mittlere, leichte. Der Geschützführer hat den Kradmelder bei sich. Der Aufklärungsstab liegt kaum vier Kilometer zurück. Der Melder braust mit einer mündlichen Meldung hinten aus dem großen Garten heraus. Hoffentlich erreicht er sein Ziel! Gegen diese gewaltige Welle ist ein einzelnes Panzergeschütz machtlos.

Aber der Unteroffizier kennt seine Pflicht. Er läßt Munition heranschaffen, während die Panzer näherrollen. Er schärft dem Richtschützen ein, ja nicht zu früh zu schießen und sauber zu zielen.

Der Ladeschütze hat schon fünf Kisten Panzermunition da. Noch immer läuft der Fahrer wie ein Wilder zum LKW zurück, um neue Kästen zu holen.

Jetzt kniet der Unteroffizier nieder. Die Mannschaft hat nicht gehört, was er vor sich hinsagte.

6*

„Eingeschlossen“, hat er leise gesagt, und „Himmelfahrtskommando“.

Aber schon gibt er ruhig seine Befehle: „Nicht früher schießen, als ich sage, vorderer Panzer 400, Panzer links von dem großen Busch ausrichten.“

Der Richtschütze murmelt das Hilfsziel. Der Geschützführer gibt unaufhörlich die Entfernung an: „350, 300“, und nun endlich „Feuer frei!“

Schon fegt das Geschoß heraus. Treffer! Der Panzer jagt fahrerlos quer durch das Gelände, eine Stichflamme geht hoch. Die Explosion hört man nicht, weil 24 Panzer mit einem Male ein wütendes Feuer in das Gebüsch jagen.

Jetzt steht der beschossene Panzer, aber da steht schon ein zweiter. Treffer in die Kette. Er läuft um seine eigene Achse, noch ein Treffer, Breitseite, Schluß.

Neuer Panzer! — „200“, schreit der Geschützführer. Der Fahrer läßt plötzlich seinen Munitionskasten fallen, den er vom Fahrzeug heranschleppte, und sinkt über ihm zusammen. Im gleichen Augenblick schießt eine himmelhohe Stichflamme aus seinem Fahrzeug. Mit Getöse explodiert die Munition, und die Kartuschteile fliegen bis zu den Schützen an der Pak.

Sie merken es nicht, sie laden, richten, feuern... laden, richten, feuern. Der Unteroffizier gibt keine Entfernung mehr an, es ist nicht mehr notwendig, eine niedrigere Marke hat das Zielfernrohr nicht. Der Schütze 4 rollt langsam auf den Rücken. In direktem Schuß ist hinter ihm eine 7,5 krepiert.

Vier Panzer stehen, sie sind erledigt, aber aus zwanzig schießt es noch, einer schwenkt, aber einer zeigt die Breitseite, zwei Schuß darauf, sie sitzen wieder, der Panzer rollt weiter.

Zum Teufel! Das Rohr läßt sich nicht mehr ausschwenken! Und drüben ist die Hecke. Von dort fegt ein Hagel von Geschossen auf die drei Männer am Geschütz und den Unteroffizier. Der Schütze 1 fällt über die Zieleinrichtung, es ist, als wolle er noch etwas sagen. Niemand weiß es.

Da springt der Unteroffizier hinzu, er hat irgendein Riesenstück in der Hand und lädt das Geschütz. Er schreit in das Getöse: „Macht, daß ihr fortkommt!“ Aber die anderen liegen flach auf der Erde und gehen nicht. Erst als der Unteroffizier geladen hat, erst als er den Verschlußteil festgewürgt hat, den offenen Hebel abschlug und den Handabzug vernichtete, erst als das Geschütz völlig unbrauchbar ist und von vorn eine Handvoll Dreck im Rohr hat, da kriecht der Unteroffizier an der Hecke entlang davon, und hinter ihm kriechen zwei Männer: der Ladeschütze und der Munitionsschütze, die anderen sind tot.

Sie hören nicht, wie die deutsche Artillerie jetzt auf die Panzer schießt. Sie sehen die Kolosse aus nächster Nähe vorbeirattern und drücken sich in die Hecke hinein. Sie beugen sich mechanisch nieder, wenn Artillerieeinschläge kommen, und halten die Hände unter den Leib, und den Stahlhelm schieben sie in den Nacken. So erwarten sie die letzte Minute; aber sie kommt nicht. Der Unteroffizier richtet sich plötzlich auf, bellen da nicht die Geschütze der Panzerjäger, heulen da nicht unsere

Stukas, wie geht das alles so schnell? Hat der Kradmelder sein Ziel erreicht?

Sie liegen allein, die drei bayrischen Panzerjäger von der Aufklärungsabteilung. Es brüllen schwere Geschütze, es biegt der Luftdruck die Obstbäume über ihnen förmlich zur Seite, darauf brüllt die Erde, aber die Panzer, soweit sie noch fahren konnten, sind fort.

Die Männer liegen und warten. Es wird still. War nicht zwischen den Panzern Infanterie? Das weiß niemand mehr. Panzerjäger sehen nur ihr Wild: die Panzer. Und nun gehen die drei Panzerjäger langsam zurück. Sie sehen zerschossene Panzer, englische Gefallene, Trichter, sie stoßen auf eine Pak, sie grüßen die Männer dort, und sie lachen in Dreck und Blut hinein. Dann gehen sie zurück zur Abteilung.

Der Unteroffizier macht seine Meldung. Der Abteilungskommandeur nimmt sein schwarz-weiß-rotes Band vom Uniformrock und heftet es dem Unteroffizier an. Der Adjutant gibt seines dem Ladeschützen, der Schütze 3 bekommt es von einem anderen Offizier.

Am Nachmittag sind unsere Truppen in dem Obstgarten, 30 Kilometer südwestlich von Abbeville, und finden die Pak, und die Abteilung setzt ihre Toten bei, die tapferen Männer vom Panzerjägergeschütz. Wie zur Wache stehen vor den Gräbern im grünen Obstgarten vier englische Panzer, die der Richtschütze erledigte.

Vormarsch auf dem Boden von Langemarck

Am Nachmittag haben die Soldaten der Vorausabteilung südlich Roeselare heftiges Feuer erhalten. Aufklärung gegen den Feind hatte das Ergebnis gezeitigt, daß die Bataillone und Regimenter vor einer seit langem und in großer Tiefe ausgebauten Feldbefestigung des Feindes lagen. Mit dem Willen, den Angriff vorzutragen, hatte die Wirkung des feindlichen Artilleriefeuers zugenommen. Bis zum Eingreifen der eigenen Artillerie sollten unsere Schützen Ruhe haben.

Im Zimmer eines noch wenig zerschossenen Hauses saßen sie beim Kerzenschein und besprachen den Angriff für den morgigen Tag. Die Kameraden, die den großen Krieg mitgemacht hatten, waren merkwürdig still. Erinnerungen wurden in ihnen lebendig. In einer Pause sprach dann der Hauptmann: „Paschendaele war damals ein Ziegelhaufen! Wenn eine Granate einschlug, gab es einen von Ziegelstaub roten Dunst, der sich mit den Wolken der Pulvergase mischte. 1917 war das! Ich kam damals als Kriegsfreiwilliger hierher. Das ganze Gelände war ein einziger Trümmerhaufen, und wenn wir vom Bataillons-Gefechtsstab eine Meldung zum Regiment bringen mußten, dann ging es immer Sprung-auf von Trichter zu Trichter…" Die jüngeren Männer, die nur den Krieg in Polen kennen, hörten doppelt aufmerksam zu; denn das morgige Angriffsziel umschließt Namen wie Paschendaele, Moorslede, Westroosebeeke und Langemarck.

In der Nacht war Ruhe. Die Einschläge des feindlichen Störungsfeuers klangen nur ganz schwach in den Halbschlaf, während der Morgen graute. Dann schweigen auch die. Eine merkwürdige Ruhe! Ein Melder kommt: die Belgier haben sich ergeben. Seit fünf Uhr ist Waffenruhe. Waffenruhe nach dem Artilleriebeschuß, der wieder einige Kameraden kostete, Fahrzeuge in Brand setzte, Pferde verwundete, daß sie erschossen werden mußten. Für Stunden herrscht Schweigen an der Front. Dann aber kommt die Aufregung. Zwei Parlamentäre müssen hinüber zu den belgischen Generalkommandos, zu den Feinden von gestern. Sie sollen unsere Forderungen überbringen: Straßen frei für den deutschen Vormarsch! Aufhebung aller Befehle für Brückensprengungen und Wegesperren. Über die Plätze, an denen die belgischen Waffen gestreckt werden sollen, ergeht noch besonderer Befehl.

Die weißbeflaggten Fahrzeuge mit den Parlamentär-Offizieren werden von

einem belgischen Offizier empfangen. Außerordentlich höflich begegnet man allenthalben den Deutschen. Peinlich ist es für die begleitenden Belgier, daß die Truppen die deutschen Parlamentäre freudig begrüßen. Auch die Bevölkerung gibt Zeichen der Freude, klatscht in die Hände und grüßt. Die Stäbe, zu denen dann die Parlamentäre gebracht werden, die Kommandeure und Adjutanten machen einen durchaus intakten Eindruck. In vornehmer Zurückhaltung wird die Forderung der deutschen Reichsregierung besprochen. Schon auf der Rückfahrt zur deutschen Linie zeigen sich Anzeichen der beginnenden Auflösung der belgischen Armee. Weggeworfene Ausrüstungsgegenstände sind das kleinste. Allenthalben zerstreuen sich die Soldaten, ziehen sie sich Zivil an, versuchen sie, weg von der Truppe zu kommen.

Nach wenigen Stunden beginnt der Vormarsch auf geweihtem Boden. Langemarck liegt auf der Marschstraße. Langemarck, für jeden Deutschen heiliger Begriff für all das, was wir in den Worten Opferbereitschaft und Hingabe an eine große Sache ausdrücken. Dörfer ziehen an uns vorüber, Moorslede, Westroosebeeke, Ostniukerke und Paschendaele, die auch den jungen Soldaten etwas bedeuten. Hier haben ihre Väter den Kampf durchgestanden bis zum bitteren Ende. Tausendfältig ist hier der Boden mit deutschen Blut getränkt, wie die Heldengräber aus dem Großen Kriege es bezeugen. Nun stehen wieder deutsche Soldaten in diesem Land, um sie her die zurückflutende belgische Armee, die sich mutig geschlagen hat, aber nun nicht mehr für die britische Sache ihr Blut vergießen soll. Und vor ihnen liegt der Sieg.

Bomben auf französischen Kanalhafen

Wieder steht die Kampfstaffel startbereit. Der Staffelführer bespricht mit den Besatzungen die Angriffsziele: Eisenbahnknotenpunkte bei Paris, auf denen durch Fernaufklärer Truppentransporte festgestellt wurden. Die Bodenmannschaften sind mit den letzten Handgriffen an den Kampfflugzeugen beschäftigt, da jagt ein Melder auf dem Krad über das Rollfeld und bringt einen neuen Befehl: Ziel des bevorstehenden Feindfluges ist die französische Kanalküste und die dortigen Häfen, in denen sich flüchtende Engländer einschiffen.

Der Staffelkapitän pfeift durch die Zähne: Das ist ein Auftrag besonderer Art! Kurz sind seine Befehle an die Besatzungen. Sofort ist alles an den Maschinen. Die Ketten der Staffel hauen ab, sammeln sich zur befohlenen Formation und nehmen Kurs West. Während bei St. Quentin eine durchbrochene Haufenbewölkung noch Erdsicht gestattet, schließt sich allmählich die Wolkendecke. Unter uns ist gerade noch eine an vielen Stellen brennende Stadt zu erkennen, die wir als Amiens ausmachen, das beim Rückzug der Franzosen in Brand geriet.

Bald ist das Meer erreicht. Die einzelnen Ketten sind eingeschwenkt und stoßen mit großartiger Präzision durch die Wolkendecke auf den als Angriffsziel bestimmten französischen Kanalhafen. Ein riesiger Transporter liegt am Kai und wird von Tankschiffen aus getankt, ein zweiter passiert gerade die Schleuse. Außerdem werden mehrere kleine Schiffe erkannt, anscheinend Frachter, die scheinbar beladen werden.

Kette auf Kette der deutschen Bomber ist jetzt im Angriff. Die Wirkung ist fürchterlich. Von zwei Bomben getroffen, bäumt sich der große Transporter in der Hafenschleuse auf. Eine wohl 200 Meter hohe Stichflamme zeigt die Wirkung der Bombentreffer. Dann ragt das Heck steil in die Höhe, und zerschmettert bleibt das große Schiff in der Schleuse liegen.

Ebenso ergeht es dem anderen großen Transporter. Er steht in hellen Flammen. Getroffen und vernichtet. Der Tankdampfer neben ihm geht in die Luft. Von den kleinen Frachtdampfern werden mehrere getroffen. Sie legen sich zur Seite oder sacken ab. Der Hafen brennt buchstäblich an allen Ecken. Riesige Qualmwolken zeigen an, daß dort einmal Brennstofflager gewesen sind.

Nur wenige Minuten hat der deutsche Bombenangriff auf den französischen Kanalhafen gedauert, aber es ist ganze Arbeit geleistet worden. Nun hängen sich die deutschen Kampfflugzeuge unter die Wolkendecke und nehmen wieder Kurs auf die freie See.



Deutsche Flieger über Paris

Deutscher Panzerwagen beim Vorstoß über die Aisne

Bei deutschem Panzerangriff vernichtete französische und belgische Kampfwagen

Infanterieangriff auf ein brennendes Dorf in Nordfrankreich

Panzerangriff

Eisenbahngeschütz in Feuerstellung

An der holländischen Küste

Schnellboote gegen fliehende Engländer

Eine Unmenge von Transportdampfern, Bewachern und Zerstörern, dazwischen Logger, Küstensegler und Fischerboote bevölkern seit Tagen das Gebiet des Englischen Kanals, um Personal und Material der zerschlagenen britischen Expeditionsarmee auf die Insel zu retten. Während wir vor Einbruch der Dämmerung zum Auslaufen fertig klarmachen, braust ein Verband eigener Kampfflugzeuge über uns hinweg. Zerstörer-Flugzeuge begleiten ihn. Es ist einer der vielen Verbände, die ununterbrochen die Einschiffungsplätze des flüchtenden britischen Heeres angreifen und auch dann nicht von ihnen ablassen, wenn sie in aufgelöster Ordnung in höchster Eile auf ihre Kreideküste zustreben. Heute nacht soll unsere Flottille von Schnellbooten das Werk fortsetzen, das die Fliegerverbände am Tage so wirkungsvoll ausführten.

Leichter Dunst liegt am südwestlichen Horizont. Die Boote lagen in „Päckchen" fest, das heißt, der eine Kommandant hat mit seinem Boot beim Nebenmann festgemacht. Beim Loswerfen macht nur das Boot am Pier die Leinen los, und das ganze Päckchen manövriert zunächst wie ein einziges Schiff. Das Boot am Pier geht mit der Maschine voraus, und das äußerste Boot des Päckchens macht Umdrehungen rückwärts. Wenn die Motoren anspringen, geht ein gewaltiger Ruck durch das ganze Gefüge. Unter den Auspuffgasen kräuselt sich das Wasser, und das gewaltige Gebrumm der angelassenen Maschinen erschüttert die Luft. Die Männer stehen mit gelassenen Mienen an Oberdeck, auf dem Pier sehen sachkundig die holländischen Fischerleute zu.

Schnell kommt die Küste außer Sicht, nichts als Wasser ringsum.

„In zehn Minuten werden die englischen Bomber kommen." Man kennt sie bei uns schon. Sie machen ihre Sache ganz stur, fliegen in ziemlicher Höhe an, wenn es geht, die Sonne im Rücken, und lassen dann, bevor wir ihnen etwas mit unserer leichten Flak antun können, ihre Bomben fallen, die natürlich weitab ins Wasser klatschen. Ein recht harmloses Verfahren. So können wir uns kein Leid antun. Das Draufgängertum ist den englischen Fliegern etwas vergangen, seit wir vor Tagen eine ihrer Maschinen herunterholten. Ihre Taktik wird ja nicht gerade nach dem Geschmack des Geschwaderchefs da drüben sein.

Weiter geht der Marsch nach Süden. Als die Dämmerung hereinbricht, sehen wir roten Feuerschein am Himmel lodern. Dumpfes Grollen rollt weit in der Ferne

von dorther, wo in diesen Stunden die große Schlacht im Westen ihrem Ende zugeht.

Wir hoffen heute nacht auf einen besonders regen Verkehr.

„Schwarzer Schatten voraus", meldet ein Ausguck. Noch ist nicht zu erkennen, was da vor uns steht. Das dunkle Gebilde läuft auf uns zu. Von der niedrigen Blickhöhe vom Deck des Schnellbootes sieht alles viel größer aus. Aber der alte Schnellbootfahrer hat seine richtigen Maßstäbe. Er schätzt den Schatten als kleinen Bewacher. Dann taucht ein anderer Schatten auf, so plötzlich, daß niemand zu Schuß kommt.

„In dieser Gegend ist bestimmt viel los", meint der Rudergänger sachverständig. Minuten später erkennt man feindliche Zerstörer, kurze, gedrungene, verhältnismäßig hochbordige und kantig wirkende englische Schnellboote. Bewacher und Transporter laufen ihren Weg und ahnen nicht, was hier auf sie wartet. Mit der Ruhe ist es jetzt hier für die paar Nachtstunden vorbei. Auch in der Luft herrscht Betrieb.

Das Fallen der ersten Leuchtbombe berührt uns zunächst unsympathisch. Wem gilt sie? Das scheinen auch andere zu empfinden, denn nun setzt ein Feuerwerk ein, wie es farbenprächtiger kaum vorstellbar ist. Von allen Seiten zischt die Leuchtspurmunition dem Nachthimmel entgegen. Damit die einzelnen Batterien die Lage ihrer Garben in dem Massenfeuerwerk erkennen können, wird eine ganze Farbenskala verschossen. Das Feuern ist aussichtslos, es wird wieder still und dunkel ringsum.

Vor uns wieder ein Schatten! Größer und größer wird er. Aber er lohnt doch wohl keinen Torpedo. Die Aale sparen wir uns für fettere Brocken auf. Schon können wir die Gestalten an Deck erkennen.

Es geht mit 20 Meter Abstand an dem Bewacher vorbei. Und nun kommt eine Überraschung für die da drüben, auf die wohl niemand gefaßt ist. Handgranaten fliegen als mitternächtlicher Gruß an Deck, als wäre das im Seekrieg so üblich und die natürlichste Sache von der Welt. Das langsame Tacktack eines britischen MGs ist das erste Lebenszeichen der aus der Ruhe Gescheuchten. Die Maschinenwaffen unserer Boote übernehmen nun die Leitung des Konzerts. Wir sind natürlich inzwischen weiter abgekommen, denn sonst würden die Splitter unserer eigenen kleinen Granaten uns selbst um die Ohren fliegen. Diese rasanten Waffen durchschlagen drüben die Außenbordplatten. Der Bewacher sucht schleunigst das Weite, und wir haben keinen Grund, uns länger mit ihm herumzuschlagen und damit die Aufmerksamkeit des ganzen Kanals auf uns zu lenken.

Für einen Augenblick hört man ringsum nichts anderes als das Geräusch der eigenen Motoren. Wir brummen hier natürlich nicht etwa mit ...zig Seemeilen herum. Unsere weiße Schnauze, die Bugsee und das breite schäumende Band der Hecksee würden uns weithin verraten.

Da haben wir nun das ersehnte Wild vor dem Visier unserer Torpedos. Die Rohre sind starr eingebaut. Wie beim Sturzkampfflugzeug wird mit der ganzen Maschine gerichtet. Dann kommt das Kommando „Los“, das kurze Zischen entweichender Preßluft, das Geräusch der leer rotierenden Torpedopropeller, das Aufklatschen in See, und nicht viele Sekunden vergehen, bis der Torpedo sein Ziel getroffen hat. Es ist ein Transporter von etwa 3000 Tonnen. Für ein U-Boot draußen im Handelskrieg keine überwältigende Sache, hier aber, bis weit über die Tieflademarke vollgestopft mit Soldaten und wertvollstem Material, ein wichtiges Angriffsziel. Ein dumpfer Schlag, eine hohe Stichflamme, unser Vernichtungswerk ist vollbracht. Fast jede Nacht, die wir hier sind, das Zeichen für die Engländer, daß deutsche Schnellboote, die „Stukas der See“, am Werk sind. Vom grellen Feuerschein werden wir taghell beleuchtet. Aber auch der Gegner wird ja geblendet. Wir sehen, daß wir mitten in einem Geleitzug kleinerer Fahrzeuge stehen, der von Zerstörern gesichert wird. Aber die pflegen, wenn auch nicht aus Feigheit, beim ersten Anzeichen eines Schnellbootangriffes gleich Reißaus zu nehmen.

„Sie hätten doch den Kanaltunnel bauen sollen, dann wäre ihnen diese Schweinerei Nacht für Nacht erspart geblieben“, meint der L. I. (Leitende Ingenieur), ein Oberstabsmaschinist, nach dem Angriff, als er seine Nase zum Luftschnappen aus dem Maschinenniedergang heraushängt.

Mit hoher Fahrt laufen wir nach Norden. Der Verband ist wieder geschlossen beieinander. Erst als die Mole in Sicht kommt und gespenstisch aus der Morgendämmerung heraustritt, gehen wir mit der Fahrt herunter. Da das kleine leichte Boot für die starken mehrtausendpferdigen Maschinen keine Masse bedeutet, gleichzeitig aber das Heck bei höheren Fahrstufen achtern etwas in der See liegt, gibt es einen Ruck, wie wenn ein Kraftwagen plötzlich bremst. Gleichzeitig macht das Boot eine Verbeugung. Noch bevor wir die Leine klarhaben, kommt der Nebenmann längsseit, und als die holländischen Fischer in der blinkenden Sonne des herrlichen Maienmorgens unsere Boote erblicken, liegen sie friedlich am Pier wie am Tage vorher.

Ein Feldwebel vernichtet einen englischen Zerstörer

Eine Kradschützenkompanie und ein Pionierstoßtrupp haben das Fort de la Cheche nördlich von Boulogne genommen. Das Fort ist bestückt mit schweren Küsten- und Flakbatterien. Die Besatzung hat sich zunächst hartnäckig gewehrt, sich aber ergeben, bevor es zu spät für sie war. Ihr Pech war es, daß die schweren Geschütze nicht um 180 Grad schwenkbar und zur Abwehr gegen einen Angriff von der Landseite eingerichtet waren.

Die Kompanie besetzt das Fort. Die Männer haben kurze Zeit, ihre Zigarette zu rauchen und in den englischen Magazinen zu blättern, die in wilden Haufen herumliegen. Ein Mann ist an das Fernrohr gesetzt worden, mit dem man bis zur englischen Küste sehen kann.

Nun passiert eine tolle Geschichte. Der Mann am Fernrohr meldet das Herannahen von Schiffen. Es sind englische Zerstörer. Da gibt es auch schon Zunder. Wir wollen das Feuer erwidern. Leider hat aber die Besatzung des Forts und zum Teil unsere eigene Artillerie die Wehrgeschütze unbrauchbar gemacht.

Da macht sich ein Feldwebel der Kradschützenkompanie an eines der Geschütze, und während vom Meer Granate um Granate in das Fort saust, die Männer zum größten Teil in den Unterständen Deckung suchen müssen, bringt der Feldwebel mit ein paar fixen Jungs eines der schweren Geschütze in Ordnung. Er tut das mit aller Seelenruhe, raucht dazu eine Pfeife. Er schwitzt, ist schwarz von lauter Dreck und Öl, muß ein paarmal blitzschnell in Deckung springen. Aber nach einer halben Stunde kann er den ersten Schuß rausjagen, nach kurzer Zeit den zweiten. Und der dritte sitzt auf einem der Zerstörer, die draußen Zickzackkurs fahren. Der vierte Schuß: haargenau auf demselben Zerstörer. Beim fünften Schuß fängt der Zerstörer an zu brennen und kentert.

Die Männer auf dem Fort sind toll vor Freude. Die Engländer sind unsicher geworden. Sie wissen nicht, was auf dem Fort eigentlich los ist. Sie ziehen sich zunächst zurück und leiten eine Bergungsaktion für den gekenterten Zerstörer ein. Das dauert immerhin so lange, bis unsere Stukas erscheinen und den Engländern die Luft nehmen, das Fort und die Kradschützenkompanie noch weiter zu behageln.

Ein paar hundert Meter vor der Küste liegen die vernichteten Zerstörer, darunter der, der auf Konto des schneidigen Feldwebels geht.

Pariser Flughäfen mit Bomben belegt

Gestern hat, wie schon so oft, ein Teil der Luftwaffe die Aufgabe erhalten, den siegreichen Vorstoß unserer Infanterie zu erleichtern. Wir ahnen von nichts, als beim Mittagessen der Einsatzbefehl kommt. Wir wissen nicht, wo das Angriffsziel heute liegen wird, als wir startbereit uns um unseren Staffelkapitän scharen. Als dann aber das Stichwort „Flugplätze um Paris" fällt, da durchzuckt es uns wie ein elektrischer Schlag. „Jungs", meint der Flugzeugführer zu seiner Besatzung, „achtet scharf auf die Jäger, denn dort wird es wahrscheinlich Zunder geben!"

Es ist ein Großkampftag im wahrsten Sinne des Wortes. Von unserer Maschine aus, einem Aufklärer, bietet sich uns ein Bild, wie es überwältigender nicht sein könnte. Soweit das Auge reicht, sehen wir Kampfgeschwader, die alle das gleiche Ziel haben; sie sind auf dem Anmarsch nach Frankreichs Hauptstadt Paris.

Bald lassen wir das gleißende Band des Rheins weit unter uns. Die Mittagssonne meint es gut. Die donnernden Motoren singen ihr nimmermüdes Lied, und wir singen mit. Das neue Frankreichlied liegt uns in den Ohren mit seinem Refrain: „Vorwärts! Voran! Voran! Über die Maas, über Schelde und Rhein, marschieren wir siegreich nach Frankreich hinein!"

Doch die Schelde lassen wir weit rechts liegen. Dieser Fluß hat uns nicht aufgehalten, die Maas wird es ebenfalls nicht können. „Von der Maas bis an die Memel..." Wer würde nicht an diese Verse denken. Unwillkürlich gehen sie einem durch den Sinn. Belgiens bunten Teppich überfliegen wir. Unübersehbare Nachschubkolonnen bewegen sich auf den helleuchtenden Straßen, verlassene Stellungen, Grabensysteme im Zickzack, vorgeschobene Sappen, zerstörte Häuser, Bombentrichter und Schienenstränge — das alles läßt uns den erbitterten Krieg erkennen. Dazwischen aber erstreckt sich friedlich daliegendes Land. Ja, in einem französischen Dorf dreht sich sogar ein Karussell. Ein Blick auf die Karte: Richtig, dieses Gelände hat der Feind erst kürzlich preisgeben müssen. Ruhe und Ordnung scheint hier eingekehrt zu sein.

Wolkenfetzen gleiten vorbei, verdichten sich zu einer undurchdringlichen Decke zu unseren Füßen. Höher und höher brausen unsere Bomber dahin. Wir zählen 34, 35, 40 — nein 80, 100 — mehr, viel mehr noch. Sie schwimmen in der dunstigen

Ferne, die schlanken Leiber der Kampfflugzeuge. Kette auf Kette. Ihre Zahl ist nicht zu übersehen. Sie sind plötzlich da, einfach da. Für uns aber heißt es jetzt: Ran an den Feind!

„Aufgepaßt!“ Wir machen unsere Maschinengewehre klar, starren unter, neben und hinter uns. Die Wolkendecke ist zerrissen, hin und wieder öffnet sich ein großes Loch. Außerordentlich günstig für uns. Da fängt auch schon die französische Flak zu schießen an. Aha, die bekannten schwarzbraunen Wölkchen! Sie schweben scheinbar harmlos an uns vorbei. Je mehr wir uns Paris nähern, desto mehr werden es. Aber wir müssen durch, und wir kommen durch!

Über Frankreichs Hauptstadt wölbt sich eine Dunstkuppel. Deutlich aber ist der Eiffelturm zu erkennen, das Wahrzeichen von Paris. Und dann ist es soweit. Vor uns wird das Ziel sichtbar: der Flughafen von Villeneuve-Orly-Paris. Nun ertönt das Kommando: „Bombenklappen auf!“ Ein Kommando, das immer wieder unsere Augen schärft. Wir müssen sehen, ob sie gut liegen, die schweren Brocken, die noch in ihren Schächten ruhen. Scharf zeichnet sich der feindliche Flugplatz vom Boden ab. Zahlreiche Hallen und Maschinen sind deutlich erkennbar. Der Bombenschütze schaut mit konzentrierter Aufmerksamkeit durch das Visier.

Mit klopfenden Pulsen sind auch wir, den Finger am Abzugbügel des MGs, bereit, ankommende feindliche Jäger sofort mit einem Eisenhagel zu überschütten. Nichts kommt. Dafür feuert die Flak um so heftiger, krepieren die Granaten in bedrohlicher Nähe.

In aller Ruhe machen sich unsere Bombenschützen zum Wurf fertig, und dann regnen Bomben aller Kaliber vom Himmel. Hundert Meter hohe Stichflammen steigen vom Erdboden auf. Die beiden großen Hallen in der Mitte des Platzes und die drei Hallen um das Rollfeld stehen in rotem Feuerschein. Wenige Sekunden später liegen dichte schwarze Rauchwolken über der Stätte, an der unsere Bomben ganze Arbeit gemacht haben. Nichts ist da unten ganz geblieben. Die Maschinen, die zur Zeit unseres Angriffes noch auf dem Rollfeld standen, sind vernichtet.

Das gleiche Bild auf den Flugplätzen, die wir wenig später überfliegen. Überall sitzen die Bomben mitten im Ziel. Rechts unten schwelen die Überreste eines Arsenals, das durch Volltreffer völlig zerstört wurde. Weithin sichtbar leuchten die hellen Flammen eines Tanklagers zu uns herauf, dessen reiche Vorräte durch einen wohlgezielten Wurf in Brand gesetzt wurden. Vor uns fliegende Maschinen haben bereits ihren Segen fallen lassen. Ununterbrochen blitzt, zuckt und glüht es unten auf: Unsere Bomben folgen. Das Rollfeld wird mit Kratern übersät, die Hallen stehen in Flammen. Erde, Steine, Flugzeugteile spritzen fontänengleich hoch. Beim Abdrehen sehen wir noch, daß die ersten Verbände bereits auf dem Rückflug sind. Auch sie haben ihre Aufträge erfüllt. Rings um die Metropole der alten Welt raucht es, brennt es auf den Flughäfen der französischen Luftwaffe.

Das Heldenlied vom unbekannten Infanteristen

Wir lernten uns an der Maas kennen. Infanterist X. setzte im gleichen Schlauchboot über, in dem auch ich über die Maas ging, um den jenseitigen Einsatz eines pommerschen Regiments mitzuerleben. Er trug einen ziemlich neuen Gefreitenwinkel, den er für die ersten sechs Gefangenen im Walde zwischen dem Bach La Houille und der Maas bekommen hatte.

Er ist Landarbeiter und Reservist und hat bereits den Polenfeldzug mitgemacht. Jetzt sitzt er mir im Schlauchboot gegenüber. Während ich mir das helle, frische Gesicht betrachte, sind wir dauernd bereit zum Sprung ins kühle Wasser, weil die französische Artillerie in die Maas feuert, was aus den Rohren heraus will. Die Infanterie hat wieder Verluste. Infanterist X. springt als erster aus dem Boot. Seine beiden Fäuste krallen sich am jenseitigen Ufer fest, ein Sprung, und oben ist er. Wir folgen nach. In Deckung warten wir den Übergang der Kompanie ab und sehen besorgt nach den Granateinschlägen in die Maas. Jetzt verlegt die Artillerie ihr Feuer weiter vor. Wir müssen vorwärts. Gerade hat der Infanterist X. ein paar kantige Witze im pommerschen Platt hingelegt. Seine Ruhe wirkt auf die anderen Kameraden. Sie lachen, durchrennen das Artilleriefeuer, und einer geht mitten durch das Sperrfeuer zurück an die Maas und spült sich die brennenden Füße. Sie sind schließlich mehr als 300 Kilometer Schritt für Schritt marschiert.

Der Kampf bringt uns auseinander, aber mein Infanterist ist als einer der ersten auf dem Fort von Givet. Dort sehen wir uns wieder. Wir haben mitten auf der Maas gute Freundschaft geschlossen. Nun sitzt er auf dem Fort und verbindet sich einen Streifschuß am Bein, während 600 Gefangene langsam aus den Kasematten und Stellungen herauskommen und die Waffen und Munition sich zu Bergen türmen. Ich sage ihm, er solle die Wunde lieber ausheilen. Bei dem täglichen Dreck könne es sonst eine Sepsis geben. Da sagte er mir, daß ich davon nichts verstände, und bei ihm heile so etwas wie beim Pferd. Ich solle aber nichts sagen, sonst käme der Leutnant her und brächte es fertig, ihn nicht mehr weiter mitzulassen.

Einen Tag später. In den Kämpfen um die Wälder von Oisy bin ich bei derselben Kompanie. Der Wald wimmelt von schwarzen Soldaten, und dem dritten Zug macht ein Maschinengewehr schwer zu schaffen, das nicht zu beschießen ist, weil es so tief eingebettet liegt, daß gerade der Lauf über die Erde reicht. Die

Kompanie kommt wegen dieses verflixten Dinges nicht vorwärts. Da richtet sich plötzlich der Infanterist X. auf. Ich sehe sein ruhiges und gelassenes Gesicht dicht neben mir. Kniend freihändig feuert er dreimal, dann fällt er zur Erde. Hat es ihn erwischt? Nein, er kriecht schon wieder weiter. Das MG ist still.

Im Dorfe Gondecourt treffe ich meinen Freund wieder. Der Feind war geflohen. Jedes Haus war eine Festung gewesen. Steine waren aus den Häusern herausgebrochen, und die Löcher spien Feuer. Die Infanterie räumte den Ort. Haus für Haus wurde genommen. Plötzlich fegt wieder ein MG los, von der Pak wird es erledigt. Es sind schwere Kleinkämpfe in diesen Orten, die der Franzose zu Festungen macht. Aber seine Verluste sind furchtbar. Die Straßen liegen voll von Gefallenen. Häuser sind zerschossen. Vieh läuft brüllend umher. Die Keller sitzen voller Flüchtlinge. Diese Bilder begleiten uns nun schon seit Wochen. Vor uns liegt Lille. Auf der Straße nach Lille gibt es Sperrfeuer. Die Infanterie kommt nicht weiter, sie wird zurückgezogen und umgeht das Feuer. Die Infanteristen brauchen sich nicht mehr zu tarnen. Sie haben völlig die Farbe der Erde angenommen. Längst sind die bunten Halstücher des Vormarsches verschwunden, die Ärmel sind aufgekrempelt, und nur die nötigsten Kampfmittel hängen am Körper. Diese Infanteristen sehen sich alle ähnlich, weil der Kampf ihnen die gleichen Züge in das Gesicht grub, und diese scharfen, wettergebrannten Züge leuchten nun durch ihre Bartstoppeln hindurch.

Da sehe ich unter ihnen einen Unteroffizier mit dem Eisernen Kreuz. Es ist mein Freund. Ich krieche zu ihm und beglückwünsche ihn. Er lächelt bescheiden: „Das war nicht so schlimm. Ein Stoßtrupp, zwölf Gefangene und zwei MGs. Und wir hatten keine Verluste.“ Ich frage, wann das gewesen sei. „Heute morgen“, sagte er und sieht etwas besorgt in das immer näherkommende Sperrfeuer. „Ich glaube“, meint er lächelnd, „wir machen uns hier dünne. Die Sache wird immer brenzlicher.“ Wir kriechen langsam zurück bis zum Graben. Von dort kommt der Befehl, auf das Dorf zurückzugehen und auf dem Weg südlich des Dorfes das Feuer zu umgehen.

Wir hören beim Rückmarsch das unentwegte Trommeln der Franzosen. Im Dorfe ist kurze Rast. Unteroffizier X. sitzt auf einem Bordstein und näht sich ein gewaltiges Dreieck in der Hose zu. Er hat die Stiefel dabei ausgezogen. Mißmutig betrachtet er die Sohlen. „500 Kilometer kleben jetzt dran“, sagt er, „was so ein Stiefel von der Wehrmacht aushält. Das Dreieck verdanke ich dem Weg von heute morgen. Das nächstemal muß ich mich nicht so ungeschickt hinwerfen. Das verträgt die beste Hose nicht.“

Und dann heißt es weiter. Der Unteroffizier steht auf. Er streicht sich über die frisch genähte Hose und gibt mir die Hand. „Mach's gut“, sagt er, „und schreib nicht soviel von der Infanterie; sie tut ja nur ihre Pflicht.“ Ich sah ihm eine Weile nach. Dann ging ich hin und schrieb auf, was ich von ihm weiß. Ich weiß, daß ich gar nicht von ihm spreche, sondern von der ganzen tapferen deutschen Infanterie.



Zusammengeschossene englische Tanks

Abgeschossenes englisches Flugzeug

Ausgebranntes englisches Kriegsschiff in belgischem Hafen

Schlacht um Dünkirchen

I.

„Wie in einem brennenden Kino sieht es dort drinnen aus. Alle Engländer flüchten zum Hafen, seilen sich an den Schiffen selbst hoch und ziehen ihre Päckchen Habe mit nach. Jeder will zuerst auf dem Schiff sein. Dazwischen tönen die Sirenen der nervösen Kapitäne und das Geheul der Hupen. Dann krepieren wieder Granaten und Bomben unsrer Stukas. Ein verstörter Haufen, der nur darauf bedacht ist, sein Leben noch in Sicherheit zu bringen. Dabei traten natürlich wir in englische Gefangenschaft geratene deutsche Soldaten in den Hintergrund. Wir hatten so die Möglichkeit, uns dünnezumachen.

So berichtet uns ein junger, aus Dresden gebürtiger Pionier, der mit einem Kameraden zusammen das Mißgeschick hatte, bei Lillers in Gefangenschaft zu geraten. Sehr feierlich sind sie von den Engländern selbstverständlich nicht aufgenommen worden. Zuerst hat man die beiden einem scharfen Kreuzverhör unterzogen. Als das nicht fruchtete, hat man sie mit Handschellen zusammengekettet, wobei je eine Hand frei blieb, und nun hat man sie kreuz und quer in Dünkirchen herumgefahren, um sie anscheinend über die wirkliche Lage irrezuführen. Auf dieser Fahrt erkennen sie, daß von Dünkirchen nicht mehr viel übrig ist. Es brennt, qualmt und raucht an allen Ecken. Über den Straßenzügen liegen die Trümmer ungezählter geborstener und zerschossener Häuser. Kaum, daß noch ein paar Straßen überhaupt für den Verkehr verwendet werden können. Jede Granate verursacht neue Panikstimmung. Je näher das Feuer herankommt, desto mehr wächst die Panik. Franzosen und Engländer verlassen in überstürzter Flucht an den vorgeschobenen Stadtrandstellungen die Kolonnen, schmeißen rasch noch ein Streichholz in die Tanks und sprengen die Wagen in die Luft oder fahren sie in die Straßengräben.

Die beiden Dresdener wollte man eigentlich auch mit nach England einschiffen. „Jeder von uns bekam zwei Mann Bewachung mit. Als wir aber dann im Hafen ankamen, war die Schreckstimmung derart, daß die Wachtposten nicht mehr so recht auf uns achteten, und wir hatten ja nun wirklich kein Interesse, als Schaustücke nach England zu gehen."

In dem wilden Gedränge konnten sich beide langsam von ihrer Bewachung

entfernen. Irgendwo griffen sie sich ein paar englische Regenmäntel, um nicht als Deutsche erkannt zu werden. Und dann — ja dann — Richtung deutsches Artilleriefeuer. Ganz nahe an den Hafenanlagen steht ein englischer Panzerspähwagen vollkommen fahrbereit. Nur der Schlüssel fehlt, aber ein Nagel ersetzt ihn. Dann geht es in rasender Fahrt durch die lichterloh brennende Stadt über die Trümmerhaufen nach dem Ausgang. „Wir mußten ordentlich wuchten, denn die Karre war schwer zu schalten, und schließlich hatten wir ja selbst noch nie einen Panzerspähwagen gefahren. Aber es ging." Mit voller Fahrgeschwindigkeit am ersten französischen Posten vorbei. Ihm werfen sie einige Brocken in Englisch zu, die sie während ihrer dreitägigen Gefangenschaft aufgeschnappt hatten, und die die Franzosen natürlich nicht verstanden. Aber es erschien glaubwürdig. Mützen hatten sie ja nicht mehr auf. Der Franzose nahm sie vollauf für Engländer. Auch der zweite französische Posten ließ sie anstandslos passieren.

Jetzt allerdings kam das große Pech. Ein Ruck, und der ganze Karren liegt im Straßengraben, und dazu noch bei Nacht. Nun kann sie nur noch ihre eigene Frechheit retten. In rasender Geschwindigkeit kommt ein französischer LKW. Sie stoppen ihn, schwingen sich hinten auf und schmeißen den Franzosen ein paar englische Brocken hin. Die Franzosen schweigen etwas mürrisch — gegenseitige Verständigung nicht möglich. Nun biegt der Wagen wieder nach links ab und entfernt sich von der für sie richtigen Entfernung. Also springen sie ab, gehen in aller Seelenruhe ein paar hundert Meter im Schritt, um nicht aufzufallen, und machen sich dann in die Büsche. Sie haben sich ein gutes, nicht einzusehendes Gelände hinter ein paar dichten Hecken ausgesucht. Die ganze Nacht hindurch können sie jetzt das Mündungsfeuer der deutschen Artillerie beobachten. Am nächsten Tage geht es weiter, quer durch kleine Kanäle, über die sie wegschwimmen oder springen müssen. Manchmal treten sie zu kurz und stehen plötzlich bis an den Hals im Wasser. In der nächsten Nacht treffen sie nach einem einstündigen Marsch auf die deutschen Vorposten und werden bei unseren Truppen mit Hallo begrüßt.

II.

Zwischen dem Einsatz unseres Geschwaders auf die Luftwaffenstützpunkte um Paris und auf die gegnerischen Bewegungen im Raume nördlich und nordöstlich von Paris haben wir das Schlachtfeld von Dünkirchen aufgesucht. Die Ziele unserer Bombenangriffe dieser letzten schicksalsschweren Wochen lagen nun greifbar nahe vor uns. Erst dieser Anblick hat uns ein wahres Bild von der aus der Luft und im Feuer der Abwehr nur unvollkommen erkennbaren zerschmetternden Wirkung unserer Waffe geben können. Ein Bild, dessen furchtbare Eindringlichkeit alle bisherigen Vorstellungen von Waffenwirkungen übertrifft.

Was die zerschlagenen und verwüsteten Ortschaften, Straßen, Brücken, Kanäle, Hafen- und Molenanlagen im Raume von Dünkirchen, Nieuport, Ostende, was das unbeschreibliche wüste Chaos der Flucht und der unübersehbaren Trümmerfelder der ausgebrannten, zerschossenen und vernichteten Panzer-, Fahrzeug- und Materialmassen aller Art offenbaren, das hat die Kriegsgeschichte noch nicht gesehen. Der Einsatz der damals gegen Deutschland mobilisierten Kriegsindustrie der halben Welt hat in den Großkämpfen der Jahre 1917/18 den Begriff der Materialschlacht geprägt. Die Bilder der Flandernschlacht von 1940 zeigen eine Steigerung dieses Begriffes in Formen, die alle Erwartungen übertreffen. Vor allem zeigen diese Schlachtfelder aber mit der ganzen rücksichtslosen Wahrheit der kriegerischen Tatsachen auf Schritt und Tritt das ganze Ausmaß der Katastrophe der alliierten Armeen.

Uns schienen die Bilder der durch polnischen Starrsinn und Größenwahn erzwungenen Zerstörungen von Warschau das Höchstmaß an Wirksamkeit der schweren Waffen, insbesondere der Bomben unserer Kampfgeschwader, darzustellen. Das Trümmerfeld der letzten Bastion des fliehenden britischen Expeditionskorps, wenige Kilometer vor der Küste Großbritanniens, stellt selbst Warschau in den Schatten.

Schon in den Ortschaften im nahen Umkreis der Festung Dünkirchen, beispielsweise in dem kleinen belgischen Seebad La Panne, hart an der belgisch-französischen Grenze, zeichnet sich der Zusammenbruch von Dünkirchen ab. Hier deuten die Spuren der Schlacht auf die schweren Kämpfe unserer Infanterie. In den engen Straßen der Ortschaften stauten sich die gegnerischen Kolonnen der Panzer und der motorisierten Infanterie zu unentwirrbaren Knäueln. Buchstäblich durchsiebt recken lange, mehrreihige Kolonnen brauner Panzer mit der blau-weiß-roten Kokarde ihre MG-Läufe und Kanonenrohre nord- und westwärts in die Richtung des deutschen Ansturms auf den Straßen von Ostende und Furnes. Zentnerweise liegen die Berge der Panzer- und Infanteriemunition verstreut auf den staubigen Straßen, auf den Feldwegen, in den Widerstandsnestern und Häusern, Gärten und Feldern. Dazwischen Tausende und Tausende von Gewehren, Karabinern, Handfeuerwaffen, Seitengewehren, Spaten und Infanterieausrüstungen.

Die meisten Übergänge über die vielen Kanäle und Wasserwege sind gesprengt oder durch Artilleriefeuer zerstört. Auf den Wiesen und Feldern um Dünkirchen traben ganze Herden von Pferden der geschlagenen britisch-französischen Regimenter und Kolonnen. Sie weiden dort, unbekümmert um die zusammengeschossenen Kadaver ihrer vom Feuer der Schlacht getroffenen Pferdekameraden.

Die Straßenzüge von Dünkirchen sind Trümmerhaufen von unvorstellbaren Ausmaßen. Ein Bild grotesker Zerstörung bietet der Markt mit seinen einstigen altflandrischen Giebelhäusern. Einsam im Meer dieser Zerstörung steht mitten auf dem Markt zwischen den englischen und französischen Stellungen und Gräben in

Seemannsstiefeln und Dreispitz die Statue des in Dünkirchen geborenen französischen Seehelden Jean Bart.

Die Hauptvernichtungsarbeit der Luftwaffe und der schweren Artillerie zeigen die Hafenbassins, die Schiffskais und ihre weitläufigen Bahn- und Transportanlagen. Sie bieten geradezu Schulbilder der Wirkung von Bombenangriffen auf Transportflotten und ihre Hilfsmittel. Dicht nebeneinander liegen die Masten und Aufbauten der versenkten Transportschiffe. Eine dicke schwarzbraune Schicht von Öl und Teer bedeckt das Wasser. Es ist angefüllt von den Planken und Trümmern versenkter Schiffe und Boote. Dazwischen schwabbern Rettungsringe und Autoreifen, Koffer und Kisten, Wäsche und Zeltbahnen, und mitten dazwischen wie ein hinterlassener naiver Witz, eine Illustration zu den frontfernen Schreibereien englischer Blätter über ihre „unbesiegte Fußballmannschaft" tatsächlich — ein Fußball. Einige Transporter liegen kieloben, dicht an den vielfach zerschmetterten Steinwänden der Bassins.

Unmittelbar neben und über ihnen zeigen die Betonwände und Verladerampen des Kais Bombentreffer neben Bombentreffer. Im weiten Umkreis sind die Trümmer übersät mit schweren Pflastersteinen. Der Druck der Explosion hat sie zerrissen und zerstreut, als wären es Papierbälle. Hat die Ebbe ihren Tiefstand erreicht, so zeigen sich diese zerstörten und zerschmetterten Hafenbassins in trostloser Entblößung. Für Stunden verdeckt dann wieder die strömende Flut ihre Wunden, bis der ewige Wechsel der Natur von neuem einsetzt. Zerbrochenem Kinderspielzeug gleich reichen zwei Kanonen eines versenkten Transporters noch gerade über die Oberfläche des Wassers. Schon spült der weiße Gischt der Flut um ihre Mündungen und Verschlüsse. In Minuten wird das strömende Wasser in den Rohren stehen. Den Hintergrund dieser Bilder des zerstörten Hafens bilden auf der einen Seite die Ruinen der zertrümmerten Straßenzüge um den Markt, auf der anderen Seite die düstere Rauchwand und die lodernden Flammen der Feuersbrunst der Öl- und Tanklager.

Scharf brennt die Junisonne. Die drückende Schwüle des heißen Sommertages lastet über den Bergungskommandos, die sofort nach der Einnahme der Stadt eingesetzt wurden, aber in der kurzen Zeit bei weitem noch nicht alles bergen konnten.

Beim Besuch eines Gefechtsstandes der Kameraden von der Artillerie begrüßte uns der Batteriechef herzlich mit den Worten: „Ihr seid unsere besten Freunde!" Dann erzählen sie begeistert von den ständig beobachteten entlastenden Erfolgen der Luftwaffe in ihrem Kampfe um und in Dünkirchen. Solche spontanen Beweise der Verbundenheit der anderen Waffen mit der unsrigen finden wir immer häufiger.

In weitem Umkreis des Strandes und der Reede schlagen die Schaumkronen der Wellen um die Wracks versenkter Zerstörer und Transporter. Einige ragen noch eben in der Ferne aus dem Wasser, andere liegen dicht am Strande — ein einziges symbolisches Bild der Flucht Englands in das Meer. An der Mastspitze eines

versenkten Schiffes weit draußen ist der Ausguckposten — offenbar noch bei seinem letzten Dienst tödlich getroffen — angetäut.

Vor dem großen ausgelaufenen Hafenbecken von Dünkirchen liegt ein versenkter Zerstörer. Die Wasser schwappen über die Vierlingsrohre. Zusammengebrochen liegt der Vormast über den Kaimauern, und die öligen schwarzen Wasser umhüllen den Leib und die Toten des englischen Kriegsschiffes. Nicht anders ging es dem großen 13000-Tonnen-Transporter, der in der zerstörten großen Schleuse von Dünkirchen aufliegt. Auf seinem Heck stehen zwei Geschütze, auf der Brücke stehen Maschinengewehre, deren Läufe sich auf die Kaimauern richten. In seinen Haltetauen hängt das gesunkene Schiff, das auf dem Schleusenboden ruht, im Hinterschiff von Bomben deutscher Stukas getroffen, die es auf Grund setzten.

Um diesen Transporter, der als letzter noch im Hafen lag, als die Franzosen nach Dünkirchen kamen, gab es nach Berichten französischer Gefangener in der letzten Nacht vor dem Fall Dünkirchens einen verzweifelten Kampf zwischen französischen Kolonialtruppen und Engländern, die jenen den Zutritt verwehren wollten.

„Wir haben tapfer gekämpft und den Rückzug der Engländer mit unserem Blut bezahlt. Jetzt können wir nicht mehr. Seit zwei Tagen hatten wir nichts mehr zu essen“, so spricht ein französischer Major, der ein Infanterieregiment führte, nachdem der Kolonel gefallen war.

Der Rückweg von Dünkirchen führt uns über Ypern und Langemarck. Die Städte und Dörfer unterwegs tragen die Spuren und Wunden des Kampfes dieser Tage. An Langemarck aber scheint die Vernichtung vorbeigegangen zu sein. Wie traumverloren umgibt es der Frieden dieses Sommerabends. Gleich hinter dem Dorfrand unter den ragenden Pappeln der Landstraße liegt der Ehrenhain unserer jungen Regimenter. Fünf Reihen niedriger Weiden stehen wie Wächter vor dem wuchtigen Zugang von rotbraunem Sandstein. Die schmiedeeisernen Gitter der schlichten feierlichen Eingangshalle tragen eiserne Eichenblätter. Zur Linken kündet die steinerne Tafel in steilen Buchstaben:

„Hier ruhen 6253 bekannte und 3780 unbekannte deutsche Soldaten.“ Die Rückwand der Zugangshalle trägt die Aufschrift:

„Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!“ Darunter hängen und liegen zwei Lorbeerkränze; der eine hat eine schwarzweiße, der andere eine Hakenkreuzschleife. Leise betritt der Fuß den grünen Rasen des Eichenhaines dieser über 10000 jugendlichen Kameraden von 1914/18. Über jedem einzelnen steht das gleiche schmale, fast zarte Holzkreuz. Über jedem steht die gleiche kleine steinerne Tafel mit Namen oder Datum. Alle diese 10033 Kreuze und 10033 Steintafeln liegen und stehen in Reih und Glied, wie die, deren Kämpfen und Sterben sie künden. Über ihnen allen rauscht leise der flandrische Sommerwind durch die Eichenkronen dieses Hains, dessen Name unsterblich ist wie seine gefallenen Krieger.

Schnellboote am Feind

Als die Dämmerung aus dem Westen heraufzieht, stößt eine Schnellbootflottille aus einem holländischen Hafen mit Kurs Süd in den Kanal vor. Leinen los!

Schrille Pfiffe mit der Bootsmannspfeife, und ein Boot nach dem anderen löst sich vom Pier. Wie schnittige Renner jagen sie in langer Kiellinie an der Küste entlang. Hochauf schäumt das Heckwasser, das von wirbelnden Schrauben tausendmal um und um geschleudert wird. Unser Boot ist das Schlußboot.

Die Schelde wird passiert. Blankenberghe, Ostende werden an Backbordseite gelassen. Langsam nähern wir uns unseren Operationsgebieten.

Der Engländer versucht, seine geschlagene Armee in die Heimat zurückzuführen. Hier sollen wir das Werk unserer Luftwaffe unterstützen.

„Alle Allee!" (Alle Fahrt.) Schneidend fegt das Kommando in die Maschinen hinunter. Es ist, als mache das ganze Boot einen Sprung nach vorn, und dann schießen wir in unser Operationsgebiet hinein. Das Heckwasser ist eine kochende See. Es ist Meerleuchten! Wie in ein Silberbad getaucht jagen die Boote dahin, als ob Fackeln durch die Nacht geschleudert würden. So wundervoll dieser Anblick ist, so sehr stört er uns bei unserem Unternehmen. Sind wir doch viele Seemeilen weit zu sehen.

Plötzlich ein Brummen in der Luft! Feindliche Flieger!

„Alle Maschinen halbe Fahrt voraus!"

„Alle Maschinen stopp!"

Abgeblendet und ohne uns durch eine weiße Hecksee zu verraten, liegen wir da. Mit unseren Gläsern suchen wir den Horizont und den Himmel ab. Immer näher kommt das Brummen. Da! Ein schwarzer Schatten schießt durch die Wolkendecke. Kommt wieder. Verschwindet wieder. Dreht eine Kurve. Sucht uns. Aber wir sind nicht zu sehen. Allmählich entfernt sich das Brummen.

„Alle Maschinen halbe Fahrt voraus!"

Näher und näher schieben wir uns an den Hafen Dünkirchen heran. Es sind Minuten gespannter Erwartung.

Das Feuer der großen Schlacht in Flandern und im Artois strahlt bis zu uns herüber. Grelle Blitze zucken auf und künden vom schwersten Artilleriefeuer. Ein unbändiger Stolz erfüllt uns. Später heller Schein am Himmel zeigt das nun schon seit Tagen brennende Dünkirchen.

Da! Helles Schwirren! Ein Jagdflieger kreist über uns. Sofort liegen wir wieder abgestoppt. Bald hat auch er uns wieder verloren. Da — wieder ein Flieger. Jedesmal, wenn er durch die Wolken schießt, blitzt es an den Rändern hell auf. Aber er entdeckt uns nicht.

„Schwarzer Schatten backbord achteraus!"

Ein Ausguckposten schreit es aufgeregt dem Kommandanten zu. Alles ist im Augenblick wie elektrisiert. Die Gläser flitzen an die Augen. Deutlich hebt sich ein schwarzer Schatten ab. Das muß ein Kriegsschiff sein! Eine hohe Back! Drei Schornsteine! Ein dicker Zerstörer! Kurs England! Wahrscheinlich mit vielen Soldaten bis obenhin vollgepfropft. Ruhig, wie bei einer Übung, gibt der Kommandant seine Kommandos. „Gegnerfahrt 15 Meilen. Beide Rohre fertig!"

„Wir drehen ab zum Schuß!" Hell klingt seine Stimme über sein Boot, über seine Männer. Jetzt liegt der Zerstörer breit vor uns. „Backbord 15! Rohr los!" Ein Knacken, ein Knall, und mit einem Zischen jagt der Aal aus dem Rohr, schießt ins Wasser, das hell aufspritzt, zieht seine hell phosphoreszierende Blasenbahn auf den Zerstörer zu.

Der hat Lunte gerochen. Schießt wie irrsinnig in die Gegend. Sieht die Torpedos auf sich zukommen und kann nicht mehr ausweichen. Wieder in ruhigem Gleichmaß die Stimme unseres Kommandanten: „Nebellnn! Ruder hart steuerbord! Alle Alle!"

Fast auf der Stelle wendet unser Boot und läuft mit höchster Fahrt ab. Bange Sekunden vergehen. Der Kommandant beißt sich auf die Lippen. Immer noch nicht? Vorbeigeschossen? Da ist es, als ob die Hölle sich auftut. Aus dem Achterschiff des Zerstörers schießt eine viele Meter hohe Stichflamme. Hurra! Volltreffer!

Die Männer jubeln! Die Spannung ist gelöst. Plötzlich ein Zittern in unserem Boot. Sollten wir getroffen sein? Sollte der Gegner noch geschossen haben? Dumpfes Krachen; eine riesige Stichflamme schießt in den Himmel. Eine ungeheure schwarze Rauchwolke liegt über dem ganzen Geschehen.

Dann wieder eine Detonation von gewaltigem Ausmaß. Die Munition ist mit einem Knall in die Luft geflogen. Schiffstrümmer wirbeln durch die Luft.

Vor dem hellen Feuerschein zieht unser Rottenboot als dunkle Silhouette klar erkennbar seinen Kurs. Noch eine Detonation. Dann ist es mit einem Schlage finster. Ein Zerstörer ist ausgelöscht. Wahrscheinlich ein französischer Zerstörer.

Im frühen Morgengrauen erreichen wir wieder unseren Bestimmungshafen. Am kurzen Mast weht der blaue Siegeswimpel.

Durchbruch durch die Weygandlinie

Am 5. Juni war es, da standen wir auf den nördlichen Anhöhen der Somme und schauten hinüber über Amiens auf das jenseitige Ufer. Unwillkürlich überkam uns der Gedanke an jene Tage, da hier im Jahre 1918 unsere Stellungen verliefen und unsere feldgrauen Bataillone zu den letzten entscheidenden Kämpfen gegen die Franzosen ansetzten. 22 Jahre später steht nun die nächste deutsche Generation auf der gleichen Anhöhe, um von hier aus ihr Schicksal endgültig zu wenden. Der Donner der Geschütze rings um Amiens, das Aufleuchten der Mündungsfeuer aus Hunderten von Rohren in der dämmerigen Morgenstunde leiten diesen Kampf ein. Unübersichtlich ist das Gelände. Hänge, die sich dort ineinanderschieben, Wälder, welche die Täler sperren. Dörfer und kleine Städte, die dicht eingebettet sind in bewaldetes Gelände.

Auf diesem unübersichtlichen, waldigen, zum Teil sumpfigen Gelände hat der französische Generalissimus Weygand das System seiner Verteidigungslinie aufgebaut. Jetzt, wo wir hindurch sind, überschauen wir es erst richtig und sehen zugleich, wie der Weygandplan dort angelegt war. Es ist ein System von Feldbefestigungen, das seinen Schwerpunkt in den Wäldern und Gehöften hat und dessen Mittelpunkte jeweils Ortschaften sind, die wie Festungen ausgebaut wurden. Wenn wir heute durch diese zertrümmerten Ortschaften ziehen, dann fallen uns die ungezählten Schießscharten in den einzelnen Häusern, die aufgebauten Sandsäcke, die großangelegten Minensperren auf.

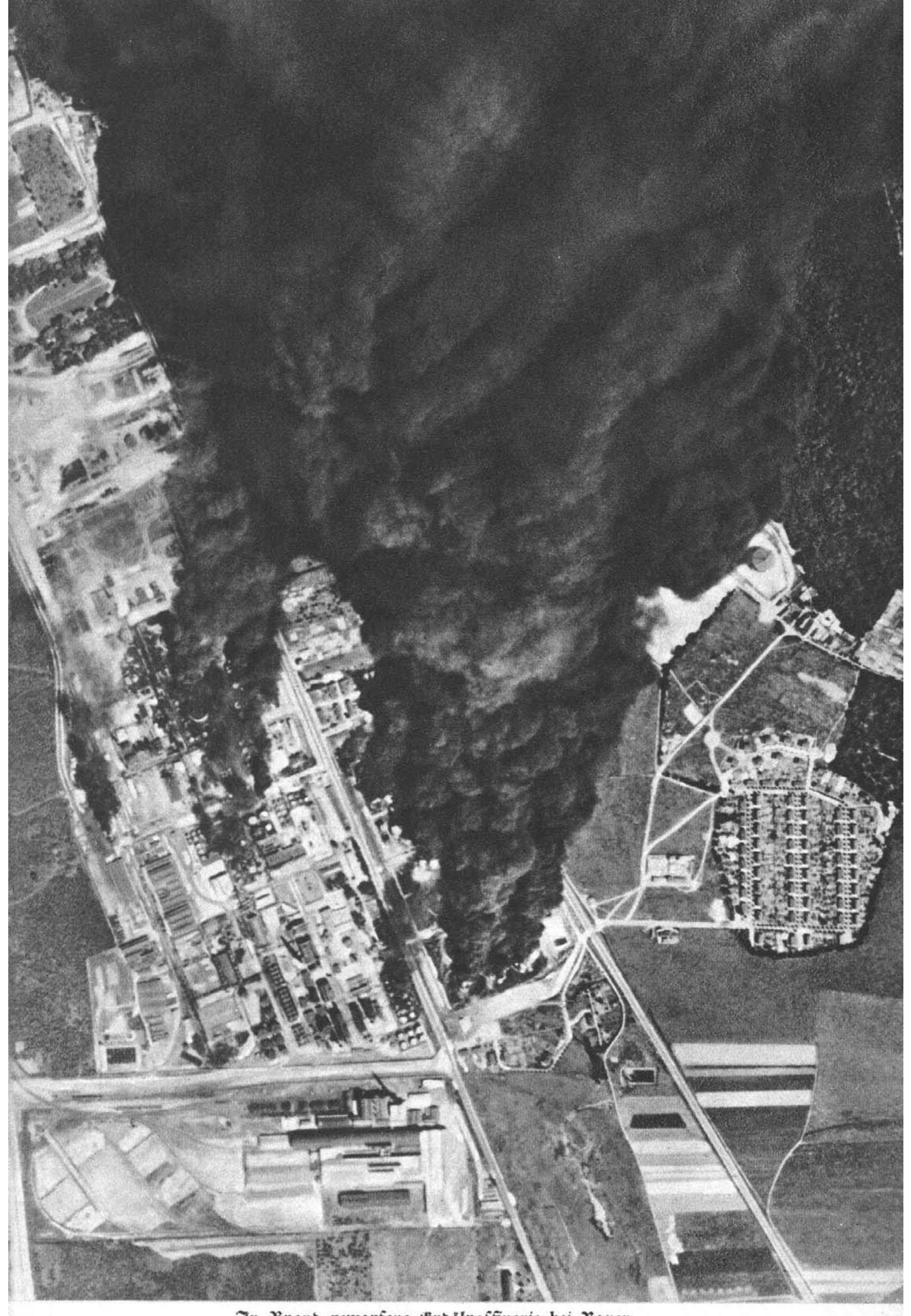
Da, am Ausgang eines kleinen Ortes, steht ein Haus, das weithin das Gelände beherrscht. In den oberen Stockwerken sind die Fenster mit Sandsäcken verbaut. Aus diesen Sandsäcken heraus schaut ein im Stich gelassenes Maschinengewehr, dort wieder ein Granatwerfer oder ein Infanteriegeschütz. Vor dem Haus wieder eine Barrikade von Sandsäcken und dahinter ein mannstiefes Loch. Wieder eine MG-Stellung. Daneben die gleiche Vertiefung für ein Pakgeschütz. Aus den Kellerlöchern starren noch die Gewehre. In den Kellern selbst Strohmatten, ein paar zurückgelassene Gläser und Weinflaschen, der Raum stark abgestützt gegen Fliegerangriffe — das Ganze ein zum Bunker umgestaltetes Wohnhaus. Hunderte dieser Häuser, nein, tausende sind es, die der Franzose so befestigt hat, und wovon jedes einzelne im Nahkampf von unserer Infanterie genommen werden mußte. Das

Stuka-Angriff auf Le Havre

Bombenreihenabwurf

Pionierstoßtrupp beim Übersetzen

Kradkolonne während der Offensive an der Aisne



In Brand geworfene Erdölraffinerie bei Rouen

Fort de Brimont bei Reims

An der Straße von Les Andelys nach Gaillon

Gelände von Ortschaft zu Ortschaft wurde unter eine Feuersperre genommen, die es dem Angreifer nahezu unmöglich machte, zwischen den einzelnen Ortschaften durchzubrechen. Geschickt wurden die Wälder in dieses Sperrsystem einbezogen. Ganze Bataillone bester französischer Regimenter lagen darin, gleichsam als die entscheidenden Verteidigungsstoßtrupps der gesamten Weygandlinie. Die Straßenübergänge, die Straßenkreuzungen, die nach Norden neigenden Grenzen der Wälder und Ortschaften — alles war von Minen verseucht.

Das Ziel der Franzosen war klar. Weygand hatte die alles revolutionierende Kampftaktik des deutschen Heeres anscheinend erkannt. Dieser Kampftaktik wollte er Schach bieten. Jedes Hindernis sollte in ganzer Breite der französischen Front gleich stark sein, um den Deutschen jede Möglichkeit zu nehmen, an einzelnen Stellen einzubrechen, den Vormarsch fortzusetzen und die Franzosen vom Rücken her abzuschneiden. Deshalb die zu Schutzwällen ausgebauten Garten- und Parkmauern, deshalb die zu Bunkern und Festungen umgewandelten Häuser und Schlösser.

Gegen diesen Wall setzten am 5. Juni, einem strahlenden Sommermorgen, rings um Amiens und in den südlichen Vororten der Stadt, also im mittleren Abschnitt zwischen Laon und der Kanalküste, die Panzer- und Infanterieregimenter zum Durchbruch an. Allein in dem kleinen Abschnitt südlich Amiens sind sechs französische Divisionen eingesetzt. Wir sehen noch, wie unsere Panzer aus Amiens herausbrechen, auf dem rechten Flügel mit der Stoßrichtung gegen Dury, auf dem linken gegen St. Quentin. Nun wälzen sich die Kolosse gegen Cresnaux im engsten Zusammenwirken mit den Panzern der Nachbarabschnitte, die im ersten Ansturm die Höhen überschreiten und über St. Fuscien hinaus am Horizont verschwinden. Unerhört zäh und verbissen verteidigt sich hier der Gegner. Immer wieder stört er von der rechten Flanke her das Vordringen unserer Panzer Ein Hagel von schweren Granaten geht auf das Gelände von Dury nieder, auf die heiß umkämpfte Irrenanstalt hinter Amiens. Die ganze Wirkung seines Sperrfeuers wirft der Franzose unseren vordringenden Kolonnen entgegen. Gerade auf der rechten Flanke muß Meter um Meter erkämpft werden. Während unsere Panzer links an Dury vorbeischwenken und Dury in die Zange nehmen wollen, entspinnt sich ein verbissener Häuserkampf in diesem kleinen Nest, das nun für viele Stunden im Mittelpunkt des Kampfes stehen soll. Anfänglich sind es unsere Infanteristen, die hier mit unerhörtem Schneid gegen einen Wall von waffenstarrenden Häusern und Sandsäcken angehen. Schon ist der Ort ein einziger Trümmerhaufen. Und immer noch wehrt sich der Gegner. Zur Hälfte ist Dury erobert, da geht der Kommandeur eines Panzerbataillons mit ein paar Männern, die entsicherte Waffe in der Faust, gegen die letzten Widerstandsnester vor. Der Franzose ist frappiert. Zwei Poilus wollen sich noch wehren. Sie werden niedergeknallt. Dann springt er dem französischen Kapitän an den Kragen, entreißt ihm die Waffe, die anderen

Franzosen werfen die Waffen weg und ergeben sich. Damit ist das Schicksal von Dury entschieden.

Zur gleichen Stunde rollt die linke Panzerbrigade unerbittlich gegen die feindliche Artillerie bei Sains. Fünf Batterien eröffnen hier ein starkes Störungsfeuer gegen unsern Vormarsch. Und die französische Artillerie schießt gut. Ihr alter Ruf hat sich bewährt. Diese Batterien müssen vernichtet werden, und zwar durch die Panzer! Das fast unmöglich Erscheinende gelingt. Die feindlichen Batterien werden erreicht, ihre Bedienung niedergekämpft, und dann steigen unsere Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften aus den Panzern, vernichten die restliche Mannschaft an den zwanzig Geschützen und machen alle Langrohrkanonen unbrauchbar.

Aber schon hat der Gegner wieder seine ganze Kraft eingesetzt, um den deutschen Stoß zu parieren. 65 schwerste französische Panzer rollen mit noch unverbrauchter Kraft gegen unsere seit sieben Stunden in drückender Hitze kämpfenden schwarzen Husaren. Aber diese Panzerbrigade kennt kein Zurück, mag der Gegner noch so überlegen sein. Schwaben sind es, die hier aufs Ganze gehen. Mögen die Verluste manchmal auch schmerzlich sein, die Gefallenen müssen gerächt, der Ruf der Panzer muß hochgehalten werden. Ein einziger Oberleutnant war es, der sich den Angreifern mit seinem Wagen stellte und aus 25 Meter Entfernung fünf schwere feindliche Panzer mit sicherem Schuß erledigte. Von einem Hügel hinter St. Fuscien konnten wir diese Panzerschlacht beobachten, die uns manchmal glauben machte, man sähe ein mittelalterliches Turnier, in dem sich Mann gegen Mann in eherner Rüstung gegenüberstanden. Unsere Lanzen waren auch hier die stärkeren. Schon nach kurzer Kampfzeit blieben die Kolosse der Franzosen zum Teil auf der Strecke. Dort ein lichterloh brennender französischer Panzer. Man sieht noch, wie sich die Mannschaft im letzten Augenblick ins Freie retten will. Vergebens...

Keinen Augenblick aber lassen unsere Panzer dem fliehenden Gegner Ruhe. Sie heften sich an seine Fersen. Und noch im Rückzug wird er vernichtet. Erst in Gattepanche setzt sich der Feind noch einmal fest. Ein heißer Kampf entbrennt um dieses kleine Nest. Heute ist es ein wilder Trümmerhaufen. Kaum ein Haus steht noch. Da, ein Volltreffer unsrer Artillerie in ein feindliches Munitionslager. Dort ist die Hölle los. Stundenlang wogt der Kampf, Stunden, in denen sich unsere Schützen Meter um Meter vorwärtskämpfen müssen, genau wie ihre Kameraden, die, unsern Panzern rechts folgend, sich in Rumigny und Hébécourt noch in den späten Abendstunden im wilden Straßenkampf schlagen müssen.

Das war die erste entscheidende Bresche, die den Brückenkopf von Amiens erweiterte. Es ist ein Keil in die Weygandlinie getrieben, aber sie selbst ist noch nicht überwunden. Unter dauerndem Flankenschutz nach rechts und links müssen sich unsere Regimenter jeden Fußbreit Boden erobern. Le Bosquel und Essertaux sind die nächsten Ziele. Vor uns stehen immer noch bewährte französische Divisionen, unterstützt von den Kolonialtruppen. Eine infame Kampftaktik betreiben diese Kerle. Da

lassen sie in einem Nest einen Spähtrupp durchsausen, werfen sich dann mit ihrer ganzen Hauptmacht auf den anstürmenden Feind und wollen den Spähtrupp abriegeln. Aber gerade hier greift unsre Artillerie, greifen unsre Flaks und Infanteriegeschütze entscheidend in den Kampf ein. Weit vorn stehen diese Geschütze und treffen Widerstandsnest um Widerstandsnest erbarmungslos. Da drüben hinter Le Bosquel ein feindliches MG-Nest. Ein einziger Schuß genügt, es völlig auszuräuchern. Aber dann kommen wieder diese verfluchten Wälder, die voller Minen liegen. Dauernd funken die Franzosen aus ihnen heraus. Immer den Panzern und Schützen in die Flanke. Wie wohltuend ist doch ein Stukaangriff, der die ganze Sippschaft da drinnen ausräuchert. Wie die Raubvögel stürzen sie sich auf die Beute in den Wäldchen 1 und 2 bei Conty und Rogy und da drüben hinter Essertaux und Jumel. Sie leisten ganze Arbeit. Die abgesessenen Kradschützen räumen den Rest weg.

Drei Tage von früh bis in die späten Abendstunden und im nächtlichen Kleinkampf dauerte dieses unerbittlich harte Ringen. Drei Tage, in denen Quadratmeter um Quadratmeter erkämpft wurde. Kaum, daß unsere schwarzen Husaren einmal richtig geschlafen haben. Dazu noch diese erbärmlich drückende Hitze in unsern Panzerwagen. Aber die Kerle fuhren, stürmten, siegten Tag für Tag. Nur vorwärts! Als dann hinter Essertaux und Jumel die letzte feindliche Artilleriefeuersperre durchlaufen war, als Essertaux, einem rauchenden Trümmerhaufen gleich, sich gegen den Horizont abhob, da war der feindliche Widerstand gebrochen. In wildem Strudel fluten die Franzosen zurück, um ihr bißchen Leben zu retten. Das war der Augenblick, da für uns die große Jagd begann. Die Schützenregimenter saßen auf, die Panzer fuhren, was das Zeug hielt: Stoßrichtung St. Just. In einem Tag ging es nun vor bis zur Oise, in einem Tag 30 Kilometer, immer dem fliehenden Feind auf der Ferse, aber doch immer gestört, angegriffen, gehindert von den feindlichen Kräften in unsern beiden Flanken. Die Franzosen stürzen in den vor uns liegenden Gehöften aus den Häusern mit riesengroßen verwunderten Augen. Sie glauben es nicht, daß wir da sind, schmeißen die Arme in die Luft und die Waffen weg. Keiner hat Zeit, sich um die Gefangenen zu kümmern; wir müssen vorwärts, vor, vor, vor ... in rasendem Tempo. Die Schützen halten gar nicht an auf ihren Wagen. Eine einzige, unheimlich sich vorwärts bewegende Staubwolke, die den Franzosen verfolgt. Wild durcheinander stehen die französischen Panzer, die französischen Kanonen und Haubitzen, Munitionskästen, Tornister, Protzen, alles liegt durcheinander. Dort im französischen Panzer eine vollkommen verkohlte Leiche. Breteuil ist erreicht, St. Just durchschritten. Überall Trümmerstätten.

Aber dann treffen wir die französischen Panzer wieder, bei Erquenvillers und bei Bailleul. Geschickt brechen sie aus ihren Stützpunkten hervor, suchen eine Waldkante als Tarnung und richten ihr Feuer gegen uns. Dann legen sie die Ge-

samtkraft ihrer Artillerie auf unsre Panzerbrigade, die nun schon den fünften Tag kämpft. Ein Regimentskommandeur, der seine Panzer zum Sturme führt, wird viermal zum Umsteigen gezwungen, da sein Panzer immer wieder einen Treffer erhält. Immer wieder sind es die Stöße von der linken Flanke her, die die Einkesselung der Franzosen aufhalten oder verhindern sollen. Aber alle werden sie zurückgeschlagen. Dort feuern die Panzer auf ein französisches Kavallerieregiment. Das reinste Hasenschießen. Hier wieder wird eine feindliche Batterie über den Haufen geschossen, am anderen Ende eine marschierende französische Kolonne von unseren MGs niedergemäht. Langsam bildet sich hier die Trümmerstätte von sechs starken französischen Divisionen. Bis an die Oise geht es links, rechts bis Châtillon und Quinquempoix, und schließlich über Clermont und die Oise bis nach Creil. Clermont war noch eine harte Nuß. Die Franzosen hatten es stark befestigt, und auch hier wieder mußte Haus um Haus erkämpft werden. Schon rollen unsre Panzer an Clermont vorbei. Aus den Luken schauen wir heraus und freuen uns, wie die Franzosen das große Laufen kriegen. Ein paar Panzerwagen sind es ja nur, aber sie genügen anscheinend vollauf. Dann ist auch der Kessel geschlossen, die Vereinigung mit den Nachbartruppen vollzogen.

Aber was böllert denn da hinten noch weit hinter der Front? In der Nacht noch Infanteriefeuer? Die letzten Widerstandsnester sind es, die hier ausgeräuchert werden. Sie wurden umgangen, jetzt werden sie ausgekämmt. Aus den Kellerlöchern hauen die Neger noch ihre letzte Munition heraus. Manch einer von uns mußte hier noch das Leben lassen. Auch die Wälder werden durchstreift, der letzte Widerstand wird rücksichtslos beseitigt. Und dann, ja dann ist auch der Wald von Compiègne durchschritten, der Wald, in dem Marschall Foch 1918 den Waffenstillstand diktierte. Aus ihm heraus und aus all den Nestern des letzten Widerstandes treten nun kilometerlang die Kolonnen der Franzosen und ihrer Hilfsvölker, der Gelben, Schwarzen und Braunen, ihren Marsch in die Gefangenschaft an. Sie tragen noch den Fes. Wickeln sich weiße Handtücher turbangleich um ihr gekräuseltes, schwarzes Haar. Sie streiten sich um Wasser und saugen gierig mit ihren wulstigen Lippen die paar Tropfen auf, die noch in ihren Feldflaschen stecken. Man sieht es ihnen an, sie sind erschöpft, restlos erschöpft. Seit Tagen haben sie nichts mehr zu essen bekommen, seit Tagen kämpfen sie ununterbrochen. Aber sie wissen nicht wofür. Wir aber wissen es: Es ist die Rache für Compiègne.

Über dem Schlachtfeld südlich von Amiens liegt tiefe Ruhe. Der Klatschmohn leuchtet aus den blühenden Kornfeldern, die Rebhühner huschen über den Weg, als wäre nichts geschehen. Nur die Krähen ziehen über die vernichteten Waffen der französischen Divisionen, die in allen Kalibern über dieses Schlachtfeld verstreut liegen, und kreischen ihr Todeslied. Am Wegrand steht ein Meilenstein, und auf ihm eingeritzt, für uns kaum vorstellbar: 45 Kilometer vor Paris.

Die Hölle in der Schlucht von Braye

Aus dem Tagebuch eines Bataillons

Als in der Frühe des 5. Juni die deutschen Bataillone am Chemin des Dames in ihren Ausgangsstellungen liegen, als die Gewehre durchgeladen sind und die Handgranaten griffbereit im Koppel stecken, als die Sekundenzeiger der Uhren nur noch wenige Umdrehungen zu machen brauchen, um die Zeit anzuzeigen, zu der der Angriff beginnen soll, steht im Osten ein helles Morgenrot am Himmel. Und als die ersten Sonnenstrahlen über den Horizont fallen, lassen sie zwischen den fahlgrünen, hohen Getreidefeldern und satten Kleeäckern breite Streifen rot aufleuchten. Unzählbare Blüten des Klatschmohns stehen hier dicht bei dicht. War es im Großen Kriege nicht genau so? Die alten Kameraden, die damals schon dabei waren hier am Chemin des Dames, sehen das gleiche Bild aus jener Zeit nun wieder vor sich.

Er ist fast kahl. Sein Scheitel wird nur unterbrochen von einzelnen niedrigen Gebäudekomplexen, deren Namen schon einmal in die deutsche Kriegsgeschichte eingingen, der Malmaison-Ferme mit dem Fort Malmaison, der Roya-Ferme und der Malva-Ferme, um nur einige zu nennen.

Aber der Sekundenzeiger läßt nicht lange Zeit zu Erinnerungen. Schlagartig beginnt aus deutschen Geschützen ein Feuerüberfall, der kurz, aber stark ist. Die Granaten wühlen die dünne Erdkrume auf den Felsen um, schlagen neue Trichter in das Gelände, das vor kaum mehr als zwei Jahrzehnten schon einmal von vielen hunderttausend Granaten umgepflügt wurde.

Unter den grauen Stahlhelmen hervor beobachten unsere Soldaten. Sie wissen, um was es an diesem Tage geht, daß Frankreichs beste Regimenter, Alpenjäger, sich ihnen zum Kampfe stellen.

Es wird einen heißen Tag geben. Besonders für das erste Bataillon eines Regiments, das rechts und links der Malva-Ferme in Bereitschaft liegt und schräg über den Chemin des Dames hinweg in südwestlicher Richtung zum Sturm angesetzt ist.

Noch eine Minute, dann ist der Feuerschlag der Artillerie beendet. Das rechte Knie ist an den Körper angezogen für den ersten Sprung, die linke Hand umfaßt das Gewehr — noch einen Blick über das Gelände — da bläst auch schon der Hornist das Sturmsignal. Der Bataillonskommandeur springt als erster auf, die

Pistole in der Hand, sein Adjutant, seine Offiziere, seine Männer folgen. MG- und Schützenfeuer schlägt ihnen entgegen. Die eigenen Maschinengewehre, die den Feuerschutz übernommen haben, antworten. Die ersten Verwundeten. Aber die Männer stürmen weiter, stürmen, wie sie es im Gefechtsdienst gelernt haben.

In Bruchteilen von Sekunden prägt sich den Stürmenden für immer unvergeßlich das Bild ein, das in diesen Minuten der Kriegsgott malt: die Einschläge auf breiter Linie vor ihnen, aus Staubwolken hochfliegende Steinbrocken und Holzstücke, beginnende Brände im Dorf Braye, halblinks von ihnen, drüben vor Büschen und Erdwällen Mündungsfeuer und blaue Rauchwölkchen, die verräterischen Zeichen feindlicher Widerstandsnester. Dann der mit dichtem Unterholz bestandene Hang jenseits der Schlucht, den sie in wenigen Minuten hinauf müssen, und oben auf der Höhe ein großes Kleefeld, neben dem sich ein breiter Streifen mit Klatschmohn hinzieht. Auf dem Hosenboden rutschen jetzt die Männer den Steilhang hinunter. Das geht schneller und strengt nicht so an. Da, wo die französischen Granaten und das MG-Feuer am stärksten sind, gibt es kleine Stockungen. Aber da schauen die Männer auf ihren Kommandeur, der immer noch die Spitze hält. Er hat bereits den Fuß des jenseitigen Hanges erreicht. Sein Stab und ein Zug, insgesamt etwa 40 Mann, hinter ihm.

Da bricht die Hölle über das Bataillon herein. Artillerie und die schweren und leichten Infanteriewaffen legen eine undurchdringliche Sperre. Der Angriff stockt. Der Kommandeur mit seinen 40 Mann ist gerade noch durchgekommen. Er stürmt bereits im Unterholz weiter nach oben.

Die aufgehaltenen Kompanien versuchen nachzustoßen. Erfolglos. Nach einiger Zeit setzen sie nochmals an. Unmöglich, durch diesen Feuerriegel hindurchzukommen! Unmöglich, auch nur kleine Teile vorzuschieben, bevor nicht der Widerstand des Gegners geschwächt ist.

In der Zwischenzeit hat der Bataillonskommandeur mit seinem Häuflein ohne Verluste den Rand des schmalen, langgestreckten Hochplateaus, auf dem der Chemin des Dames verläuft, erreicht. Der Gegner ist über diesen kühnen Angriff so verblüfft, daß er einen Teil seiner Feldbefestigungen räumt. Dieser Augenblick wird ausgenutzt und noch mehr Raum gewonnen. Aber da hat der Franzose wieder Fuß gefaßt und schießt frontal und aus der Flanke, was seine Läufe nur hergeben. Die Garben der MGs prasseln auf das kleine Häuflein herein. Die Geschosse der schweren Infanteriewaffen krepieren rechts und links und zwischen den Männern. Die Splitter zwitschern über die Köpfe hinweg, schlagen hart an die Stahlhelme und reißen Wunden.

Die Männer liegen in einem Kleefeld. So gut es irgend geht haben sie sich eingegraben. Jeder Schuß, den sie abgeben, lenkt das Feuer zehnfach auf sie. Sie sehen, wie die Maschinengewehrgarben die Kleehalme zerreißen, als fahre die Sense hindurch. Sie sehen die Garben näherkommen, drücken den Kopf fest auf die Erde, schmiegen den Körper noch enger in das niedrige Schützenloch.

Die Zeit scheint stillzustehen. Sekunden werden zu Stunden. Aber es heißt durchhalten, bis die Kameraden nachstoßen.

Ein Verwundeter schreit nach dem Sanitäter. Ein Kamerad kriecht langsam hin und legt einen Verband an. Dort bittet einer um Wasser, aber die Feldflaschen sind leer, bis auf den Vorrat, der für die Verwundeten bleiben muß. Und dabei brennt unbarmherzig die Sonne. Die Köpfe glühen unter den Stahlhelmen. Schießt überhaupt noch die eigene Artillerie? Ja, da der Abschuß, dort der Einschlag.

Seit Stunden liegen sie nun schon hier fest. Es wird Mittag, es wird 14 Uhr, es wird 16 Uhr. Der Bataillonsadjutant, der schon am Morgen zurückgerobbt war, um die Verbindung wieder aufzunehmen, ist zurückgekommen. Die Hölle in der Schlucht von Braye tobt unvermindert weiter, so daß es unmöglich ist durchzukommen. Er versucht es nochmal. Aber er kommt weder zurück, noch erreicht er das Bataillon. Ein zweiter Offizier versucht es zusammen mit einem Melder. Sie schaffen es, aber zu spät.

In den späten Nachmittagsstunden ist das letzte Verbandpäckchen aufgebraucht und die letzte Patrone verschossen. Fast die Hälfte des Stoßtrupps, zu dem die Männer durch den Zwang der Verhältnisse geworden sind, liegt still im Kleefeld. Der Rest ist mit wenigen Ausnahmen verwundet. Dazu kommt, daß der Gegner sich langsam herangearbeitet hat. Auf zehn Meter liegt er nun schon gegenüber und schießt in das wehrlose Häuflein hinein. Um weitere Verluste zu vermeiden, ergibt sich um 18 Uhr der Bataillonskommandeur mit seinen restlichen Männern.

Bis zum Einbruch der Dunkelheit bleiben die Gefangenen in den französischen Feldstellungen. Dann werden sie zurückgebracht in das Dorf Ostel, das wenige Kilometer hinter der Front liegt. Und nun beginnt für sie, die den ganzen Tag über Sekunde um Sekunde den Tod vor Augen sahen und völlig erschöpft sind, die Leidenszeit der französischen Gefangenschaft. Für die Verwundeten darf kein Wasser geholt werden. Es werden für sie keine Verbandpäckchen ausgegeben, um die durchbluteten Verbände erneuern zu können, es gibt nichts zu essen, es gibt nicht einmal Stroh, um die durch den großen Blutverlust Geschwächten betten zu können.

Auch am nächsten Morgen darf der Keller nicht verlassen werden. Acht Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett und ein Unteroffizier bewachen die paar Mann, von denen nur wenige so bewegungsfähig sind, daß Fluchtverdacht vorliegen könnte. Unter ihnen der Bataillonskommandeur. Sein Entschluß zu fliehen war sofort nach der Gefangennahme gefaßt. Aber er mußte an diesem Tage ausgeführt werden. Auf dem Transport wäre es zu spät.

Mittags machte er seiner Bewachung klar, daß er sofort zu einem Arzt gebracht werden müsse. Nach langen Verhandlungen und nach echt preußischen Befehlen, die von den Franzosen zwar nicht verstanden werden, aber durch ihren Ton wirken, gelingt es ihm endlich, unter Bewachung von vier Soldaten aus dem Keller her-

auszukommen. In einem günstigen Augenblick, in dem die Posten durch krepierende Granaten abgelenkt werden, springt er zur Seite, macht einen Satz über den Zaun, stürzt, rafft sich wieder auf, läuft weiter, während die Franzosen hinter ihm herschießen. Er erreicht den Wald, der sich etwa in 50 Meter Entfernung von der Dorfstraße erstreckt, schlägt in dem dichten Unterholz einen Bogen, sieht im letzten Augenblick, daß er auf den Troß einer feindlichen Artillerieabteilung zuläuft, schwenkt wieder ab und wirft sich schließlich völlig erschöpft unter einen Dornbusch.

Was nun folgt, ist wohl das Schlimmste, was ein Soldat an Zermürbung zu ertragen haben kann. Um 15 Uhr beginnt die schwere deutsche Artillerie das Waldstück abzukämmen. Das Pfeifen der Granaten überschneidet sich. In die Detonationen mischt sich das Surren und Zwitschern der Splitter, die mit hartem Aufschlag in die Stämme schlagen, die auf Steinbrocken treffen und als Querschläger weiterfliegen.

So geht es bis 19 Uhr. Mit einem kleinen Metallspiegel hat sich der Flüchtling ein Deckungsloch geschabt und einen niedrigen Erdwall um sich gebaut, in dem später unzählige Splitter gefunden werden. Da beginnt der deutsche Angriff auf den Wall. Aber er wird aufgehalten von wenigen Hecken- und Baumschützen. Der Bataillonskommandeur sieht, wie sie anlegen, hört, wie seine Männer nach dem Sanitäter rufen, und er muß zuschauen, kann nicht helfen! Vorsichtig kriecht er zurück in Richtung auf Ostel. Am Dorfrand sieht er französische Soldaten. Also wieder zurück in den Wald in die alte Stellung. Dabei wird er gehetzt von feindlichem Feuer. Kaum liegt er in Deckung, beginnen die deutschen Angreifer, die Widerstandsnester im Wald mit Granatwerferfeuer zu bepflastern. Es wird abgelöst durch Artilleriefeuer, das den Flüchtling wieder aus dem Wald heraustreibt zum Dorf, das jedoch immer noch vom Franzosen besetzt ist. So muß er wieder zurück, muß wieder durch das feindliche Feuer hindurch.

Die Nacht bringt einige Stunden Ruhe. Aber kaum ist der Morgen angebrochen, beginnt das deutsche Granatwerferfeuer von neuem. Dann kommt endlich die Rettung. In den späten Vormittagsstunden wird wieder Ostel angepirscht. Das Dorf ist leer. Der Spähtrupp eines Nachbarregiments erkennt den Kommandeur des I. Bataillons und bringt ihn zurück. Nach zweieinhalb Tagen gerettet aus Situationen, aus denen es kein Entrinnen mehr zu geben schien, nach zweieinhalb Tagen endlich wieder einen Tropfen Wasser auf den trockenen und schon angeschwollenen Gaumen, nach zweieinhalb Tagen wieder bei den Kameraden, die mit einem nicht zu übertreffenden Angriffsgeist das schier Unmögliche erreichten, den Sturm über den Chemin des Dames zu tragen, und die anschließend sofort den Übergang über die Aisne und die Marne erzwingen, während die schwere Kampfstätte des „Damenweges" wieder friedlich daliegt. Nur die Granattrichter aus dem Großen Krieg sind um viele Tausende vermehrt worden, und über frischen Soldatengräbern stehen schlichte Holzkreuze, geschmückt mit den Stahlhelmen der Gefallenen. Auf die braunen Hügel haben die Kameraden dicke Sträuße aus rotem Mohn gelegt.



Die Geschlagenen

Gefangene Engländer und Franzosen

Französische Infanterie ergibt sich

Infanterie und Pioniere stürmen über die Somme

Tagelang war die Somme die Grenze zwischen Freund und Feind. Tagelang mußten unsere Feldgrauen an den Ufern des Flusses, der im Weltkrieg so schicksalhaft für unser in der Abwehr ausharrendes Heer wurde, Gewehr bei Fuß stehen. Und schon wollte man drüben im alliierten Lager frohlocken: die Deutschen wieder an der gleichen Stromstelle festgehalten wie in den Septembertagen 1914... Dann würde sich vielleicht auch alles andere noch wenden lassen.

Es war eine trügerische Hoffnung. Schon der Waffenlärm, von dem die Täler der Somme zum ersten Male seit dem Weltkrieg widerhallten, als in der vorigen Woche die schweren Angriffe französischer Tanks und Kolonialdivisionen an der deutschen Abwehr zerschellten, war ein drohendes Zeichen für Frankreich, daß keine Wunder der Weltgeschichte sich wiederholen. Die Divisionen hier wußten, worauf es ankam: den Kameraden der Flandernschlacht den Rücken zu decken, bis das Schicksal des großen Kessels im Norden endgültig entschieden sein würde. Dann mußte auch ihre Stunde kommen, wo sie wieder Tritt fassen konnten zum befreienden Angriff, zum Vormarsch.

Heute morgen um 4 Uhr 30 ist die gewaltige deutsche Angriffswelle, die nur vorübergehend angehalten war, wieder in Bewegung gekommen. In den letzten Tagen schon rollte es unaufhörlich und endlos vom Norden heran. Regimenter und Abteilungen aller Waffen, von den leichtesten bis zu den schwersten, von den motorisierten bis zu den in Sonnenglut und Staub unermüdlich marschierenden Infanteristen. Trotz dieses gewaltigen Aufmarsches, der sich dicht hinter der Front vollzog, hat der Franzose von den kommenden Ereignissen offenbar nichts gemerkt. Die deutschen Flieger sorgten dafür, daß die feindliche Luftaufklärung nur wenig in das Hinterland einsehen konnte. Das Tarnen gegen Fliegersicht hat man bei allen unseren Truppen ausgezeichnet heraus.

Eine schwere Kanonade, mitunter sich bis zum Trommelfeuer steigernd, lag in den beiden letzten Nächten auf den deutschen Stellungen und über den Dörfern nördlich der Somme. Als aber kein einziges deutsches Geschütz antwortete, die Front der Deutschen sich in Schweigen hüllte, beruhigte man sich drüben bald und stellte am frühen Morgen das Feuer ein, zu der gleichen Stunde also, als der deutsche Angriff schon bis in die letzte Einzelheit aufgebaut war.

Schon hatten die Pioniere ganz vorn im Schutze der Weiden und Holzungen in der Flußniederung ihre Schlauchboote fertig gemacht und alles zum eiligen Aufbau bereitgestellt. Schon lauerte hinter Bäumen und Hecken, in Schützenlöchern geduckt, die deutsche Infanterie mit allen ihren Waffen auf den Befehl zum Angriff.

Morgens 4 Uhr 30 rollte das Uhrwerk dieser gewaltigen Organisation pünktlich ab. Hier zwischen Amiens und Abbeville steht eine Anzahl aktiver Divisionen zum Angriff bereit. Süddeutsche erprobte Soldaten, die zwei Jahre gedient haben, sich in Polen die Waffenerfahrung holten und die langen Monate des Wartens zu strenger Arbeit verwandt haben, eine gefechtserfahrene Truppe, der der Feind — das hat auch dieser Tag heute wieder gezeigt — nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hat. Hinter den Marschierern aber steht die deutsche Artillerie aufgebaut. Geschütz neben Geschütz, Batterien und Abteilungen aller Kaliber, daneben Flak und die Geschützwaffen der Infanterie.

Der Divisionsstab ist auf eine Waldhöhe gerückt, von der man einen weiten Rundblick hat, auf das weite Sommetal, auf das Ufer drüben, das zum Teil jäh ansteigt, auf die Wälder und Hügel, auf denen der Feind in den letzten Tagen geschanzt hat. Als das erste Tageslicht den Blick auf die Landschaft freigibt, richten sich die Gläser gespannt nach Süden. Schon ist der Angriff in Fluß.

Die Pioniere sind an den Fluß vorgestürmt und haben vor den Augen des zunächst völlig überraschten Feindes ihre Brücke geschlagen. Aber dann, als sie daran gehen, für die nachkommenden Kolonnen Bohlen auf den Bahnkörper hinter den Fluß zu legen, bricht der feindliche Feuersturm los. Im Laufschritt kommt aber die Infanterie noch gut über den Fluß. Und nun beginnt ein harter, erbitterter Häuserkampf mit dem sich zäh wehrenden Gegner. Es ist französische Infanterie, vor allem Schwarze, Neger von der Elfenbeinküste, sehnige Gestalten, brutale Messerschlächter, die aus Haustüren und Kellerlöchern, von den Bäumen und hinter Hecken auf die Infanteristen und Pioniere knallen. Überall sind verdeckte Maschinengewehrnester, die das Vorfeld bestreichen und nun auch die Brücke unter Feuer nehmen.

In dem gleichen Augenblick aber, als die Infanterie am Feind ist, der Trumpf des Überraschens damit ausgespielt wurde, bricht das deutsche Artilleriefeuer mit verheerender Wucht los.

Von allen Höhen ringsum dröhnt und blitzt es auf. Pausenlos reihen sich die Abschüsse aneinander. Unten im Tal stehen Granatwerfer und Minenwerfer und schleudern ihre verderbenbringenden Geschosse über den Fluß. Drüben auf den steilen Höhen, an den Waldrändern und in den Ortschaften, wo die Stellungen des Gegners in den letzten Tagen sorgfältig erkundet wurden, steigt schwärzlich-brauner Rauch auf. Immer dichter sitzen die Einschüsse, und der erschütterte Feind weicht langsam aus seinen vorbereiteten Abwehrlinien zurück. Als hinterste in der tiefgestaffelten Reihe der deutschen Batterien stehen die schweren Kaliber und nehmen

die Artilleriestellungen des Gegners und seine rückwärtigen Verbindungen unter Feuer. Ihr Erfolg muß ausgezeichnet sein, denn bei dem ganzen Angriff, der in breiter Front über das Sommetal geht, fällt kaum ein Schuß der französischen Batterien.

Drüben aber, in den kleinen Dörfern und in den Waldstücken jenseits des Flusses, haben die Infanteristen immer noch schwere Arbeit zu leisten. Jedes Haus muß durchsucht, jeder Garten mit seinen Büschen und Hecken sorgfältig durchgekämmt werden. Auf den Straßen und Durchfahrten aber lauern Minen und heimtückische Fallen aus Eierhandgranaten, um den deutschen Vormarsch aufzuhalten. Aber vergeblich. Oben auf der Höhe geht bereits eine Kompanie von hinten einem Waldstück zuleibe, aus dem immer wieder MG-Feuer herausbricht. Wir sehen die grauen Gestalten unangefochten im Walde verschwinden. Dann dröhnt der kurze harte Schlag der Handgranaten auf. Dort macht man ganze Arbeit.

Im Höllentanz der gewaltigen Detonationen, im Lärm des Nahkampfes bricht sich der deutsche Angriff langsam, aber unaufhaltsam Bahn. In das Dröhnen der deutschen Granateinschläge mischt sich das Rattern der Maschinengewehre, das langsame tack, tack der französischen, das rasend schnelle tack, tack, tack der deutschen. Gewehrschüsse bellen auf. Handgranaten krachen — und in diesem scheinbaren Chaos geht der Sanitäter opferbereit seiner schweren Arbeit nach.

Langsam aber wendet sich schon das Bild. Der Gefechtslärm wandert allmählich nach Süden und verklingt hinter den Höhen, die der deutsche Angriff dem immer schneller weichenden Gegner entreißt.

Zur Rechten von uns ist es schon beinahe still geworden. Dort sind die weit nach Süden sich dehnenden Höhen in schnellem Ansturm genommen. Nur zur Linken liegt noch das Feuer unserer Batterien auf Picquigny. Dort rattern immer noch französische Maschinengewehre aus verborgenen Nestern. Sie können das Schicksal des Tages nicht mehr wenden.

Über die Schlauchbrücke fließt es bereits in endloser Folge nach Süden: Infanterie, Kompanie auf Kompanie, Pakgeschütze, jetzt kommt schon, sechsspännig — viele Hände greifen fest in die Speichen — die erste Haubitze herübergerollt, und dann Wagen auf Wagen mit Munition und Gerät... Wir sind drüben!

8*

Die „Eiserne Division" stößt auf Aisne und Ardennenkanal vor

Die Kompanie, in Polen bewährt, wo sich die Division den Ehrennamen „die Eiserne" verdiente, bekommt den Auftrag, auf die Aisne und den Ardennenkanal vorzustoßen. Die Kompanie stellt sich in einer sternklaren, mondhellen Nacht zum Angriff bereit. Zwei Stoßtrupps unter Führung eines Leutnants und eines Oberfeldwebels, verstärkt durch eine schwere MG-Gruppe und eine Pioniergruppe, sollen den stärksten Widerstand brechen. Die Kompanie mit dem Kompanieführer folgt hinter dem ersten Stoßtrupp.

Mit angespannten Sinnen, sprungbereit, lauern die beiden Stoßtrupps in ihren Ausgangsstellungen. Zwei Minuten dauert der Feuerkampf der Artillerie, dann springt das Feuer auf den südlichen Teil von Attigny über. Die Stoßtrupps gehen vor! Das starke Mondlicht ist dem Angriff nicht günstig, aber die Männer vertrauen ihrer Geschicklichkeit. Hinter einer Mühle und einem Bahnwärterhäuschen arbeiten sie sich an die Stadt vor, gesichert von den schweren MG-Gruppen. Entlang an der Eisenbahn geht es bis 500 Meter an die nächste Straßenkreuzung.

Da erhält der Stoßtrupp von der rechten Flanke starkes MG-Feuer. Zwei Mann fallen aus, sind leicht verwundet. Durch einen flachen Graben kriechen die Männer weiter vorwärts. In schnellen Sprüngen können sie sich schließlich bis auf zehn Meter an die Straßenkreuzung heranarbeiten. Plötzlich gut gezieltes Gewehrfeuer aus einer französischen Feldstellung. Der eine Stoßtruppführer, ein Leutnant, bleibt, auf den Tod getroffen, liegen. Wenige Meter davon stürzt der Kompanieführer. Er ist schwer verwundet. Und nicht weit davon entfernt bricht ein Feldwebel schwer getroffen zusammen.

Die Kompanie liegt im schwersten Feuer. MG-Feuer liegt auf ihren Reihen. Die Einschläge der schweren Granatwerfer sitzen genau. Die Zahl der Verwundeten nimmt zu. Der Angriff kommt an dieser Stelle nicht mehr vorwärts. Alle Nachrichtenmittel sind unterbunden. Der Funktornister ist durch Granatsplitter außer Funktion gesetzt worden. Inzwischen hatte der zweite Stoßtrupp im Laufschritt den Ortseingang erreicht. Im schweren MG- und Granatwerferfeuer wurde der Trupp gespalten und abgetrennmt. Ein Feldwebel übernimmt kurz entschlossen den Rest des Trupps und zieht sich kämpfend, unter Mitnahme der Verwundeten, zurück.

Bei diesem Stand des Gefechts erhielt der Ordonnanzoffizier des Bataillons

vom Kommandeur den Auftrag, die Verbindung zur fechtenden Truppe wieder-herzustellen, da Draht und Funk ausgefallen sind. Auf dem Wege dorthin trifft er auf Leichtverwundete der Kompanie, der er im Polenfeldzug als Zugführer angehört hat. Sie schildern ihm die Situation. Sofort übernimmt er kurz entschlossen, über seinen Auftrag hinausgehend, die Führung der Kompanie, um den Angriff weiter fortzusetzen. Zwölf Männer rafft er zusammen, und dann arbeitet er sich zwischen verwundeten und toten Kameraden hindurch an den Ortseingang heran. Mit ihm geht noch ein Pakgeschütz mit einem Feldwebel und der Bedienung nach vorn. Die Kanone soll vor allem die linke Flanke gegen MG-Feuer sichern.

Das haben die Männer brav besorgt. 120 Meter vor der Brücke über die Aisne hielt das Geschütz in offener Feuerstellung feindliche MGs vor der Brücke in Schach und brachte ein französisches MG auf dem Turm von Attigny zum Schweigen. Schuß auf Schuß feuerte die Kanone, bis die beiden Männer der Bedienung gefallen waren. Nun übernahm der Feldwebel ganz allein das Geschütz und feuerte bis zum letzten Schuß.

Der Eingang nach Attigny war erkämpft. Mit seinen zwölf Mann und einigen Pionieren überwindet nun der bayrische Leutnant die Straßensperren und Verminungen. Alle 40 Meter eine Sperre. Auch die Seitenstraßen vermint. Handgranaten bahnen den Weg. Zwischendurch wird der Leutnant zu dem schwerverwundeten Kompanieführer gerufen. Ein schwerer Lungenschuß hat ihn dem Tode nahegebracht.

Die Deutschen stoßen weiter vor, finden in der Straße eine verlassene Feldstellung, die sie in die Luft sprengen. Der Feind ist in die dichten Busch- und Baumgruppen an der Aisne zurückgegangen und feuert ununterbrochen. Nach Beseitigung einer Sperre durchsuchen unsere Männer die ersten Häuser. Eben noch haben die unsrigen ein Haus durch Handgranaten ausgeräuchert, da erhalten sie aus demselben Haus erneut Feuer. Sie kommen dahinter, daß die Häuser durch Laufgänge in den Kellern miteinander verbunden sind. Eine wahre Kellerfestung.

Schritt für Schritt kämpfen sich die Deutschen weiter. Von hinten ist Hilfe gekommen. Ein Feldwebel sollte mit zwei Gruppen Verbindung zur Kompanie herstellen. Er ist bis an und über die Aisne vorgestoßen, hat einige Verluste erlitten und verstärkt nun den halben Zug, der sich hier verbissen mit den Franzosen herumschlägt. Im weiteren Vordringen erhalten die Kämpfer gutgezieltes Gewehrfeuer aus hohen Bäumen. Im Glas erkennt der Leutnant, daß die Franzosen ein gut ausgebautes System von Laufstegen in den Bäumen angelegt haben. Deutlich sind zwei Gewehrschützen zu erkennen, es sind Marokkaner. Beide werden abgeschossen, der eine bleibt im Geäst hängen, der andere stürzt in den Bach.

Mitten im Ort, inzwischen war es ganz hell geworden, erhielten die Deutschen dann französisches Sperrfeuer. Der Nordrand der Stadt ist abgeriegelt. Darüber sind sie sich aber alle einig: Wir wissen nicht, was die Franzosen vorhaben, aber

ergeben werden wir uns nicht. Wir wollen auch nicht in Gefangenschaft. Die Situation ist brenzlich. Der Nordrand durch Sperrfeuer abgeriegelt, die Munition fast verschossen. Es bleibt nur eine Möglichkeit, sich kämpfend zurückzuziehen. Der Auftrag war ja erfüllt, die Lage in der Stadt erkundet.

Nun beginnt der Wettlauf mit dem Tode durch das französische Feuer. Einige Deckung in dem völlig freien Gelände bietet ein niedriger Bachgrund. Der Graben liegt unter MG-Feuer, und verschiedentlich treffen die Franzosen mit ihren schweren Granatwerfern genau in den Graben. Die Männer wühlen sich durch den Schlamm und Morast. Die Stiefel stehen voll Wasser, Uniform und Wäsche kleben am Leib, und doch kommen sie durch.

Zwei Stunden später erhielt der tapfere Leutnant vom Divisionskommandeur das Eiserne Kreuz I. Klasse. Seine Männer sind ebenfalls zu Auszeichnungen eingereicht.

Zweimal war nun die Kompanie in der Nacht vorgestürmt und hatte schließlich im verbissenen Kampf ihren Auftrag, wenn auch unter fühlbaren Verlusten, erkämpft. Und nun sollte am nächsten Tage eine andere Kompanie Attigny vollends besetzen. Da meldete sich die gesamte Kompanie erneut geschlossen zum dritten Angriff. Nur einige Leichtverletzte waren zu verzeichnen, als die Kompanie am nächsten Tag ihren Auftrag erfüllte. Mit größter Befriedigung konnte man dabei auch die beiden MGs und die Panzerabwehrkanone wieder in Besitz nehmen, die in der Nacht vorher zurückgelassen werden mußten.

Wie die Aisne überschritten wurde

Die französische Sonne hat eine andere Kraft. Sie verdoppelt das Gewicht der Funkgeräte auf unserem Rücken. Schweißtriefend hatten wir uns beim Bataillonsstab der Infanterie gemeldet. Artillerieverbindungskommando — sie empfingen uns wie eine Vorahnung des Angriffs.

Condé-les-Herpy wollte aufleben in der Sanftmut eines weichen Abends. Wir saßen am Gartenzaun, weithin erstreckten sich die Höhen in friedlicher Fruchtbarkeit; mit dem Dorf sanken sie zur Aisne herab, um jenseits der Insel zwischen Fluß und Kanal wieder emporzusteigen; dort war der Feind. Von dort fuhr es ab und an wie Fluchen zwischen unsere Häuser oder sang gurgelnd über unseren Köpfen hinweg zu dem Gutshof bei der nahen Chausseekreuzung: böses Bersten der Granaten, spürbarer Atem des nahen Feindes.

Dann wieder Stille. Die Lautlosigkeit des verlassenen Dorfes wuchs groß in die Schönheit des Abends hinein. Die Häuser, zum Teil mit zerrissenen Mauern, duckten sich in die Stille, die unendlich weit wurde im Brüllen des verlassenen Viehes auf den Feldern der Umgebung, die greifbar wurde durch die fühlbare Feindschaft der nahen Franzosen. Verlassenheit und Schweigen sind wie ein Schatten des Krieges; darin lebt das große Leid. Auch wir huschenden Soldaten beleben nicht das stille Dorf. Wir sind wie sein böser Traum vom Krieg, sein reges Unterbewußtsein von der harten Gegenwart inmitten einer reinen, besänftigenden Luft. Das Bellen eines Maschinengewehres, Pfeifen und Bersten der Granaten aber dringen nur zuweilen ein wie scharfer Geruch nach Einsamkeit und Einsatz, nach Opfer und Tat.

Das war eine Stimmung von eigentümlicher Festlichkeit, als die Morgenstunde des Angriffs bevorstand. Jeder wußte seinen Platz, jeder wußte auch die unmittelbare Gefahr. Aber keiner schien nur einen Gedanken daran zu besitzen. Es wurde gelacht, keiner mochte schlafen gehen. Die geheime Spannung kündete sich wohl nur in der Hitze des Lachens an, das jedem Scherzwort antwortete. Manchmal auch biß sich ein Lachen fest, daß es fast grimassenhaft wurde, wie bei einem Seiltänzer, der in der größten Anstrengung sein Lächeln bewahrte. Das erstemal löste eine feindliche Salve nicht Fluchen, sondern lärmendes Toben aus, als fühlte man sich in seinem Element.

Um zwei Uhr nachts wurden die Nachrichtenstaffeln des Bataillons und wir

gerufen. Auf einmal schwand alle Ausgelassenheit und machte einer Kälte Platz, aus der allein ruhig gehandelt werden kann. Und irgendwo zitterte die Spannung in einem: der erste Einsatz. Wir warten im Bunker. Der Graf sitzt bei uns, groß und ruhig, der Führer des Bataillons. Von seiner Hünengestalt, von seiner tiefen, rauhen, bisweilen wohltuend groben Stimme geht eine wunderbare Kraft aus. Er trägt die Sicherheit und Zuversicht wie eine Waffe bei sich.

Dieser Bunker wurde im Weltkrieg gebaut. Die Augen tasten die Rippen ab, die uns wie ein Schiffskiel überdachen. Es wird ganz still. Einmal kommt ein Melder die schmalen Holztreppen hinab in das Versteck unter der Erde. Geflüster. Und wieder Lautlosigkeit. Jeder ist weit und allein mit seinen Gedanken.

Auf einmal schüttert die Erde. Alles Denken zerreißt, die Stille zerbirst: Unsere Front, die so lange geschwiegen hat, ist zu einem Toben ohnegleichen erwacht. Aus mehr als zweihundert Rohren auf engem Raum feuert unsere Artillerie. Es brüllt, es stöhnt, es wuchtet im Donner der Geschütze. Unwillkürlich ducken wir uns ein wenig. „Die Unseren" — ein Lächeln spielt auf allen Gesichtern.

Da bricht das Grollen kurz ab. Wir stürzen hinaus. Ein blasser Morgen ist heraufgedämmert, der den wilden Tanz in kalter Nüchternheit zeigt. Jetzt bersten nur noch vereinzelt Artilleriegeschosse, aber die Luft ist zerrissen vom wütenden Hacken der Maschinengewehre, und wie Peitschenhiebe jagen die Gewehrschüsse dazwischen. Es fetzt in die Hauswände, es haut in die Dorfstraße, daß der Dreck spritzt. Ein Weg führt in den Fluß hinein. Links eine Hecke, rechts lichtes Erlengebüsch. Wir springen in den Hohlweg, werfen uns in den Dreck. Wieder auf — wieder hämmert der langsame, gehässige Takt des französischen Maschinengewehrs aus nächster Nähe. Hingeworfen: und über unsere Köpfe hinweg macht die Garbe einen Bogen Löcher in die Hauswand der Scheune hinter uns.

Jetzt schießen von drüben auch Granatwerfer und Artillerie. Es brüllt und hackt, es ist nichts als Lärm um uns. Wir liegen eng an die Hecke geschmiegt. Ein schon kraftloser Granatsplitter klirrt an meinem Stahlhelm, unser zweiter Funkkasten wird von einer Maschinengewehrkugel gestreift und eingebeult, wenige Zentimeter vor meiner Nase auf dem Rücken des Funktruppunteroffiziers.

Vor uns zieht träge und bleischwer das graue Wasser der Aisne. Drei Mann sind schon drüben, gepreßt in das Gras der Uferböschung, regungslos. Wir kommen nicht weiter. Ein Schlauchboot liegt im Wasser — aber keiner kann es erreichen. Schreie: Sanitäter! Unter den Erlen bäumt sich einer auf und wird unheimlich still. Schreie: Sanitäter! Sanitäter! Wir kommen nicht weiter. Ich blicke in die Gesichter um mich: Gebändigte Angst, Zorn und Ohnmacht, Fragen. Da flüstert es durch die Reihen: „Der Graf ist verwundet! Der Graf war der erste Schwerverwundete!" Um ihn war Sicherheit und Zuversicht... Wir kommen nicht weiter! Über dem schweren Wasser braut der Nebel; die ganze Luft ist dick vom Dunst.

Der Marne entgegen

Generalfeldmarschall von Brauchitsch auf einem französischen Flugplatz

Sprung auf — marsch, marsch!

Pak im Angriff

Panzerschütze

Fahrzeug der deutschen Kriegsmarine mit Minen an Bord unterwegs

Das Seine-Viertel von Rouen nach dem Kampf

Ich bin froh, klar und voll Überlegung zu sein. Und leide wieder darunter: Soll etwa der Angriff abgeschlagen sein, mein erstes Gefecht die erste Schlappe an der Westfront? Ich werde wütend. — Es geht zurück, an einer anderen Stelle soll der Übergang auf die Insel schon errungen sein. Im Dorf treffen wir bereits die ersten Gefangenen.

Eine feuchte Wiese. Schwankende Laufbretter, über Tonnen gelegt, führen auf die Insel. Aus dem dichten Laubgehölz hallt heiser und böse das opfersuchende Bellen der französischen Maschinengewehre. Ich laufe als erster Funker hinüber, suche Deckung. Es splittert in den Bäumen über mir. Aber ich habe Zeit aufzuatmen, bis die andern Funktrupps nachkommen. Wie oft habe ich schon im voraus an diese Stunden der Feuertaufe gedacht. Wird man seiner inneren Haltung gerecht werden? Und in aller Spannung ist auf einmal etwas wie Lachen in mir, harte Freude an dem Spiel mit dem Leben.

Keine zehn Schritte von mir liegt an dem Pfad ein schwerverwundeter Franzose. Er hat sich auf einem Ellenbogen ein wenig hochgestützt. Mit der Hand greift er immer wieder zum Bauch, wo unter der offenen Jacke ein blutiges Hemd herausgerissen ist. Ein feines Gesicht. Der dunkle Schatten liegt schon über ihm. Er wehrt sich nicht gegen ihn, aber er bleibt fest in einem herrischen Stolz. Nur sein schöner, weichgeformter Mund ist hart geworden im Schmerz. Der Tod zwingt ihn, halb geöffnet, in eine edle Form. Wie eine griechische Maske. — Ich denke an die Stunden im Hof des Berliner Zeughauses, da ich unter den Masken der sterbenden Krieger stand. Im großen Rund der Halle hatte der Künstler Schlüter aus der mitleidenden Kraft seiner Seele die große Auseinandersetzung des Mannes mit dem Tod dem Stein anvertraut. Da sank das Haupt des müden Greises neben dem jagend im Schmerz und Lebenswillen sich aufbäumenden Manneskopf, dort schaute ich das Erstaunen, mit dem ein Knabe dem großen Fremden begegnete, der ihn wie eine Blume gebrochen hat. An jene Stunde, da ich im Zeughaus den Gedanken an die Begegnung mit dem Tod zu Ende dachte vor diesen Masken und eine eigentümliche Kraft und innere Sicherheit dabei gewann, mußte ich jetzt denken. Der Franzose verzog nicht sein Gesicht, er war eingefügt in die unsterbliche Reihe jener Kunstwerke, aus denen mir das Geheimnis vom Tod des Kriegers Klarheit schenkte; das Geheimnis, das eine eigene Verbindung zur Mutter schafft, die in Todesangst ein Kind gebar, die ihr Leben stets soviel näher dem Tode lebt. Und sie gewinnt auch Kraft, die Kraft der reinen, selbstlosen Liebe aus dieser Nähe. Er mag an seine Mutter denken, wie so viele sterbende Soldaten. Denn Leben gewinnen und Leben verlieren, Geburt und Tod, führen an die eine große Schwelle, sind wie ein Tor zu jener anderen Welt des Geistes, aus der wir kommen, zu der wir immer wieder zurückgerufen werden. — Über mir zischen wieder die Kugeln durch das Geäst; die meisten Kameraden sind jetzt hinüberbalanciert.

Wie mitten in der Schlacht die Gedanken in die Tiefe sinken können! Aber ist

nicht die Gewißheit, daß kein Haß und keine Bleikugel, kein Sterben das Geistige anzutasten vermag, das fort und fort lebt, wie ein Garten, der einen umblüht, wie Heimat! Begegnet man nicht in diesem Garten auch dem Mädchen, das daheim darauf wartet, daß man wiederkommt? Das aber auch demütig sich dem Schicksal neigen würde, käme man nicht mehr zurück; denn die Liebe öffnet das Tor zu der Heimat im Geistigen, das kein Tod je zu zerstören und zu trennen vermag.

Nun sind alle Funkstaffeln drüben. Die Sicht reicht keine zehn Meter weit. Aber das ist kein Nebel, der den Morgen verhängt und nicht weichen will, obwohl die Sonne schon höher stehen müßte. Es ist der Pulverdampf unserer Artillerievorbereitung. Ohne die verbergenden Schleier könnten wir aber auch nicht die MG-Nester in unserem Rücken zurücklassen. So mögen sie ruhig weiter tacken — wir laufen nur voran.

Der Bataillonsgefechtsstand — ein Hauptmann hat die Führung übernommen — befindet sich in einem kleinen Wäldchen. Schwere Orientierung. Wir bauen zum ersten Male unseren Kasten auf: Verbindung klappt wunderbar! Stellungsmeldung: Feuer wird angefordert, bevor der weitere Vorstoß an den Kanal ausgeführt wird. Ein Schlauchboot wird vorgetragen; Schüsse hacken in die Stämme; Sanitäter mit Bahren. Abschüsse, Gurgeln über unseren Köpfen. Dicht vor der eigenen vorderen Linie sitzen die Aufschläge der Granaten, die wir gerufen haben. Das ist das Schöne, daß wir uns eingespannt fühlen in die große Entwicklung des Geschehens, sinnvoll und fördernd an ihrem Fortgang teilhaben dürfen.

Abbauen — weiter — aufbauen — und wieder weiter. Wir erreichen den Kanal. Die ersten schieben vorsichtig den Kopf über die Böschung. Da klatscht eine MG-Garbe in den Sand. Nur zwei zucken zurück. Der dritte senkt nur den Kopf und bleibt schwer liegen. Später ziehen wir ihn zu uns herunter; wie ein schweres Gewicht fällt sein Arm herab.

Der Widerstand ist endlich gebrochen. Im Schlauchboot setzen wir über den Kanal. Die Sonne ist nun Herr über den Dunst, sie steht schon hoch und heiß am Himmel. Bevor wir die ersehnten Höhen ersteigen können, muß noch eine weite Ebene durchlaufen werden. Aus der Flanke peitschen noch einzelne Gewehrschüsse und kurze Feuerstöße leichter MGs über die Fläche. Neben mir bricht ein Melder der Infanterie zusammen. Eine Stichflamme zischt an seinem Leib auf. Ich beuge mich über ihn. Aus aufgerissenen Augen schaut mich ein Staunen an, ein banges Verwundern. Aber er ist unverletzt. Der Schuß ging durch seine Leuchtkugelpatronentasche.

Mit den ersten Infanteristen sind wir auf den Höhen. Noch liegen sie unter Beschuß, auch Artillerieeinschläge rund um uns. Es ist glühheiß geworden, das Hemd klebt am Körper. In der Feldflasche ist längst nichts mehr. Zigaretten müssen Durst und Hunger stillen. Aber daran denkt man nicht. Wir haben die Höhen jenseits der Aisne erreicht!

Wir stehen auf einem Plateau, das zur Aisnewiese steil abfällt und wieder zum Wald am Horizont leicht sich senkt. In den Mulden sammelt sich eine Übermacht von Franzosen zum Gegenangriff. Die Infanteristen gehen bis auf Vorposten zurück. Kritischer Augenblick. Also keine Sekunde versäumen: Aufbauen, Verbindung aufnehmen — Hurra! Es klappt sofort! —, und nun leiten wir das Feuer in den eingesehenen Feind: Hundert Meter vorverlegen; sie weichen, sie suchen den Wald zu erreichen, sie laufen um ihr Leben, wir jagen sie; und damit erst ist der Sieg unser, der Aisneübergang gesichert.

Dem Hauptmann kommen fast die Tränen in die Augen, als er unserem Leutnant dankt. Infanterie und Artillerie erzwingen den Übergang, nur durch die gemeinsame Abstimmung aufeinander. Die Bewegung der beiden Männer, die sich auf dem eben errungenen Schlachtfeld die Hand reichen, hat etwas Ergreifendes.

Noch einmal scheint der Sieg in Frage gestellt, als plötzlich aus den Mulden Panzer hervorbrechen. Noch einmal wird die Situation verzweifelt. Was können uns die paar Handgranaten nützen gegen einen massiven Panzerangriff! Der Hauptmann will lieber hier sterben, als den Erfolg preisgeben. Schon fegen die Maschinengewehre der Panzer über unsere Köpfe hinweg. Aber unsere Batterien setzen wieder ein und bannen, was wie ein drohendes Gespenst uns überfiel.

Das Bataillon sammelt sich, geht weiter vor. In der Nähe des Waldrandes wird an einem steilen Muldenhang haltgemacht. Eingegraben. Ruhe. Unendlich beglückend ist der Dank, den uns die Infanteristen durch Scherzworte und ein von innen brechendes Licht in den Augen sagen. „Klar, die Artillerie hat heute vorzüglich geschossen!"

Doch für uns ist noch keine Ruhe. Die Division greift an diesem Abend noch einmal an. Diesmal liegt ein anderes Infanterieregiment vorn, und unser Platz ist wieder an der Spitze. Noch nichts gegessen und getrunken? Den ganzen Tag in der brütenden Hitze geschwitzt wie ein schäumendes Pferd. Merkwürdig, man spürt es kaum.

Gewaltig ist der Eindruck, als wir, um zu unserem neuen Infanterieregiment zu stoßen, eine Höhe überschreiten. Ein Heerlager von Lastwagen, Nachrichtenfahrzeugen, ein Heerlager von Soldaten vor uns. Wir hatten noch am Morgen im Buschkampf den Übergang erzwungen; jetzt war schon wieder der große Aufmarsch der motorisierten Kräfte möglich. Es geht weiter.

42 Stunden zwischen Bunkern und Franzosen

Zwei Nächte lang hatte sich der junge Oberleutnant „Bobb“ mit einigen seiner Männer in dem Gelände umgesehen, das zwischen der eigenen Stellung auf der Höhe, dem Tal, durch das sich ein Fluß zog, und dem jenseitigen ansteigenden Hang lag, der mit starken Befestigungen der Maginotlinie bespickt war. Sie kannten jede Hecke, jeden Graben, die Furt im Fluß, durch die man zum anderen Ufer gelangte. Sie wußten die kleinste Senke einer Straße, die es zu überqueren galt, die Deckung, die ein Passieren des Eisenbahndammes ermöglichte, hatten vor den schweren Bunkern und den ausgebauten Feldstellungen der Franzosen gelegen und waren leise und unerkannt, wie sie gekommen waren, wieder von dannen geschlichen. Endlich war es so weit, daß Bobb den Auftrag hatte, mit einem Stoßtrupp einen beherrschenden französischen Bunker im Schlafe zu überraschen und in die Luft zu sprengen.

Vom Lichte des Vollmondes begleitet ging es im Schatten der Bäume unter Ausnutzung jeder kleinsten Deckung der feindlichen Stellung zu. Möglichst leise und ständig in Erwartung feindlichen MG-Feuers vom anderen Ufer glitten die Männer des Stoßtrupps auf Floßsäcken zur jenseitigen Böschung hinüber.

Im Mondlicht sah man, wo links der Straße die Feldstellungen lagen, die der Sicherung einer Straßensperre dienten. Mittlerweile hatte der Führer des Unternehmens einen Durchgang durch zwei Drahtsperren geschnitten, und bald lagen alle Mann im Bereich der Festungszone. Der Führer des mitgenommenen Sprengtrupps erhielt nun den Auftrag, in eine der französischen Feldstellungen eine Sprengladung zu legen, desgleichen an ein für feindliche Beobachtung günstiges Gebäude am Ausgang des Dorfes. Bis zu diesem Augenblick waren sie keinem feindlichen Posten begegnet. Alles war in tiefstes Schweigen versunken, und es schien nicht einmal sicher, ob der Franzmann seine vordersten Befestigungen besetzt hatte.

Schon sahen Bobb und seine Männer den dunklen Koloß des französischen Bunkers sich schwarz gegen das Mondlicht abheben. Hier kann nur Schnelligkeit helfen — also rasch an den Bunker! Wie sie ganz nahe dran sind, hören sie es schnarchen. Ein tiefes Glücksgefühl erfüllt mit jedem Grunzer, der hinter dem Beton den Schläfer verrät, unseren Stoßtrupp. Zwei Eingänge hat das feindliche Werk; eben ist Bobb mit seiner MP dabei, einzudringen und die Schläfer unsanft aus ihren Träumen zu rütteln, da setzt ein höllisches MG-Feuer

gegen den Stoßtrupp ein, das aus rückwärtigen Feldbefestigungen kommt, wo der Franzose durch die Detonation munter geworden ist und sich im Glauben befindet, der nächtliche Kampf habe sich in dem großen Bunker abgespielt.

Die Franzosen, in verhängnisvollem Irrtum, beschießen sich selbst. Bobb springt mit seinen Leuten vom Bunker weg den französischen rückwärtigen Stellungen entgegen, wo eine Hecke Deckung bietet. Aber ehe der feuernde Franzmann sich überzeugen kann, ob Freund oder Feind eben hinter die Hecke springt, erschüttert eine neue gewaltige Detonation das ganze Tal. Eine riesige schwarze Rauchwolke steigt dort auf, wo Bobb seinen Sprengtrupp vor einiger Zeit mit Vorbereitungen zur Sprengung einer Feldstellung zurückgelassen hatte. Ungeheure Verwirrung erfaßt die Franzosen in ihren Feldstellungen. Jetzt sind auch die Schnarcher aus ihrem Unterstand hervorgekommen; mit schußfertiger Waffe verlassen sie die Ausgänge, wollen sie verlassen — da setzt mörderisches MG-Feuer aus den rückwärtigen französischen Stellungen ein, die in ihrer Nervosität meinen, jetzt trete der deutsche Sieger nach dem zuerst vernommenen Feuerkampf aus dem besetzten Bunker heraus, den er nun auch noch sprengen würde. So schießen wiederum Franzosen auf Franzosen.

In diesen Sekunden, in denen es um Leben und Tod geht, hat auch Bobb, der keine Nerven zu besitzen scheint, Entschlüsse gefaßt: Den Rückweg einzuschlagen wäre sinnlos und müßte bei der zahlenmäßigen Unterlegenheit und dem einzusehenden Rückzugsgelände zur Vernichtung führen — also hinein in das französische Dorf und dort einen Unterschlupf suchen! Die Minuten des heillosen Durcheinanders benutzt Bobb, springt mit seinen Leuten ins Dorf, erreicht im Schatten der Häuser eine Scheune, steigt eine Leiter zum Dachboden hinauf, der sehr durchsichtig und schwach ist, befiehlt den Leuten, sich hinzulegen und keinen Laut von sich zu geben. Es ist mittlerweile morgens früh fünf Uhr geworden.

Allmählich verstummt draußen im Morgengrauen der Feuerzauber. Die Franzosen tragen ihre Verwundeten weg, staunen, daß sie sich selbst beschossen haben, vom Gegner nichts zu sehen ist und nur die Trümmer zweier Feldbefestigungen seine vernichtende Spur bezeichnen. Es ist schließlich nicht hell genug, um seinen Rückweg am jenseitigen Ufer zu den deutschen Stellungen einzusehen.

Aber kaum hat sich der Franzose von diesem Spuk in seiner Maginotlinie erholt, da setzt das auf die erfolgreiche Detonation hin verabredete Sperrfeuer ein, um unserem Stoßtrupp den nun nicht angetretenen Rückweg zu sichern. Krachend fahren die deutschen Granaten gegen die feindlichen Befestigungen, jagen in das Dorf hinein, setzen einige Gebäude in Brand, sausen auch durch das Dach jener Scheune, in der atemlos und erschöpft der kleine tapfere Stoßtrupp liegt. Aber das unheimliche Glück, das unserem Bobb hold ist, bewahrt auch diesmal ihn und seine Kameraden vor der Vernichtung. Mit einer unbändigen Freude liegt der deutsche Offizier an der Dachluke der Scheune, die saubere Arbeit der eigenen Artillerie bewundernd.

Den ganzen Tag über liegen die Männer in der Scheune, mit nassen Kleidern, fröstelnd und ohne jede Nahrung; Hunger und Kälte fressen an ihren Nerven. Hinzu kommt die Spannung angesichts der Gefahr, jeden Augenblick entdeckt zu werden. Als die Nacht endlich hereinbricht, muß Bobb seinen Männern sagen, daß nach den gestrigen Vorfällen der Franzose heute so wachsam ist, daß es unmöglich sei, durchzubrechen. Sie müssen warten — —

Unten in der Scheune wird eine Kuh von einem Franzosen gemolken. Unsere Männer schauen dem Poilu direkt in den Milchtopf hinein und sind selbst so durstig, daß sie nach einem solchen Tropfen lechzen. Dann überkommt sie der Schlaf, er ist der einzige Freund, der ihnen die Stunden des Wartens erleichtert, wenn auch einer der Kameraden wachen muß, damit keiner zu schnarchen beginnt und einen französischen Posten auf die neue Einquartierung aufmerksam macht.

Wieder vergeht ein Tag ohne Nahrung auf dem Scheunenboden. Bobb hat inzwischen Alter und Aussehen der französischen Truppe, ihr Verhältnis zu Vorgesetzten, ihre Reaktion beim Erscheinen deutscher Flieger, ihre verschiedenartige Bekleidung, ihre Bewaffnung, die Lage der Feldstellungen ausgemacht. Den ganzen Tag hat er hinüber über die Straße mit seinem Feldstecher geschaut und das Leben in einer französischen Kabine mit angesehen.

Endlich, nach 42 Stunden Warten, Frieren und Hungern, konnte Bobb den auch jetzt noch gewagten Entschluß fassen, im Schutze der Dunkelheit einen Durchbruch zu versuchen. Zwei Stunden hat es gedauert, bis die Männer die 300 Meter bis hinter die Hecke, die sie nach dem ersten Überfall deckte, zurückgelegt hatten. Dort aber erkannte Bobb eine regelrechte Sicherungslinie, mehrere Trupps mit MGs vor den Feldbefestigungen. Hier war ein Durchkommen unmöglich. Nur ostwärts des Ortes bestand vielleicht etwas Aussicht, über den Fluß zu kommen.

Wie aber jetzt durch die ganze Ortschaft kommen, an den Posten und Trupps vorbei, die als Verstärkung, wie deutlich zu beobachten war, in der Ortschaft eintrafen? Soweit möglich, wurde zum Vorgehen noch ein Deckungsgraben benutzt, an dem vorüber die französischen Trupps von 10 bis 15 Mann in Abständen nach vorn zogen. Bobb sah, daß alle sich Lappen um die Schuhe gewickelt hatten, um völlig geräuschlos heranzugelangen. Bobb maß den Abstand dieser Männer mit den Augen, beobachtete ihr Verhalten, blickte in den dunklen Himmel und freute sich über den leichten Nebel. Dann war er rasch entschlossen, gab einen Befehl durch — und wenige Minuten später erhob sich der deutsche Stoßtrupp, schritt lautlos, aber aufrecht, dem Vorbild der einrückenden französischen Verstärkung getreu, in Reihe und Abstand dem Ort zu, glitt an den Posten vorüber, die wohl hinüberschauten, aber im Dunkel der Nacht und im flüchtigen Hinschauen nichts anderes als eine durch die Verstärkung abgelöste eigene Gruppe vermuteten.

So kamen die Verwegenen durch die französische Ortschaft.

Infanterie stürmt

Von der berstenden Luft, die vom Mündungsknall hochgetrieben wird, erbeben die Blätter der Bäume, die unbeweglich im Morgengrauen dieses 9. Juni stehen. Fahl kommt der Tag und mit ihm das donnernde Tosen von ungezählten Geschützen, die nach Tagen und Nächten der Vorbereitung die französische Stellung am Südrand des Brückenkopfes unter pausenloses Feuer nehmen. Nur durch Zeichen können sich die Soldaten verständigen. Drüben aber, im aufkommenden Licht, verschwimmen die Wälder im schwefligen Dunst der serienweise liegenden Einschläge, deren Feuer wie Ketten an den Waldrändern, auf den Straßen, auf den Wiesenplänen erscheinen.

Endlich greifen wir an. Seit vielen Tagen wünschen sich die Infanteristen, daß es endlich weitergehe. Seit in den letzten Tagen des Mai in erbitterten Kämpfen diese waldreichen, verschilften, urwaldgleichen Höhen genommen wurden, seit in rasenden Kämpfen gegen Schwarze und Fremdenlegionäre die deutschen Infanteristen sich in den französischen Erdboden gruben, fegte die französische Artillerie Tag und Nacht in die deutschen Schützenlöcher. Tapfer hielten Infanterie, Pioniere und Artillerie trotz schwerer Verluste die gewonnenen Stellungen, wohl wissend, daß dieses Ausharren die Atempause für den neuen heftigen Stoß nach Süden bedeutete.

Von Abbeville aus griffen sie an, weiter westlich wird gestürmt: „Und jetzt kommen wir!" Es gilt, das Kampffeld vor uns zu stürmen, jenes durch Feldbefestigungen gut ausgebaute, tiefgestaffelte Gebiet, in dem der Franzose mit einer Fülle schwerer und schwerster Artillerie sich auf den deutschen Angriff vorbereitete.

Pausenlos raste das deutsche Feuer massiert auf die französischen Stellungen. Eine riesige Stichflamme ging hoch; ein Benzinlager ging schwarzrauchend mit einem lodernden Feuerkern in die Luft. Das Feuer ließ nicht nach. Es wurde bald sieben Uhr. Da rollte schon die Feuerwalze weiter, und in das Knallen und Bersten ratterten die ersten Maschinengewehre.

Die Infanterie geht vor, trotz der Morgenluft schweißüberströmt, mit allen nur tragbaren Lasten Munition behangen, die Waffen schleppend, mit schweren Füßen, die trotzdem tapfer, im schnellen Schritt voranhasten. Als die Infanterie sich zum Sturm aus den Schützenlöchern erhob, setzte das französische Artilleriefeuer ein, wohlgezielt und gut eingeschossen mit schweren Kalibern. Und in einem wilden Trommelwirbel rasselten die Granaten in die Reihen der Stürmenden. Diese aber,

in den Tagen des Wartens auf diesen Höhen bereits mit den Methoden und Verfahren des französischen Geschützfeuers vertraut, lauschten im Rennen und Hasten nach dem Heulen und Sausen dieser Vielzahl von Granaten.

Immer heißer wurde der Morgen, immer größer aber auch die Zahl der Ausfälle. Gelang es den Franzosen auch nicht, den Tod zu ihrem Bundesbruder zu machen, die glühenden Splitter der Granaten trafen im zerberstenden Aufschlag gemeinsam mit den hochfliegenden Erdbrocken und Steinen die in den Löchern Liegenden. Viele wurden verletzt. Die Sanitäter brachten sie zurück, umheult von den Splittern.

Die Franzosen wollten sich nicht ergeben. Sie wehrten sich, wehrten sich mit allen ihren Kräften. Eine ihrer besten aktiven Divisionen lag vor dem Kern des deutschen Stoßes. Zuerst, vor allem unter der allen Widerstand brechenden Einwirkung der deutschen Artillerie, hatte sich der Poilu zurückgezogen und setzte sich in seinen Auffangstellungen zur Wehr. Dort wurde er in den Stunden des Mittags an vielen Stellen hinausgedrückt, verzweifelt sich wehrend, aus allen Rohren schießend, erst durch das steile Feuer von Granatwerfern, durch das rasche Eindecken mit Handgranaten bereit, unter Zurücklassung der Beute aus einer zweiten Stellung die Deutschen erneut zu bekämpfen.

Auf den Wiesen flimmerte die heiße Luft über den Blumen. Süßlicher Dunst der Verwesung wallt auf, lastet auf den Lungen. Schießend und springend, sichernd und immer wieder angreifend kamen die Deutschen voran. Bereits Kilometer von der eigenen Ausgangsstellung. Bis es nicht mehr ging. Die Lungen wollten nicht mehr. Der Nebenmann fehlte. Die Munition ging zur Neige. Brennender Durst dörrte die Kehlen. Das gleichförmige Schießen der französischen Artillerie faßte in den Stunden des Mittags flankierend die Vorstürmenden.

Die Männer lagen erschöpft in den Granattrichtern in Deckung. Sie warteten und lauschten auf das Feuer des Gegners. Es wurde heftiger. Irgendwo wurde ein Munitionswagen getroffen. Lodernd fliegen die Flammen zum Himmel. Mit hellem Knall detoniert die Munition.

Das Ziel aber war erreicht, der Einbruch in das Hauptkampffeld gelungen. Der Franzose gab nicht nach, er wehrte sich. Um ein Nest wurde verzweifelt gerungen, bis das MG-Feuer schwieg. Aber es ratterte schon in der nächsten Schußschneise — so ging es den ganzen Tag über.

Als es Abend wurde an diesem Sonntag im Juni, erschütterte noch immer die maßlose Zahl der französischen Granaten die gequälte Erde. Die Infanteristen aber, die in männlich-tapferem Einsatz gestürmt hatten, begleitet von vorpreschenden bespannten Batterien, geschützt durch Pak und Pioniere, warteten auf den zweiten Tag dieses Sturmes. Der Donner des Tages verrollt. Die Nacht berührt lind und kühl die glühenden Schläfen. Im Geschützfeuer der Nacht schliefen die Männer über ihren Waffen nach einem schweren Tag, in dem sie den Einbruch erkämpft hatten im schweren Feuer gut schießender Geschütze.

Der Kommandeur eines Panzerregiments
überreicht Generaloberst Guderian eine eroberte französische Fahne



Parade der Erstürmer von Verdun

Holländisches U-Boot von deutschem Schnellboot versenkt

Räumboote verlassen einen französischen Kanalhafen

Tage im Westen

2. Juni 1940. Unserer nach Westen zielenden Fahrt kommen endlose Ströme von zurückkehrenden Flüchtlingen und entwaffneten belgischen Soldaten entgegen. Schrecken und die Spuren der Entbehrung und Strapazen tagelanger Fußmärsche sind in die Gesichter eingegraben. Alte Leute beugen unter schwerem Rucksack den Rücken, eine Frau schiebt den Kinderwagen, der sich überlastet wie eine Fuhre Heu auftürmt, während die Kinder, ein jedes selbst ein Bündel tragend, nebenher laufen. Dann folgt ein Pferdewagen, der von einer Gruppe von Männern gezogen wird; hoch oben über dem aufgepackten Hausrat thronen einige Frauen. Wer gar im Kraftwagen fährt, ist König unter dem Volk. Die Soldaten kommen einzeln in ihre Dörfer nach Hause. Die Fahrräder haben sie meist den heimkehrenden Flüchtlingen zur Verfügung gestellt. Aber auch geschlossene Kolonnen sieht man nach Osten marschieren, insbesondere, je näher man an das Gebiet der Kapitulation zwischen Gent und dem Meere herankommt. Einzelne Abteilungen werden von ihren Offizieren heimgeführt. Alles überflüssige Gepäck ließen die Leute zurück. Nur ein Hüne von einem rotblonden Flamen zieht mit unglaublich vollgepacktem, riesenhaftem Tornister unter der Junisonne grimmig seines Weges. In Brüssel, wo wir uns einige Stunden aufhielten, ist das Straßenbild friedensmäßig, wenn man von dem auch hier nicht abreißenden Strom der heimkehrenden Flüchtlinge, der zahlreichen belgischen Soldaten absieht. Die übrigen Städte, die wir heute berührt haben, Tongern, St. Trond, Löwen, Aalst, Gent und Brügge, zeigen keineswegs jene Kampfspuren, die ihnen von einer deutschfeindlichen ausländischen Berichterstattung angedichtet worden sind. Dies ist um so erstaunlicher, als sie zum Teil, wie Löwen und Gent, tagelang im Brennpunkt des Kampfes standen. Die historischen Teile der Stadt Gent sind unbeschädigt, in Löwen weist das Viertel um den Bahnhof Zerstörungen auf; die berühmte Universitätsbibliothek ist inmitten eines unversehrten Stadtteiles ausgebrannt. Dies war das Werk der Engländer, die mit solch barbarischer Vernichtung die deutsche Kriegsführung belasten wollten. Der Gegenbeweis für die britische Brandstiftung ist aber inzwischen lückenlos gelungen.

Ein beträchtliches Teil der Zerstörungen in Belgien kann auf die mit Rücksichtslosigkeit vorgenommenen Sprengungen von Eisenbahnanlagen oder Kanal-

brücken durch Engländer und Franzosen zurückgeführt werden. Dies und dazu das militärische Versagen hat das Ansehen Englands bei der belgischen Bevölkerung ein für allemal untergraben. Es wäre voreilig, sich ein allgemeines Urteil über die seelische Stimmung der belgischen und besonders der flämischen Bevölkerung anzumaßen. Aber soviel wird übereinstimmend berichtet: das Volk, ob es in der Armee kämpfte oder flüchtend seine Heimat verließ, in die es nunmehr zurückkehrt, steht unter dem Eindruck einer gewaltigen und endgültigen Entscheidung, die für Gefühle des Hasses gegen den Feind von gestern keinen Raum läßt. Auch die vorbildliche Haltung des jungen deutschen Soldaten von 1940 erzwingt immer von neuem Dank und Anerkennung bei den unvoreingenommenen einfachen Leuten. Sie suchen vergebens jenes Zerrbild der „Nazi-Armee", das ihnen täglich in der Presse vor Augen geführt wurde, und finden statt dessen einen Sieger, der nach dem Kampfe lächelt und Hilfe leistet. Das ungezwungene Auftreten und die natürliche Großmut des deutschen Kriegers ist das Gegenstück zu seiner unwiderstehlichen Angriffskraft. Alte Leute, die in Belgien die deutsche Besetzung vor 25 Jahren miterlebt haben, erklären, so etwas noch nicht gesehen zu haben: diese aus unerschütterlicher Siegesgewißheit stammende „leichte Hand", mit der die Deutschen die belgische Armee entlassen und das gesamte zivile Leben ohne merkliche Einschränkungen wieder in Gang setzen.

3. Juni 1940. Das zurückgelassene und zum Teil vernichtete Material eines Heeres von mehreren hunderttausend Mann an den Straßen liegen zu sehen, ist ein Eindruck, der den Umfang der britischen Katastrophe in seiner ganzen Größe nie wieder vergessen läßt. Sie haben, um das nackte Leben der Soldaten zu retten, vom Geschütz schwersten Kalibers, vom Panzerwagen bis zu den Gespannen des letzten Troßfahrzeuges alles, ja alles stehen gelassen. Aber tagelang wirkte unsere Luftwaffe auf die sich anstauenden Kolonnen ein. Nicht nur geborstene, verbrannte Fahrzeuge fielen ihr zum Opfer, sehr häufig vernichteten die Bomben auch das Leben, welches noch in den Panzerwagen, in den Kraftwagen herrschte. Ein Begleiter, der den Weltkrieg mitgemacht hat, erklärt, einen Triumph der Vernichtung, wie er auf den Straßen bei La Panne und auf all den anderen Zugängen zum Raum von Dünkirchen herrscht, niemals erblickt zu haben. Bei La Panne ist der Strand mit den Leichen englischer Soldaten bedeckt. Künstliche Molen wurden durch nebeneinandergereihte Fahrzeuge bis weit in die See hinein errichtet, Planken, Zimmertüren und anderes Gerät darübergelegt, um so bei Nacht den englischen Soldaten die Einschiffung zu ermöglichen. Unfern der Küste ragen zwei versenkte britische Zerstörer aus dem Wasserspiegel. Mit dem Fernglas erkennt man vom Strand aus im Westen einen großen Transporter, der mit Schlagseite unbeweglich festliegt. Feindliche Flak entsendet ihre weißen Wölkchen auf ein angreifendes Stukageschwader. Über dem Hafen von Dünkirchen steht eine schwarze Wolke, die aus einer brennenden Tankanlage gespeist wird. In flachen Bogen umspannt die

Front das Küstengebiet von Furnes und Dünkirchen. Der deutsche Angriff findet noch immer hartnäckigen Widerstand. Es müssen noch starke feindliche Kräfte vorhanden sein.

Die Franzosen decken die Einschiffung der letzten Engländer. Das Verhalten der britischen Kriegsführung im Falle des Expeditionskorps ist durch einen Mangel an Einsatzbereitschaft gekennzeichnet, den selbst der deutsche Gegner nur mit peinlichen Gefühlen feststellt. Immer wieder haben die Engländer den Kampf gemieden oder abgebrochen. Aber dieser hinhaltende Widerstand, der (kriegswissenschaftlich ausgedrückt) den Gegner unter für ihn möglichst hohen Verlusten aufhalten will, ohne es zu einer Entscheidung kommen zu lassen, ist weder politisch noch militärisch zu rechtfertigen. Das erstrebte Ziel, die Soldaten nach England hinüberzuretten, ist an sich schon einer Niederlage gleichzusetzen; denn das Expeditionskorps hatte einen Kampfauftrag auf dem Kontinent, dessen Erfüllung für die Sicherheit Großbritanniens und für die Festigung der Widerstandskraft des französisch-belgischen Heeres von entscheidender Bedeutung war. Wenn die englische Armee aber zudem ihr gesamtes Material im Stich ließ und über den Kanal entfloh, so nimmt die Niederlage die Form einer Katastrophe an. Politisch hatte die Erkenntnis von dem Verhalten der Engländer unmittelbar die Kapitulation der belgischen Armee zur Folge. Die mittelbaren Auswirkungen sind noch nicht zu übersehen.

Im Gegensatz zu dieser Haltung der militärischen Führung steht sehr oft der todesmutige Einsatz des einzelnen englischen Soldaten, wie auch die gefangenen Engländer meist eine soldatische Haltung an den Tag legen. Als vor einigen Tagen eine Gruppe von zwölf Engländern umzingelt war, als zehn von ihnen gefallen oder verwundet aus dem Kampf ausschieden, wurden die Überlebenden von unseren Leuten aufgefordert, sich zu ergeben. Aber die beiden verlangten, daß man ihre Tapferkeit anerkenne, sonst würden sie weiterkämpfen. Erst als ihnen dies zugestanden war, legten sie die Waffen nieder. Diese Szene beweist, daß der englische Soldat sich des unrühmlichen Verhaltens seiner Führung bewußt ist und wohl auch die gebührenden Vorwürfe der Belgier und Franzosen zu Ohren bekommen hat. Nur so ist es zu erklären, daß er eine ausdrückliche Bestätigung der Tapferkeit, die doch die militärische Grundtugend ist, verlangt.

In seiner Katastrophenstimmung hat das britische Heer sich furchtbare Plünderungen in Belgien zuschulden kommen lassen. Darüber ist schon von anderer Seite erschöpfend berichtet worden. Schlechte Führung, Tapferkeit des einzelnen, Plünderungen beim Rückzug, diese Merkmale stehen unter sich nicht im Gegensatz, sondern sie kennzeichnen eine Armee, der es an Überlieferung und Kampfgewohnheit fehlt.

4. Juni 1940. Der Anblick der Vernichtung (rauchende Trümmer, zerstörte Kampfwagen, ein ausgebrannter Schädel) dringt nicht so stark zum Herzen wie das Elend der unschuldigen Kreatur, die von der Wut des Krieges getroffen wird.

9*

Herden von verwilderten Pferden der Engländer haben sich über Weiden und Fluren zerstreut. Finden sie Nahrung und Wasser, dann halten sie durch. Sind sie aber in Hecken und Zäunen eingeschlossen, so ist es um sie geschehen. Wir fahren aus der rauchenden Stadt Bergues zurück, kilometerweit an zerstörten Fahrzeugen vorüber. Hier steht unbeweglich wie vor drei Stunden, als wir aus entgegengesetzter Richtung kamen, ein abgemagerter Schimmel. Der Braune daneben ist schon verhungert und umgefallen, der andere scheint sich nur noch aus der Gewohnheit des schon entfliehenden Lebens auf den Beinen zu halten.

Aus der Stille des Abends, dessen Licht über soviel Zerstörung gegossen ist, erheben sich die großen Flügel einer Windmühle. Sie gehen wieder und zeichnen ihr lautloses Gleichmaß in den dunstigen Himmel. Uhren des Friedens.

8. Juni 1940, westlich Laon. In dem waldreichen Hügelgelände zwischen dem Ailette-Kanal und der Aisne verteidigen sich französische Elitetruppen, die Alpenjäger, tapfer und mit Geschick. Man fühlt die neue Taktik des General Weygand, der allen Führern und Mannschaften einhämmert, daß sie nicht wanken und nicht weichen dürfen. Ein erbeuteter Operationsbefehl vom 26. Mai 1940 mit der Unterschrift Weygands bestätigt, daß sich das Schicksal Frankreichs in dieser Linie entscheiden soll. Am 5. Juni hat die deutsche Offensive begonnen, und die Linie ist schon an vielen Stellen durchstoßen. Weygand hat ein schwerwiegendes, ein verhängnisvolles Wort geprägt.

Gestern abend hat unsere Infanterie die Aisne erreicht und will heute den Übergang erzwingen. Unsere Spitze ist aus den Häusern von Soissons beschossen worden, aber die Luftaufklärung meldet eine tote, verlassene Stadt. Ist die Zivilbevölkerung abtransportiert worden? Lauert der Feind auf unsere Truppen, um den Straßenkampf zu eröffnen? In dieser Lage faßt der deutsche Armeeführer den Entschluß, ein Letztes zur Rettung einer Stadt von sechzigtausend Einwohnern, einer Stadt der Kathedralen und Denkwürdigkeiten zu unternehmen. In den Abendstunden werden Flugblätter abgeworfen: der deutsche Oberkommandierende fordert den Kommandanten und den Bürgermeister von Soissons auf, am 8. Juni morgens 8 Uhr an den Ausgang in Richtung auf Crouy, im Nordosten der Stadt, einen Bevollmächtigten zu entsenden und die Stadt kampflos zu übergeben. Anderenfalls wird jeder Widerstand gebrochen werden.

Heute morgen um 6 Uhr verließ der Wagen mit den Offizieren des Armeeoberkommandos das Quartier. Es galt, sich am vorgeschlagenen Platze einzufinden. Werden die Franzosen erscheinen? Die Aussichten schienen gering. Wahrscheinlich würde der Gegner, nachdem die Zivilbevölkerung fortgeschafft war, die Stadt unter allen Umständen zu halten suchen.

Zum erstenmal seit Tagen ist der Morgenhimmel von einer Decke niederen, nebelhaft aus Nordosten jagenden Gewölks überzogen. Es ist kühl, erquickend kühl. Zur Rechten zieht der Laub- und Buschwald des Forêt de Coucy vor-

über. Auf einer Notbrücke wird der Aisne-Oise-Kanal überschritten. Die nach Osten ausgerichtete Straße, eine Fortsetzung des „Chemin des Dames", heißt „Point du Jour", „Tagesanbruch!" Die ganze Morgenstimmung eines hier auf der von Wald umgebenen Hochfläche erblickten Sonnenaufganges ruht in dieser sinnvollen und zu den Sinnen sprechenden Benennung der Straße. Die Ortschaften Pinion und Anicy tragen furchtbare Spuren des Kampfes. Mauerreste ragen wie entleerte Gerippe. Ein verirrter Hund jagt davon. Die Tiere finden kein Wasser mehr. Ein Schimmel steht müde und unbeweglich, neben ihm reckt ein verendeter Gaul die vier Beine in die Luft, aufgedunsen und steif wie aus Holz.

Auf der Hauptstraße, die von Maubeuge kommt, geht es an Kolonnen vorbei in südwestlicher Richtung auf Soissons zu. Wir überqueren einen breiten Höhenrücken. Zur Linken haben Batterien Stellung genommen, um den Truppen, die heute die Aisne überschreiten sollen und schon einzelne Brückenköpfe geschaffen haben, den weiteren Weg zu bahnen. Nach steilem Abstieg ins Aisnetal ist die Ortschaft Crouy erreicht. Auf dem jenseitigen Ufer des Flusses zeichnen sich die beiden Hauptkirchen von Soissons am Horizont ab: die Kathedrale mit den gotischen Spitztürmen, und weiter gegen Norden ein vierkantiger Würfelturm mit einem einzelnen Türmchen wie einer Zinne.

Die öden Straßen von Crouy gemahnen an die Nähe des Kampfes. Einzelne Infanteristen halten sich in Deckung, Front nach Soissons. Getarnt als Buschwerk, richtet ein Panzerabwehrgeschütz am Straßenrand sein Rohr auf die Stadt. Unser Wagen hält an, ein anderer jagt, von vorne kommend, uns entgegen. Er muß vor den in die Straße abgebröckelten Trümmern eines zerstörten Hauses abstoppen. Über das offene Fahrgestell ist eine Bahre gelegt. Graue Decken verhüllen den Körper, aber der sonnengebräunte Kopf des Verwundeten ist frei. Die Gesichtsfarbe ist fahl unter der Sonnenbräune. „Der General!" Er hat persönlich seine Division zum Angriff auf die Höhe 94 jenseits der Aisne geführt. Ein Splitter traf ihn in die Lunge. Ein Offizier unseres Wagens geht hinüber und begrüßt den General, der einige Dankesworte zwischen zusammengebissenen Zähnen murmelt.

Die Wagen haben sich gekreuzt, wir fahren weiter nach vorn. Das vorderste Pakgeschütz ist erreicht. In ungebrochener Geraden führt unsere Straße nach Soissons hinein. Ein Blick durchs Glas zeigt nur starre Reglosigkeit. Steinbarrikaden in 500 Meter Entfernung. Nun ist es Zeit. Acht Uhr, die verabredete Stunde! Drei Offiziere gehen mit entfalteter weißer Fahne auf Soissons zu. Die Bahnüberführung ist durchschritten. Wird ein französischer Parlamentär erscheinen? Zur Rechten bleibt eine verlassene Ziegelei liegen, zur Linken starren ausgeplünderte Häuser aus fensterlosen Rahmen. Überall bietet sich das gleiche Bild nach dem Abzug des Feindes, der die von der Bevölkerung verlassenen Häuser ausraubte. Neben der Straße tut sich ein mit Wasser gefüllter Sprengtrichter auf. Ein toter französischer Soldat liegt schräg über die Straße. Kopfschuß. Noch weiter vorne überquert ein

Spähtrupp auf Fahrrädern schnell die Straße. Wir gehen weiter. Da rufen sie uns, gedeckt hinter einem Hause, zu: „Achtung, rechts von der Straße Minengefahr!“

Nun ist auch die Steinbarrikade erreicht, der Blick reicht bis an die gesprengte Aisnebrücke. Alles bleibt still. Nur die dunklen Rosen blühen in friedlichem Eifer aus den Vorgärten, als vermehre die Verlassenheit ihre Lust. Zur Linken sprechen die Maschinengewehre ihre Lang- und Kurzzeilen. Vor uns rührt sich der Feind nicht. Ist Soissons geräumt? Zu beiden Seiten der Stadt geht der Kampf mit Erbitterung weiter. Die Aisne ist überschritten. Aber hier, auf der frontalen Angriffsfläche von Soissons, ruhen Kampf und Bewegung.

Die Spannung beginnt nachzulassen, die weiße Fahne wird kaum noch geschwungen. Von rückwärts haben die Unseren neugierig das ungewohnte Schauspiel beobachtet. Jetzt kommt der Wagen den Parlamentären nachgefahren, die ihre Aufgabe als erfüllt ansehen müssen. Die Franzosen sind zur vorgeschlagenen Stunde nicht erschienen, es zeigen sich aber auch keine Widerstandsversuche. Sollte Soissons kampflos geräumt sein? Sollten die Flugblätter vom Vorabend zu der Erkenntnis geführt haben, daß eine Verteidigung der Stadt zwecklos wäre?

Ein blühender Rosenbusch quillt über den Gartenzaun herüber. Wir schneiden uns jeder eine Blüte ab als Andenken an den seltsamen Gang, dem wir mit soviel Spannung entgegengesehen hatten und der nunmehr wie ein friedlicher Streifzug aus dem Niemandsland zurückführt. Erst jetzt auf dem Rückweg sind die Augen, die bisher nach einem möglichen Gegner in die Ferne aufgeklärt hatten, dem Nahen, Unmittelbaren zugekehrt. Neben der Bahnüberführung ist ein deutsches Kriegergrab errichtet. Auf ungehobeltem Holz ist Name und Todestag des Gefallenen eingeschrieben. Jeder legt auf der mürben, gelben Erde seine Rose am Fuß des Holzkreuzes nieder.

9. Juni 1940. Auf der Kathedrale ist heute morgen die Reichskriegsflagge gehißt worden.

An Soissons brandet der Kampf zu beiden Seiten vorbei.

Einzug der deutschen Truppen in Paris

Deutsche Truppen sind am 14. Juni 1940 um 8 Uhr 15 deutscher Zeit in Paris einmarschiert. Während der Vormittagsstunden nahmen der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe, zwei Kommandierende Generale sowie zwei Divisionskommandeure den Vorbeimarsch an der Place de l'Etoile, im Schatten des mächtigen Arc de Triomphe, ab.

Paris wischte sich noch den Schlaf aus den Augen, als am Morgen des 14. Juni um 7 Uhr die deutschen Truppen zehn Kilometer vor der französischen Hauptstadt standen. Hatte die deutsche Panzeraufklärung noch am Vorabend mit schwachen feindlichen Kräften Zusammenstöße, so waren es am 14. Juni nur einige Straßensperren, die den deutschen Vormarsch aufhalten sollten. Die Pioniere packten noch einmal zu, dann war die letzte Schranke gefallen, der Weg nach Paris ist frei. Ungehindert fährt die Spitze der Aufklärungsabteilung durch die Pariser Vorstadt. Müde Gesichter pressen sich an die Fensterscheiben, wissen noch nicht, ob es Wirklichkeit ist oder Traum. Je weiter es in die Stadt geht, desto wacher wird Paris. Man läuft an den Straßenecken zusammen, bespricht das große Ereignis. Die Deutschen sind da.

Und nun erlebt Paris den Einzug der deutschen Truppen ganz anders, als es sich ihn vorgestellt hatte. Keine Horden überschwemmen Frankreichs Metropole, plündern und zerstören, sondern die disziplinierte deutsche Wehrmacht rückt in langen Kolonnen durch die Hauptstraßen der Stadt ein. Die Menschen säumen zurückhaltend den Straßenrand, sie diskutieren, sind immer wieder verwundert über die Ruhe und Ordnung, in der sich der Einmarsch abwickelt. Der Alpdruck deutscher Bombenangriffe ist gewichen. Paris atmet auf.

Auf der Place de l'Etoile steht der Kommandierende General eines AK mit seinen beiden Divisionskommandeuren. Der General ist an der Spitze seiner Divisionen in Paris eingerückt. Nun schreitet er zum Grabmal des Unbekannten Soldaten im Arc de Triomphe. Grüßend ehrt er die Weihestätte. Um 12 Uhr 30 beginnt der historische Vorbeimarsch deutscher Regimenter und Divisionen auf der Place de l'Etoile in Paris.

Strahlenförmig laufen die breiten Straßen von der Place de l'Etoile auseinander. Auf ihnen marschieren seit den Morgenstunden die deutschen Truppenverbände.

Stunde um Stunde fahren nun schon die motorisierten Kolonnen an den Generalen vorbei. Nicht enden will das stählerne Band der Fahrzeuge. Deutsche Marschmusik klingt auf, als die Infanterie mit straffem Schritt vorbeimarschiert. Sie alle, die hier beim Einmarsch in Paris dabei sein können, sind sich dieser historischen Stunden voll bewußt, jener Stunden, für die sie seit Wochen gekämpft haben, für die mancher Kamerad den Heldentod starb. Es ist nicht umsonst gewesen. Vom Arc de Triomphe knattert die Fahne des Deutschen Reiches ihr Siegeslied. Nun stauen sich die Menschen an der Place de l'Etoile. Ein geschichtliches und militärisches Schauspiel ohnegleichen erleben sie. Überall ist man von dem disziplinierten deutschen Einmarsch überrascht. Eine Beruhigung ist über die Bevölkerung von Paris gekommen. Sie haben den deutschen Soldaten kennengelernt, sie werden ihn auch zu achten wissen. Nur abseits stehen manche Frauen und weinen. Das ist zuviel für ihre Nerven gewesen. Erst mußten sie ihre Männer in den Krieg ziehen lassen, und jetzt müssen sie ansehen, daß der Feind in ihre Hauptstadt einzieht.

Noch immer marschieren die Truppenverbände über die Place de l'Etoile. Wir schauen in die Gesichter unserer Soldaten. Was haben sie nicht alles ertragen und erkämpft, bis sie diesen feierlichen und triumphalen Vorbeimarsch erleben durften. Der Staub von Frankreichs Straßen, die Spuren harter Gefechte und Strapazen sind überglänzt von dem Leuchten ihrer Augen. Stolz und Ergriffenheit über das große Erleben hat die Gesichter ernst gemacht. Sie sind ja die ersten deutschen Soldaten seit 70 Jahren, die wieder als Sieger in Frankreichs Hauptstadt einrücken. Unmöglich ist es, den überwältigenden Eindruck zu beschreiben, den dieser Tag auf uns macht. Noch ist das Erlebnis zu frisch, noch können wir die Worte nicht finden, die nur annähernd ausdrücken können, was wir an diesem 14. Juni 1940 erleben. Die Größe des Tages gebietet vorerst Schweigen.

Die Kathedrale von Rouen gerettet

Durch das schnelle und umsichtige Zugreifen des Oberbefehlshabers der deutschen Streitkräfte an der unteren Seine konnte die Vernichtung der Kathedrale von Rouen und damit die Zerstörung eines der hervorragendsten Denkmale französischer Baukultur verhütet werden. Die in der von deutschen Truppen besetzten Stadt Rouen wütenden Brände drohten auf die Kathedrale überzugreifen. Da wurden auf Anordnung des deutschen Generals Pioniere eingesetzt, die durch Sprengungen und mit Infanteriegeschützen die angrenzenden Häuserviertel niederlegten.

Schwerer Qualm steht über Rouen. Brand- und Verwesungsgeruch zieht durch die Straßen. Die Stadt hat schwer gelitten. Besonders hart sind die Stadtteile am Seineufer betroffen. Hier steht kein einziges Haus mehr. Was nicht unter den Einschlägen der Artilleriegeschosse zusammenfiel, fraßen die nachher ausbrechenden Brände. Die Franzosen hatten die große Brücke gesprengt und versuchten, durch starken Beschuß vom jenseitigen Ufer den Übergang unserer Einheiten zu verhindern. Vergeblich! Ihr Widerstand wurde gebrochen. Aber die Stadt Rouen mit ihren schönen Bürgerhäusern, mit ihren Plätzen, die an Frankreichs Nationalheldin Jeanne d'Arc erinnern, wurde ein Trümmerhaufen.

Vom jenseitigen Ufer der Seine peitschen noch immer Maschinengewehrschüsse herüber. Hinter irgendeiner Bodenluke sitzt noch ein Schütze. Man braucht nur um die Ecke des ausgebrannten Theaters zu gehen, dann geht drüben das Tack-Tack los. Am Hafen bietet sich ein Bild der Zerstörung. Zwischen den Trümmern der zusammengestürzten Häuser ragen eiserne T-Träger hervor, die man in die Straße rammte. Sie sollten das Gerüst für eine starke Straßensperre abgeben. Man wurde aber mit der Arbeit nicht fertig. Da steht noch die Betonmischmaschine, daneben liegen Hacken, Spaten und allerlei Arbeitsgerät, in wilder Eile fortgeworfen.

Furchtbar muß die überstürzte Flucht des Militärs und der Zivilbevölkerung gewesen sein. Noch hatte der Flüchtlingsstrom nicht die Brücke zum anderen Ufer der Seine passiert, als die eingebaute viel zu starke Sprengladung zur Explosion gebracht wurde. Rings im Umkreis der Brücke liegen die zerfetzten Körper von Zivilisten und Soldaten, liegen Teile von Autos und Leiterwagen, die hochbepackt mit Hausgerät sich auf der Brücke oder in ihrer Nähe befanden.

Ein Priester, der in der Kathedrale zurückblieb, erzählte uns von der grauen-

haften Tragödie, die sich hier abgespielt hat. Der Offizier, der den Rückzug aus Rouen zu befehligen hatte, muß vollkommen die Nerven verloren haben; als ihm die ersten einrückenden deutschen Panzer gemeldet wurden, befahl er ohne vorherige Räumung oder auch nur Warnung die Sprengung der Brücke, über die sich ein breiter Strom von Flüchtlingen ergoß. Viele unschuldige Zivilisten sind dabei ums Leben gekommen. Mit der gleichen Rücksichtslosigkeit wurde dann vom jenseitigen Ufer in die Stadt hineingeschossen, gerade in die Häuserviertel, zwischen deren engen Zeilen sich majestätisch die Kathedrale erhebt.

Weiß stehen die drei Türme gegen den rauchgeschwärzten Himmel. Der älteste, der aus dem 11. Jahrhundert stammt, zeigt die klaren einfachen Linien romanischer Bauform, die beiden anderen entstammen dem 15. Jahrhundert, nachdem die Kathedrale während des hundertjährigen Krieges zum größten Teil bis auf jenen einen Turm abgebrannt war. Sie gehören mit dem Kirchenschiff selbst zu den hervorragendsten Zeugnissen gotischer Baukunst. Bis zur Höhe von 152 Meter erhebt sich der gewaltige Mittelturm.

Leider haben sich doch nicht alle Beschädigungen verhüten lassen. Die Fenster an der dem Seineufer zugewandten Südseite sind zerstört. Der Luftdruck der Brückensprengung hat sie herausgeschlagen.

Das Bauwerk selbst aber ist unversehrt, wenn auch die eine Front von den Flammen des Brandes geschwärzt ist. Daß hier kein größerer Schaden angerichtet wurde, ist allein dem umsichtigen und schnellen Einschreiten der deutschen Truppenführung zu verdanken. Der Oberbefehlshaber, der in diesen Tagen des ungestümen Vordringens gewiß andere Dinge im Kopf hatte und der auch keinen seiner Soldaten entbehren konnte, überzeugte sich selbst von der dem Bauwerk drohenden Gefahr, und heute früh rückte dann ein Pionierkommando an.

Zunächst galt es, den Brand einzudämmen. Tatsächlich ließ sich eine Art Feuerwehr aus in der Stadt verbliebenen Zivilisten aufstellen. Man fand einige intakte Motorspritzen und -leitern, man fand Schläuche und Feuerwehrhelme und französische Bürger, die bereit waren, an der Erhaltung des Bauwerks mitzuhelfen. So packten sie zusammen mit den deutschen Pionieren an. Bald ergossen sich dicke Wasserstrahlen in die Brände und schwelenden Häuser. Dann wurden Sprengladungen gelegt, Infanteriegeschütze in Stellung gebracht und auf die an die Kathedrale angrenzenden Häuser gerichtet. Am Abend war jede Gefahr für die Kathedrale beseitigt. Sie wird dem französischen Volk erhalten bleiben.

Das deutsche Eingreifen zur Rettung der Kathedrale ist das Tagesgespräch von Rouen. In hellen Scharen standen die zurückgebliebenen oder inzwischen wiedergekehrten Einwohner der Stadt um das Viertel, in dem die deutschen Pioniere wirkten. Sie sahen die Wirklichkeit und erkannten, daß sie sich vom Deutschen ein falsches Bild gemacht hatten. Schon vor 500 Jahren hatte Rouen den Krieg kennengelernt, und ein Teil seiner Kathedrale war ihm zum

Opfer gefallen. Damals aber waren es keine deutschen, sondern englische Soldaten gewesen, die im hundertjährigen Krieg sengend und brennend durch das schöne Nordfrankreich zogen. Gerade Rouen weiß sich ihres Wirkens gut zu erinnern, denn hier wurde die Jungfrau von Orléans hingerichtet, die ihr Volk gegen den englischen Erzfeind aufrief. Nicht weit von der Kathedrale, auf dem alten Markt, erhebt sich ihr Standbild, und eine Tafel daneben verkündet, daß sie am 30. Mai 1431 hier verbrannt und ihre Asche in die nahe Seine geworfen wurde.

Und wieder kamen die Engländer nach Rouen. Angeblich als Freunde und Bundesgenossen. Schilder und Aufschriften in englischer Sprache zeugen von ihrem Aufenthalt. Im Schaufenster eines Schuhgeschäfts hängt noch ein großes Plakat: „Welcome to the English soldiers!“ — ein Willkommen den englischen Soldaten. Rouen ist froh, daß sie wieder weg sind. Sie gebärdeten sich wie die Herren, aber als ihre Waffenhilfe dann nötig gewesen wäre, packten sie rechtzeitig ihre Sachen und verschwanden.

Das Kriegserlebnis von Thomson und Squent

Die große Straße von Rouen nach Paris liegt hie und da noch unter feindlichem Artilleriefeuer, und des Nachts versuchen englische Bomber, dort ihre Eier abzuwerfen, um den deutschen Vormarsch ein wenig zu stören. Die Sache ist nicht weiter aufregend; man gewöhnt sich an alles. Aber wenn man ein Quartier zum Schlafen sucht, rückt man gern etwas ab von der großen Straße, weil es sich in den stillen Orten an ihrem Rande sicherer und besser schläft. Ohne ein paar Einschläge findet man ja kaum Schlaf, sie gehören bei uns dazu, wie beim Müller das Klappern seiner Mühle. Aber abseits der Straße tritt eine andere Frage hinzu: sind zwischen den Vormarschstraßen noch versprengte feindliche Kräfte, die in der Dämmerung einen Melder beschießen, einen Weg verminen oder auch nur einem einzelnen Kraftfahrer gefährlich werden können? Man sieht sich also sein Quartier genau an, und die Umgebung erst recht. Kleine Waldstücke werden von versprengten Truppen bevorzugt, außerdem Hecken, einzelne Scheunen, Strohdiemen.

Wir bezogen als Quartier ein einsames Bauernhaus in der Nähe der Vormarschstraße. Der Bauer war Soldat, die Frau mit dem Kinde aus Angst geflohen. Es war ihr gesagt worden, daß die Deutschen die Frauen französischer Soldaten besonders schlecht behandeln. Ein alter Bauer erklärte uns das alles weinend, aber es war leicht, ihn zu beruhigen. Er schlachtete uns selbst ein paar Hühner und schaffte Milch heran. Aber bevor wir diesem Angebot nähertraten, sahen wir uns erst einmal die Umgebung an. Ein kleines Hölzchen mußte einigen englischen Soldaten zum Unterschlupf gedient haben, denn wir fanden dort Spuren eines größeren Lagers und Konservendosen. Außerdem Eierhandgranaten. Sie wurden unschädlich gemacht. Vorsichtig wurden die umliegenden Strohdiemen abgesucht. Es war aber nichts zu finden. Trotzdem wurden die Fahrzeugwachen verstärkt, und die Waffen blieben wie immer schußbereit an den Matratzen stehen.

Vor dem Hof lag ein Roggenfeld. Zufällig stehen wir in der Dämmerung an diesem Feld, während ein Aufklärer in tiefem Flug über uns seinem Horst entgegenzieht. Da erklingen plötzlich in dem Roggenfeld auf englisch die angstvollen Worte: „Laufen! Ein deutscher Flieger!" Wir sehen uns an und müssen lachen. Aber im nächsten Augenblick brüllen wir unser Halt, und es klingt die Aufforderung hinterher, sich sofort zu ergeben und herauszukommen. Wir halten die Waffen

schußfertig. Ohne Mützen und ohne Gewehr treten zwei Engländer heraus. Sie erheben die Hände zum Zeichen, daß sie sich gefangen geben. Erste Frage: Sind noch mehr Engländer da? — Nein. Wir glauben es natürlich nicht. Vorsichtig kämmen wir den Roggen durch und finden die Waffen und ein Lager. Keine Spuren weisen auf weitere feindliche Soldaten.

Wir nehmen die beiden Engländer erst einmal mit auf den Hof. Sie sind vollkommen ermattet und behaupten, sieben Tage vor uns hergelaufen zu sein ohne Essen, ohne Decken, ohne Trinken. Sie bitten um etwas zu trinken. Natürlich bekommen sie es. Sie fragen sofort, ob sie erschossen werden. Der eine sieht angstvoll auf mein Jagdmesser in der Hosennaht, „to kill English soldiers?“ Er meint, es sei im wesentlichen dazu da, englische Soldaten umzubringen. Ich sage, daß er nicht solch einen Unsinn reden solle. Bei der Untersuchung der Taschen finden wir grüne Getreideähren und Holzäpfel. Davon hätten sie vier Tage gelebt, sagen die Gefangenen. Einmal hätten sie sich da drüben in den Hof getraut und die Frau um Milch gebeten. Aber sie hätte nichts gegeben und sie hinausgejagt. „Die Franzosen sind nicht gut auf uns zu sprechen!“ Wir glauben das gerne und wissen ja auch warum.

Die beiden Männer sehen schlecht aus. Fahl, eingefallen, mit endlosen Bartstoppeln. Gepäck besitzen sie nicht. Nur ihre Waffen. Dazu ein paar Sachen in den Taschen. Es hat keinen Zweck, sie jetzt auszufragen. Sie bekommen erst einmal etwas Anständiges zu essen und Milch zu trinken. Einen Rasierapparat finden wir im Bauernhaus. Jetzt können sie sich waschen und rasieren.

Da kommt der alte Bauer wieder auf den Hof. Er sieht die Engländer, spuckt verächtlich aus und sagt: „Was sollen sie auf meines Sohnes Hof? Es sind Engländer! Ich hasse die Engländer!“ In umfangreicher Rede erklärt er dann, daß sein Sohn für die Engländer kämpfen müsse, anstatt hier sein gutes Feld zu bestellen. Daß seine Schwiegertochter Tag und Nacht weine und gräßliche Flüche auf die Engländer ausstieße. Aber wir erklären ihm, daß man sich an wehrlosen Gefangenen nicht vergeht. Er schüttelt ohne Verständnis den Kopf: „Les soldats allemands sont très corrects!“ Dann geht er und murmelt unverständliche Worte.

Wir fragen die Gefangenen sehr vorsichtig aus, denn oft reden sie uns aus unbegründeter Angst nach dem Munde. Der kleinere ist Glaser in Winchester, der größere Arbeiter in London. Der Glaser ist begeisterter Fußballspieler, der andere hat die typisch englische Liebe zur See, konnte aber aus irgendeinem Grunde nicht Seemann werden. Beide sind Reservisten. Der größere, Thomson, hat fünf Jahre in England und in Ostafrika gedient. Er ist Unteroffizier. Verheiratet, drei Kinder. Squent ist Junggeselle und braucht sein Geld „for football“. Im August wurden beide eingezogen. Sie kamen zur Infanterie und standen vier Wochen in Ausbildung, als der Krieg ausbrach. Ob sie gerne in den Krieg gegangen seien? Der Glaser sagte nein. Er hat gute Arbeit gehabt. Thomson zuckt abermals die Achseln.

Er ist arbeitslos und hat gedacht, daß er mit der Kriegsabfindung vielleicht Taxichauffeur werden könnte. Arbeitslos? Fünf Jahre Soldat für England und arbeitslos? Yes. Drei Kinder und arbeitslos? Yes, seit drei Jahren.

Im September sind die beiden nach Frankreich gekommen. Dort haben sie geschippt. In Dieppe sind sie verladen worden, und die Reservisten haben an den Zug geschrieben, daß sie nach Berlin gingen. Sie sind aber erst an die Somme gegangen und haben dort wieder geschippt. Nein, mit den Franzosen haben sie sich nicht vertragen. Sie waren in ihren Truppenteilen auch immer sehr scharf getrennt. Als der deutsche Vormarsch begann, kamen sie vom Departement Somme in das Departement Seine. Wieder in ein Lager. Es war ein großes Lager mit mindestens zwei Regimentern, mit großer Küche, Kantine, Kasino und einer Musikkapelle. Sie hatten wieder geschippt und Feldbefestigungen gebaut, Minen gelegt, Häuser zu Festungen gemacht.

Eines Nachmittags — sie waren gerade eingerückt und hatten Befehl gehabt, sich marschfertig zu machen — hatten sie erfahren, daß die Deutschen schon an der Seine sind, und daß sie eingesetzt würden. Da hatte es plötzlich gebrummt, die Soldaten hatten geschrien: „Laufen! Deutsche Flieger!“ Aber es war schon zu spät — plötzlich war die Hölle los! Die Luft war erfüllt mit Toben und Knattern. Dreck, Splitter, Erde, Steine flogen herum, und der Luftdruck hat sie auf die Erde geworfen, noch ehe sie sich des versahen. Dort haben sie gelegen. Aber es hat nicht aufgehört, das furchtbare Ungewitter. Da haben sie einfach ihre Waffen gegriffen und sind gelaufen, gelaufen und weiter nichts. Am nächsten Tage erst waren sie zum Lager zurückgegangen. Es war leer und zerstört. Nicht einmal die vielen Toten waren beerdigt worden. In der Nähe der Straße haben sie Kampflärm gehört, aber sie waren schon hinter den deutschen Spitzen und hatten keinen Anschluß mehr an die englische Truppe gefunden. Da haben sie sich verborgen. Sie hätten auch allein kämpfen und sterben wollen, jawohl. Aber vor Fliegern seien sie gelaufen. Immer nur gelaufen.

Das ist also die Geschichte von Thomson und Squent. Es ist ihnen gesagt worden, und sie haben es nach der jahrelangen Lügenkanonade auch geglaubt, daß die Deutschen keine Gefangenen machten, daß sie sie nicht ernähren könnten, und daß sie in ihrem Haß alles niederschießen würden. Darum fragen sie auch besorgt, was mit ihnen geschieht. Nun, sie kommen in ein Gefangenenlager. Nach Deutschland? Jawohl, nach Deutschland. Oh, da sind keine deutschen Bomber! Das ist die einzige Beruhigungspille, die sie ihren völlig verpfuschten Nerven geben können.

Wir bringen die Gefangenen zu einem Infanteriestabe. Dort sind noch mehr. Aber ehe sie gehen, treten sie erleichtert an uns heran und sagen: „Danke sehr! Besten Dank für anständige Behandlung.“ Sie sagten „anständige“. Und wir fühlten, daß ein Alp von ihnen genommen war. Und innerlich befreit gingen Thomson und Squent nach Deutschland...

Die »Gespensterdivision« stößt bis zum Meer vor

I.

Unsere Division, die von den Franzosen und Engländern „Gespensterdivision" genannt wird, weil sie stets dort auftaucht, wo sie nicht vermutet wird, stößt vor. Die Richtung ist von Rouen auf die Küste. Die Panzer haben die Spitze. Sie bahnen den Kradschützen und den Schützenregimentern den Weg. Mit einem Tempo geht es vorwärts, das wir noch von der ersten großen Offensive quer durch Belgien, durch die Maginotlinie bis weit hinter Arras, kennen. Diese Schnelligkeit haben wir aber auch in dem zweiten Abschnitt unseres Angriffs über die Somme bis zur Seine beibehalten.

Oft genug hat unsere Panzerdivision flüchtende französische und englische Kolonnen überholt, sie vom Gros abgeschnitten und vernichtet. Die Straßen, die wir vormarschierten, zeugen vom Angriffsgeist dieser Truppe.

Der Vormarsch rollt. Aus den Feldern rechts und links des Weges kommen einzelne Franzosen. Schon lange haben sie ihre Waffen fortgeworfen, sie heben die Hände hoch und ergeben sich, wir haben keine Zeit, sie zu sammeln. Wir zeigen ihnen schnell die Richtung, die sie zurückzugehen haben. So trotten dann Franzosen, aber auch Engländer, mit gesenkten Köpfen unseren Vormarschweg zurück, für sie der Weg in die Gefangenschaft. Durch Wälder, über wogende Getreidefelder, auf asphaltierten Straßen und über Feldwege ziehen unsere Kolonnen. Rechts und links liegen die französischen und englischen Kraftwagen, die unsere Panzer noch erwischt haben. Explodierte Munitionskolonnen, ausgebrannte Kraftstoffwagen, zertrümmerte Omnibusse und zerfetzte Panzer.

Da entdecken wir rechts von uns in 2000 Meter Höhe einen Fesselballon. Beim nahen Hinsehen ist es nur ein abgetriebener Sperrballon, dessen langes Seil sich in eine Hochspannungsleitung verwickelt hat. Einige kurze Feuerstöße der Flak, eine helle Flamme, der Ballon schrumpft zusammen. Nur eine schwarze Rauchwolke bleibt übrig, wir rollen weiter.

Da meldet der Panzerspähwagen, der an der Spitze unseres Schützenregiments marschiert, eine feindliche Kolonne auf dem Rückmarsch. Es ist eine Abteilung englischer Artillerie. Das marschierende Schützenregiment teilt sich. Ein

Teil umgeht den Gegner rechts, der andere links. Dann beginnt der Feuerzauber. Der Feind ist so überrascht, daß er nicht mehr zum Widerstand fähig ist. In knapp zehn Minuten ist die ganze Abteilung zusammengeschossen. Mit lautem Knall explodieren die Munitionswagen. Die Zugmaschinen kippen mit den Geschützen in die Straßengräben. In wilder Panik versuchen die Engländer nach links und rechts auszubrechen, doch unsere MGs halten sie unter Feuer. Was noch am Leben ist, ergibt sich. Zwölf 15-Zentimeter-Geschütze und eine ganze Menge noch brauchbarer Lastkraftwagen sind die Beute. Der Abteilungskommandeur, ein Oberst, tritt den Weg in die Gefangenschaft an.

Die beiden ausgeschwärmten Kolonnen vereinigen sich auf der Straße wieder zu einer Marschsäule. Doch kaum sind sie drei Kilometer gefahren, da wiederholt sich das gleiche Schauspiel. Diesmal ist es eine englische Munitionskolonne von rund 30 Fahrzeugen. Sie wird ebenfalls aufgerieben. Wir haben einige englische Offiziere auf unsere Wagen genommen, der Rest der Gefangenen trottet genau so wie die Franzosen die Straße entlang, zurück, um dort von der Feldgendarmerie in Gefangenenlager gebracht zu werden. Der englische Offizier auf meinem Wagen schaut dauernd nach rechts und links. Als ich ihn frage, warum er denn so eifrig Ausschau halte, berichtete er mir, daß er unsere Kampftaktik für eine „Story" gehalten hätte. Heute müsse er einsehen, daß diese „Story" doch Wahrheit sei. Er sehe zur Seite, um festzustellen, ob nicht rechts und links der Straße französische und englische Truppen marschierten, die wir bei unserem Vormarsch überholten.

70 Kilometer sind wir heute marschiert. 70 Kilometer Marsch und Kampf. Schon an der Luft spüren wir, daß die See nicht mehr weit sein kann. Die Aufklärungsabteilung wird vorgeschickt, um zu erkunden, was vor uns liegt. Nun stehen wir ostwärts von F. auf dem Steilufer des Kanals. Vor uns liegt die See. Wir machen links um und marschieren weiter auf F. zu. Die Stadt selbst liegt in einer Senke, nur hoch oben auf dem Ufer steht die Lotsenstation, und dahinter ragen die Trümmer einer französischen Marinestation empor. Zusammen mit uns marschieren vier 2-cm-Geschütze der Flak.

Die Marinestation ist besetzt, wir bekommen auf nur kurze Entfernung starkes Artilleriefeuer. Im Nu hat die Artillerie ihr Geschütz in Stellung gebracht. Die leichten Maschinenwaffen beginnen zu feuern. Von halbrechts haben die Franzosen noch Maschinengewehre eingesetzt. Die Panzerwagen werden vorgezogen, die Männer sitzen ab. Mit MGs und Handgranaten gehen sie an den Feind heran. Ein Oberleutnant der Aufklärungsabteilung bringt mit vier seiner Leute die MGs zum Schweigen, während die Flak die Lotsenstation und das dahinterliegende Gebäude der französischen Marine befunkt. Der Gegner stellt sein Feuer ein, wir stoßen nach. Schon sitzen unsere MGs dort, von woher noch vor zehn Minuten der Gegner mit seinen MGs unseren Angriff zu hemmen versuchte. Die Flak macht Stellungswechsel vorwärts. Zusammen mit dem Oberleutnant der Aufklärungs-

Befestigungen der Vimy-Höhe aus dem Weltkrieg

Im alten Kampfgelände von Verdun

Schwerer deutscher Mörser vor dem Fort de Maulde

Fernsprechbautrupp bei Pont St. Vincent

abteilung dringt sie in die Artilleriestellung ein. Vier fest lafettierte Schiffsgeschütze mit unendlich viel Munition werden genommen.

Im gleichen Augenblick, in dem die Marinestation besetzt wird, entdecken wir auf eine Entfernung von rund einem Kilometer, wie sich tief unter uns um die Mole von F. ein französischer Zerstörer schiebt.

In fliegender Hast machen die 2-Zentimeter-Geschütze der Flak den Stellungswechsel, in Sekundenschnelle werden die ersten Feuerstöße gegeben. Sie sitzen haargenau. Die Geschütze jagen aus den Rohren, was nur herausgeht. Der Franzose antwortet, doch sein Feuer wird schwächer, ein Geschütz nach dem anderen fällt aus. Wie ein weidwundes Tier dreht der Zerstörer ab und sucht sein Heil in der Flucht. Während sich das Kriegsschiff langsam in den Dunst über dem Wasser verzieht, hören wir in der Luft ein Summen, das stärker, immer stärker wird. Es sind deutsche Stukas. Nach wenigen Minuten dröhnen unsere Ohren, die Stukas haben mit Bomben den Franzosen angegriffen. Wir können es nicht mehr sehen, daß er getroffen worden ist, doch als die Stukas zurückkehren, wissen wir, daß dieser Gegner vernichtet worden ist.

II.

Ein diesiggrauer Morgen liegt über der französischen Kanalküste. Er kommt den Engländern sehr zu statten. Im Schutze dieses natürlichen Nebels versuchen sie, auf zahlreichen Transportschiffen die Reste ihrer geschlagenen Divisionen nach England hinüberzuretten. Unweit von St. Valéry, das etwa 40 Kilometer westlich von Dieppe liegt, soll die Einschiffung vor sich gehen.

Es ist kein Angriffswetter für unsere Stukas. Aber die fetten Happen lassen sich die deutschen Truppen dennoch nicht entgehen. Geht es nicht aus der Luft, dann wird es eben vom Land aus gemacht.

Es ist ein Tag voll wechselnder Ereignisse. Noch bis zur zehnten Morgenstunde wird auf beiden Seiten heftig gekämpft. Es scheint, als ob es dem Gegner gelänge, dem deutschen Angriff zu trotzen. Da ist es wiederum der deutsche General, der Kommandeur jener Panzerdivision, der die Franzosen und Engländer den Namen „Gespensterdivision" gegeben haben, der durch sein persönliches Beispiel die Truppe mitreißt und so den Angriff sieghaft nach vorn trägt. Noch vor seinen Panzern und seinen Schützenregimentern fährt der General, kurz vor dem entscheidenden Angriff, der nach der soeben beendeten Artillerievorbereitung ansetzen soll, im offenen Kübelwagen in die Stadt St. Valéry ein. Steinbrocken zusammengeschossener Häuser, verkohlte, noch glimmende Balken versperren die Straße. Überall kracht es noch von Einschlägen, und die scharfen Knalle explodierender Muni-

tionsvorräte werden laut. Der General stößt bis hart an den Marktplatz vor und ruft den englischen Soldaten, die alle eiligst den Weg zum Hafen zu nehmen versuchen, ein paar Worte zu.

Endlich bleibt einer von den Tommies stehen und kommt heran. Der General fordert ihn auf, zu seinem englischen General zu gehen und diesem zu sagen, jeder weitere Widerstand sei nutzlos. Die Stadt sei von deutschen Truppen umschlossen.

Zur gleichen Minute nähern sich die Spitzengruppen der angreifenden deutschen Schützenregimenter den Ortseingängen. Teilweise wird noch heftig geschossen, vor allem aus den Kellern und Häusern heraus.

Nach einer Viertelstunde kommt ein Kurieroffizier des englischen Generals an. Seine erste neugierige Frage an den deutschen Ordonnanzoffizier ist die nach dem Alter des deutschen Generals. Wenige Minuten später kommt der englische General selber. Nun stehen sie sich auf wenige Schritte gegenüber, der deutsche Divisionskommandeur, der Mann mit dem Pour le mérite und dem Ritterkreuz, mit dem straffen, jugendfrischen Soldatengesicht, und der lange, grauhaarige englische General.

Zum erstenmal sehen sie sich von Angesicht zu Angesicht, die beiden Divisionskommandeure, die seit 14 Tagen miteinander die Klingen kreuzen. Der eine von ihnen Angreifer und rücksichtsloser Draufgänger vom ersten Tage des Krieges ab, der andere verfolgt, immer im Rückzug, immer wieder aufs neue geschlagen, und nunmehr, hart an der Küste, die beides bedeuten könnte, Rettung oder Untergang, das Schicksal der Gefangenschaft vor Augen.

Kein Muskel zuckt in beider Gesicht, schweigsam legen sie die Hand an den Mützenrand, dann nimmt der englische General die Weisungen zum Abtransport seiner Truppen in die Gefangenschaft entgegen.

Kamerad bis zum letzten

Artilleriestellungen und rückwärtige Truppenbewegungen des Feindes waren die Angriffsziele unserer Kampfgruppe. Bis zur Marne sind wir geflogen und haben über den geschichtlichen Schlachtfeldern des Weltkrieges unsere Bomben fallen lassen. Die Bombenklappen sind nun wieder geschlossen. Wir fliegen zu unserem Heimathafen zurück. Jeder ist mitgenommen von diesem Tag. Seit den frühesten Morgenstunden sitzen die Flugzeugführer am Steuer, die Beobachter franzen und werfen Bomben, die Funker sitzen am Gerät und halten außerdem Ausschau nach feindlichen Jägern. Plötzlich schießt feindliche Flak. Um uns tanzen die schwarzen und gelben Rauchwölkchen, oft weit hinter dem Verband, dann auch wieder verflucht nahe. Hellwach sind die Flugzeugführer. Sie weichen geschickt den Schußlagen aus, wissen aus langer Erfahrung, wo etwa die nächste Folge krepieren wird.

Schon haben wir alle diese alltägliche Begrüßung vergessen, als plötzlich der Funker einer Besatzung durchruft, daß sein Flugzeugführer verwundet sei und wahrscheinlich notlanden müsse. Es ist der linke Kettenhund der letzten Kette unserer Staffel. Nach einigen Minuten kommt ein zweiter Ruf durch, daß der Flugzeugführer doch noch in der Lage sei, bis zum Flugplatz durchzuhalten. Eine leichte Verwundung, so denkt jeder. Sofort kommt der Befehl zurück, den Platz des Kettenführers einzunehmen, um so von den anderen Maschinen gegen feindliche Jagdangriffe geschützt werden zu können.

Landung. Vor uns schwebt der ‚Kurfürst' an, landet als erste Maschine, setzt normal auf dem Boden auf. Nichts läßt darauf schließen, daß sich in dieser Maschine ein Stück Heldentum abgespielt hat. Krankenwagen und Sanitäter eilen herbei. Noch steigt Unteroffizier X. allein aus der Maschine, steht vor den Männern, leicht gestützt von den Kameraden — dann klappt er zusammen. Um den Hals einen blutigen Verband. Uniformrock und Kombination mit Blut verschmiert, kreideweiß im Gesicht, so sehen wir ihn. Quer durch den Hals ist ihm ein Geschoßsplitter geschlagen, ist im Nacken bis zur Haut durchgedrungen und ragt mit der Spitze heraus. Kein Wort, kein Schmerzenslaut kommt über diese zusammengebissenen bleichen Lippen, als er auf der Bahre liegt und der Arzt mit Schere und Pinzette arbeitet.

10*

Vom Beobachter erfahren wir indessen, was sich in der ‚Kurfürst' ereignete, wie Unteroffizier X. die Maschine und seine drei Kameraden rettete:

Plötzlich ein splitternder Klang in der Kabine, ein Krachen. Ich schau aus meiner knienden Stellung auf. Ein Blutstrahl spritzt mir entgegen. Unteroffizier X. ist am Halse getroffen. Die Sonnenbrille ist zerschmettert. Die scharfen Kanten haben sich rings um die Augen ins Fleisch eingegraben.

„Aussteigen!" brüllt er.

Der Bordmechaniker greift bereits zum Notgriff, um das Kabinenverdeck abzuwerfen. Da ruft X. mit verzerrtem Lächeln uns zu: „Es geht wieder!"

Während seine Hände krampfhaft das Steuer halten, um die Maschine wieder in Normallage zu bringen, reiße ich ein Verbandpäckchen auf und binde die getroffene Arterie ab. Rot färbt sich der Verband. Das Blut sickert durch, beschmiert die Kombination und die Uniform. Ein zweites Päckchen vermag endlich den Blutstrom zu stillen. Ich versuche das Steuer zu ergreifen, doch er wehrt ab, fühlt sich stark genug weiterzufliegen. Auf meinen Notizblock schreibe ich groß und deutlich, daß er nicht sprechen soll. Er versteht. Ich schreibe ihm auch auf, daß wir die Stelle des Kettenführers einnehmen sollen.

Wir wissen in diesen bangen Minuten, welch übermenschliche Leistung er vollbringt, wenn wir ab und zu ein röchelndes Stöhnen vernehmen. An die Kommandeurmaschine lasse ich durchgehen, daß wir zuerst landen, um keinen Zeitverlust eintreten zu lassen und den Platz für uns allein zu haben.

Wie wird diese Landung werden? Der Unteroffizier will trotzdem noch im Verbande landen, doch ich kann ihn bewegen, als erster aufzusetzen. Genau so sicher und geübt wie sonst fängt er die Maschine ab, schwebt sie aus, setzt auf, rollt über den Boden. Schmerz erfüllt das Gesicht, als das Flugzeug auf dem harten Boden mehrmals aufspringt. Instinktiv scheint er alle Griffe halbwach getan zu haben, so scheint es uns. In Wirklichkeit war es die größte Willensanstrengung, die ein Mensch in solch einer Situation aufbringen kann.

Dann sackt er nach dem Ausrollen in sich zusammen. Er konnte uns und die Maschine noch retten, dann war es aus mit seinen Kräften. Kamerad bis zum letzten!

Auf den Straßen des Schreckens

Wir kommen eben von einem Weg zurück, der über das Schlachtfeld von Nordfrankreich führt, über die Straßen, auf denen sich die Angriffe der deutschen motorisierten Einheiten abspielten. Wir kamen dabei durch viele Orte, deren Namen uns noch aus dem Weltkrieg geläufig sind, waren also in Laon oder in Cambrai, sind die Wege nach St. Quentin und zur Somme gefahren; ein anderes Erlebnis als am Vortag, als wir noch zwischen Valenciennes und Maubeuge waren, dort, wo die deutsche Artillerie die letzten Werke des Feindes erledigte. Dort, wo die Front plötzlich eine Stoßrichtung nach Norden hatte, die dem aus Belgien zurückflutenden Feind den Weg nach Süden, den Weg nach dem Innern Frankreichs verlegte. Über Hunderte von Kilometern hinweg von diesen Schlachtfeldern an der belgisch-französischen Grenze ging unser mühsamer Weg, vorbei an vorwärts drängenden deutschen Kolonnen unter dem Schutz der immer wieder nach Westen und Südwesten brummenden deutschen Geschwader. Wir sahen auf dieser Fahrt die Straßen des Schreckens, die Wege der Verzweiflung. Kein Bild, kein Film wird das bis zum letzten schildern können, was hier ist. Kilometer über Kilometer weit sind diese Straßen im Norden Frankreichs eingesäumt von den Trümmern eines zerstörten Heeres. Die deutsche Panzerwaffe schlug und schoß hier die Bresche durch das ganze Land hindurch; zerfetzte Kampfwagen, Kraftfahrzeuge, Fuhrwerke, Menschen und Tiere. Wenn man die Trümmer an den Straßenrändern sieht, dann erkennt man die Größe des deutschen Erfolges. Es sind schon gewaltige Truppenmengen, die der Feind hier heranführen wollte, um dem deutschen Vormarsch zur Küste einen Riegel vorzuschieben. Auf allen möglichen Fahrzeugen sollte die Masse nach vorn gebracht werden, der Riesenomnibus aus Paris liegt hier neben einem Reisewagen, neben dem requirierten Lastwagen, neben Privatfahrzeugen und Fuhrwerken, dazu der französische Kampfwagen, das Fahrzeug des Heeresparks der Pioniere, die Kolonnen der Munitionswagen, des Verpflegungsnachschubs und der Reserven. Hier drängte eine in aller Eile herangeworfene Truppe nach Norden und Osten, um den Deutschen den Weg zu verlegen; sie marschierte in die Feuerschlünde der deutschen Panzerwaffe hinein. Die Nase der zerbeulten, zerschossenen, umgeworfenen, ausgebrannten Fahrzeuge des Feindes zeigte zum größten Teil noch nach Osten, man war also im vollsten Vormarsch, als das deutsche

Panzerungewitter hereinbrach. Einige müssen versucht haben, noch im letzten Augenblick mit aller Kraft über Äcker und Wiesengelände zu entkommen, aber auch da faßte sie die Kanone unserer Panzer; andere wurden auf einem seitlich gelegenen Parkplatz überrascht und zu Schrot geschossen. Wieder andere wurden in Seitenwegen doch noch erwischt, und was noch fahren konnte, mußte im Chaos der eigenen durcheinander gebrachten Kolonnen sich festgefahren haben. Kein Bild, noch einmal sagt man es, wird es je restlos zeigen können, weil erst im ungeheuerlichen Ablauf der grauenvollen Bilder der letzte Beweis für die Größe und Stärke der deutschen Panzerwaffe liegt. Erst zählten wir die Fahrzeuge, bei 200 gaben wir es auf, dann zählten wir nur noch die zerschossenen und liegengebliebenen Kampfwagen der Franzosen, und bei 200 gaben wir es wieder auf. Dann schätzten wir nur noch die Zahlen, und wir gaben es gleichfalls auf. Schließlich zählten wir nur noch die Kilometer an Straßen, die trümmerumsäumt sich vor uns dehnten. Sieben Kilometer Trümmerfeld, kurze freie Strecke, vier Kilometer Trümmer, kurze freie Strecke, elf Kilometer Trümmer und so fort und so weiter und so fort. Am Straßenrand lagert eine Gruppe Gefangener, sie sitzen auf eigenen prallgefüllten Munitionskisten, deren Zahl hier eine Million ist. Nur zögernd lassen sie sich in ein Gespräch ziehen, und dann sagen sie, das haben sie nicht gewußt, das hat man ihnen nicht gesagt, daß die deutschen Panzer so furchtbar sind, daß die Stukas so entsetzlich sind, man hat sie getäuscht, und dann stieren sie wieder vor sich hin. Man hat sie getäuscht. Gute Soldaten, die ihre Pflicht taten, und die doch scheiterten an der Wucht des deutschen Angriffs, der in Stunden und Tagen Gebiete bewältigte, um die im Weltkrieg Hekatomben von Blut Meter um Meter geflossen sind.

Verdun

Unsere Stoßtrupps, die am Westufer der Maas von Samogneux aus gegen Verdun vorgehen, machen an der Höhe vor Vacherauville Halt. Über dem Talkessel vor uns liegen starke dunkle Qualmwolken, wie mit dem Messer abgeschnitten von dem darunter sich breitenden Nebel, der das brennende Verdun verhüllt. Heute muß die Festungsstadt in unsere Hand fallen.

Noch verteidigen starke Forts den Zugang, aber Riesenbrände dort drüben zeigen an, daß Verdun reif ist zum Fall. Von der Höhe 344 in unserem Rücken, die im Weltkrieg nie zu nehmen war, kommt ein kalter Wind herangefegt. Er streift über alte Drahthindernisse, verrostete Helme, zerbrochene Waffen von damals, über die großen Kriegerfriedhöfe mit ihren langen Kreuzreihen, wo die Gefallenen des großen Krieges ruhen, der jetzt erst seinen siegreichen Abschluß findet.

Die drei Leutnants bei uns mit dem schwarzweißroten Band des Eisernen Kreuzes haben sich kurz besprochen. Die Trupps teilen sich. Der eine biegt links ab zur Kalten Erde, der andere geht vor auf Bras. Es geht über alte, nun mit Gras und Brombeeren bewachsene Trichter, vorüber an den hellen Kieshügeln alter Stellungen. Aus dem rechten Abschnitt hallen unaufhörlich Abschüsse unserer schweren Batterien. Bei uns ist's noch immer ruhig. Späher gehen in ein Wäldchen halblinks vor. Inzwischen verteilen sich die übrigen Männer — Infanteristen und Pioniere — im Gebüsch um die verwachsenen Trichter. Die kurze Marschpause wird ausgefüllt mit den neuesten Frontschnurren, z. B. der Geschichte von dem unbewaffneten Generalstabsmajor, der gestern im Wald am Toten Mann sechzig Franzosen fing. Kommißlatein! Die Leutnants schwören auf die Richtigkeit, und die Vögel in den Kirschbäumen zwitschern dazu wie im tiefsten Frieden. Jenseits des Höhenzuges aber vor uns raucht Verdun.

Die Pioniere brechen auf, Leinwandsäcke mit Handgranaten, Sprengbüchsen und anderes umgehängt. Gleichmäßig rauschen die Füße durch das hohe Gras. Frische Granatlöcher werden umgangen, abgeknickte Kirschbäume und Birken übersprungen. Deckung bietet notfalls das Maikäfergehölz linker Hand. Auf der Höhe dabei wird eine feindliche Beobachtungsstelle vermutet. Davor muß das Panzerfort liegen, das gestern nachmittag die Vormarschstraße schwer mit Feuer belegte. Wir blicken gebannt auf die blauschwarze Wand, die sich jetzt über der Festung

Verdun erhebt; in das Dunkel über der Stadt schäumen gelegentlich weiße Sprengwolken.

Da kracht es über die Maas herüber. Am Toten Mann stehen immer noch feindliche Geschütze, heulend ziehen die Granaten ihre unsichtbaren Bogen über uns, hellgelb blitzt das Mündungsfeuer auf. Dröhnend hallen die Einschläge im Tannenwald hinter uns, schwarze Erdfontänen wirbeln empor. Unsere eigene Artillerie belegt die Pfefferberge kurz vor uns. Späher kehren zurück. Einige Gefangene. Durch die Sperre von Feldsteinen und Drahthindernissen gehen wir nach Vacherauville hinein. Der Ort scheint unbesetzt. Ein sterbender Schimmel auf schwankenden Beinen empfängt uns.

Noch neun Kilometer bis Verdun. Fliegerdeckung! Der bewachsene Hügel neben uns nimmt uns auf. Ein Blick auf die Karte: vor uns im Gelände verstreute kleine Kampfanlagen, rechts und links auf den Höhen feste Werkgruppen und ausgebaute Forts. Wird es gelingen? Gefangene erzählten gestern abend, daß nur noch schwache Besatzungen vorhanden seien. Das entspricht unserer Annahme, daß sich Teile der aus der Maginotlinie herausgezogenen Festungsbrigaden hier in hinhaltendem Widerstand allmählich zurückziehen.

Das Fort links oben wird aufmerksam. Fahrkolonnen beginnen sich schon einige Kilometer hinter uns auf der Straße vorzuschieben. Plötzlich erfolgt ein Feuerüberfall, daß uns der Atem stockt. In unser Dorf, neben unsere Anmarschstraße und in das vor uns liegende Dorf Bras fegen die Granaten, krachen in die vom Feind vorher zur Erschwerung unseres Vormarsches angesteckten Häuser. Rußige Fontänen spritzen hoch. Nun in Deckung, wenn welche zu finden ist! Glatt liegen wir da, es ist eine wilde Nervenprobe. Hallt es hell, atmen wir, brummt es tief, also nahe, stocken die Lungen.

Ein Teil des Zuges bricht in einer kurzen Feuerpause auf, unbemerkt von den übrigen. Tapfere Panzerjäger rollen im gleichen Augenblick vorbei, während drei Kilometer rechts in der Flanke schwere MGs des Gegners aus sicheren Stellungen heraus ihr grimmiges Lied anstimmen. Wenige Infanteriegeschütze halten sie stundenlang im Schach. Ein Kraftwagen rollt durch den Artilleriebeschuß. Er kommt von der Côte de Talu, von der gestern ein Bataillon des hier kämpfenden Regiments vier feindliche Batterien verjagte. Im Kraftwagen steht der Infanteriekommandeur, das Kommandoziel vor den Augen, die nichts von den Granaten sehen, sondern nur noch Verdun vor uns. Hinter ihm rücken Teile des I. Bataillons heran, erreichen die Stoßtrupps und gehen vor.

Das sind Soldaten: aus der Marschbewegung, nach rund 40 Kilometern Marsch, gestern eingesetzt und ohne Müdigkeit übergegangen zum Angriff, erst auf die Kalte Erde, den wichtigen Schlüsselpunkt, dann heute im Morgengrauen Samogneux nehmend, und nun abermals aus der Verfolgung des fliehenden Gegners zum Angriff übergehend. Der Franzose hält dieses Tempo nicht aus. Die letzte

nächtliche Verfolgung war wieder so schnell — so erzählt uns später ein französischer Capitaine —, daß keine planmäßige Verteidigung mehr eingerichtet werden konnte. Der Kompanietrupp der 14. Kompanie leistete eine derart glänzende Aufklärung, daß das Regiment als Spitzenregiment, das I. Bataillon als erstes Bataillon der Armee immer schneller auf das Ziel losstürmen kann.

Die Zusammenarbeit mit der Faust des Regiments, dem Führer der schweren Waffen, klappt hervorragend. Kaum sind die ersten Trupps vor, hört man schon das Wiehern der Gäule vor den Infanteriegeschützen.

Die Feuerüberfälle von links werden jetzt auf den Nachschubweg gelenkt. Endlich wird die Vorstadt Belleville, verteidigt hinter schweren Drahthindernissen und Barrikaden aus Fässern und Wagen, Balken und Felsgestein, erreicht. Die Spitzenkompanie verteilt sich geschickt. Handgranaten und schwere Waffen des Regiments erledigen, was noch nicht von unserer Artillerie zerhauen ist. Noch immer feuert das Fort Belleville, aber an der Spitze seines Bataillons rückt der Kommandeur in die zwischen Gärten und Parkgrün gelegene Vorstadt, und damit in Verdun ein. Zielbewußt wird, während endlich draußen die Forts schweigen, der Weg zur Zitadelle eingeschlagen, abermals vorbei an langen Reihen von Weltkriegsgräbern.

Seit 12 Uhr 30 weht auf der zum Schluß kaum noch verteidigten Zitadelle von Verdun die Flagge des Reichs. Unten auf den großen Hotels werden jetzt langsam die Trikoloren eingezogen. Am Südrand der Stadt wütet ein großer Brand; er hat die von uns den ganzen Morgen über beobachteten Qualmschwaden hochgesandt; anscheinend Tankanlagen. In einzelnen Häusern springen kleine, hell knatternde Flammen auf und verzehren unheimlich schnell alles innerhalb der Mauern.

Es wird Abend. Der Divisionskommandeur steht unterhalb der Zitadelle. Der General blickt nachdenklich auf die grünen Wasser der Maas, die von den Trümmern sämtlicher Stadtbrücken erfüllt ist. Ein einfacher Fahrermantel verdeckt die roten Kragenspiegel. Er befiehlt schnelle Fortsetzung des Vorgehens. Auf allen Fahrstraßen ziehen jetzt in vier Kolonnen nebeneinander die siegreichen Divisionen in schnellstem Tempo weiter nach Süden.

15 Landser gegen 15 Panzer

Unser Feldwebel ist ein Kerl, der den Teufel nicht fürchtet. Ich traf ihn heute beim Übergang über die Loire. Wir saßen eine Weile am Ufer und ließen in Gedanken noch einmal die Erlebnisse der letzten Tage an uns vorüberrollen. Aisne — Marne — Seine — Loire. Jeder dieser Namen umschließt für uns gewaltige Erlebnisse, Stunden, die niemals mehr ausgelöscht werden können.

Heute morgen erhielt unser Feldwebel das EK II und das EK I zugleich, gewiß eine außergewöhnliche Auszeichnung. Aber so war auch die Leistung, die er mit seinen Männern vollbrachte, ungewöhnlich.

Die Ungetüme der modernen Panzerwaffe haben auf den Gegner eine starke moralische Wirkung, ganz abgesehen von ihrer Stoß- und Feuerkraft. Das haben wir in diesen Tagen erlebt, als wir unsere Panzerdivisionen auf ihrem Vormarsch begleiten durften. Ganze Kompanien ergaben sich unter dem Eindruck der anrollenden Panzer. Der Ruf „Deutsche Panzer kommen" genügte, um feindliche Bataillone und Regimenter zur Auflösung zu bringen. Eine kaum zu beschreibende Panikstimmung pflanzte sich fort von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, die auf dem Vormarschwege unserer Panzerdivisionen lagen. Auch die Franzosen haben — besser gesagt hatten Panzer, graue Stahlkolosse, die sie mit großen Hoffnungen in den Kampf schickten. Da unsere Panzerjäger den Teufel nicht fürchten, so reißen sie erst recht nicht vor ein paar feindlichen Panzern aus, auch dann noch nicht, wenn auf jeden Mann ein feindlicher Panzer kommt.

Unser Feldwebel ist also ein Panzerjäger. Seine erste große Begegnung hatte er mit feindlichen Panzern am Chemin des Dames, der im heldenmütigen Ansturm am 6. Juni erobert wurde. Mit drei Panzerabwehrkanonen war er eingesetzt, als plötzlich von vorn der Warnruf kam: „Feindliche Panzer!" Keinen Meter ging der Feldwebel mit seinen Geschützen zurück. Im Gegenteil! Er zeigte dem Gegner sofort, daß er es hier mit unerschrockenen Panzerjägern zu tun hatte, und siehe da: Zwei von den sieben angreifenden Stahlkolossen blieben schon beim ersten Streich auf der Strecke.

Die erste Runde hatte unser Feldwebel mit seinen 14 Leuten gewonnen. Der Gegner setzte zum zweiten Anlauf an. Die Panzerjäger machten Stellungswechsel, wurden dabei von drei feindlichen Maschinengewehren überfallen und

verloren eines der drei Geschütze. Sieben Mann vom Geschütz 3 wurden verwundet.

So begann der Kampf von neuem. Zäh und verbissen kämpfte unser Feldwebel mit dem Rest seiner Männer. Schuß auf Schuß wurde dem Gegner aus den beiden Rohren entgegengejagt. Und fünf Panzer hauchten ihr Leben aus. Zerschlagen, kampfunfähig lagen sie nach harter Schlacht im Gelände, verwundet, zermürbt, geschlagen ergaben sich die feindlichen Panzerschützen.

Das war am Chemin des Dames. Vier Tage später hatte der Feldwebel wieder mit zwei Panzerabwehrgeschützen die zweite Begegnung mit feindlichen Panzern, diesmal waren es gar acht, die sich zum Kampf stellten. Der Übergang über die Marne mußte erzwungen werden. Diesseits des schicksalsschweren Stromes kämpfte der Feldwebel mit seinen Leuten. Da sah er sich in nächster Entfernung zwei feindlichen Panzern gegenüber. Sofort gingen die grauen Stahlkolosse zum Angriff über, und unsere deutschen Panzerjäger waren nicht wenig erstaunt, als noch sechs andere dahinter auftauchten. Nur ruhig Blut und gut gezielt! Und das Erstaunliche gelang!

Zwei Panzerabwehrkanonen hielten acht feindliche Panzer in Schach.

So groß muß das Entsetzen der Franzosen darüber gewesen sein, daß sie den Kampf aufgaben; denn inzwischen war auch die Brücke über die Marne gesprengt worden, die dem Gegner vielleicht noch eine Flucht ermöglicht hätte. Wieder war unser Feldwebel mit seinen tapferen Leuten Sieger geblieben über einen Gegner, der im Augenblick haushoch überlegen war. Aber nicht das Material und die Anzahl der Kanonen entscheidet den Kampf, sondern die Herzen und der Wille zum Sieg.

Er und seine Panzerjäger aber wissen seither, daß auch Stahlkolosse nicht unbezwingbar sind.

Über den Rhein nach Kolmar

Gegenüber der Ruine Limburg, unweit des oberrheinischen Ortes Sasbach, lag bis zum 15. Juni der Abschnitt „Limbourg-Süd" der französischen Maginotlinie. Heute, kaum 48 Stunden nach dem tollkühnen Übergang unserer Pioniere über den Rhein, liegt bereits wohlverankert in den reißenden Fluten des von starken Regenfällen angeschwollenen Stromes eine für schwerste Lasten gebaute Pontonbrücke, über die lückenlos die Truppen aller Waffengattungen des Heeres sich ins Elsaß ergießen.

In stürmischem Vorwärtsdringen ist bereits am ersten Tage der Rhein-Rhone-Kanal überschritten und nach hartem Kampf tags darauf das leicht zu verteidigende schwierige Sumpfgelände der Ill erreicht worden. Auch hier wurde der sich teilweise hartnäckig wehrende Feind bald geworfen, und am Nachmittag des 17. Juni hat die Spitze schon Kolmar, die alte deutsche Stadt, erreicht.

Die Truppen, die seit vielen Monaten mit großer Ungeduld den Tag des Befehls zum Angriff erwarteten, haben seit dem 10. Mai ihrer Stunde entgegengefiebert und bei den Siegesnachrichten aus Holland, Belgien und Nordfrankreich nur die eine Sorge gekannt, daß sie für große Entscheidungen zu spät kommen könnten, daß bis zu ihrem Eingreifen den Armeen des Feindes bereits das Rückgrat gebrochen sei. Ein Wunderwerk an fein eingespielter Organisation ließ die über das herrliche Badener Land verteilten Einheiten die Bergstraßen des Schwarzwaldes herniederrollen in die Rheinebene, um sich dort zum Angriff bereitzustellen. Der Übergang über den Rhein mit Sturmbooten im Angesicht der mächtigen Befestigungen und Bunker des Feindes war ein tollkühnes Husarenstück unserer Pioniere und der sie unterstützenden leichten und schweren Waffen.

Während am 17. Juni die Brücken über die Ill geschlagen werden und dadurch der Vormarsch um wenige Stunden aufgehalten wird, unternehmen wir einen Gang durch die Bunkerlinie gegenüber der Ruine Limburg.

Wir entdecken zwischen den deutschen Fahrzeugen einige nagelneue französische Lastkraftwagen, vollbepackt mit Truppenmaterial aller Art, und der Fahrer eines Wagens versichert uns mit einem Hinweis auf den Kilometerzähler stolz, daß dieses Fahrzeug unter seiner Lenkung schon mehr Kilometer zurückgelegt hat als unter der seines französischen Vorgängers. Zwischen den doppelten Drahtverhauen führt ein schmaler Weg stromabwärts zu einem riesigen Betonwerk, durch dessen Schießscharten noch Rauch aus der Tiefe quillt, während bereits auf dem oberen

Sockel ein Flakgeschütz zum Schutz des Nachschubs in Stellung gegangen ist. Der Zustand des Bunkers kündet von der militärischen Leistung jenes Stoßtrupps, der ihn gestürmt hat.

Die meterdicke Stirnwand ist in direktem Schuß in etwa zwei Meter Breite völlig zertrümmert worden. Treppe liegt neben Treppe, und die dicken Eisenstäbe ragen verbogen wie schwacher Draht aus den Durchbrüchen. Die drei Zentimeter starke, von innen fest verschraubte Eisentür wurde durch eine ungeheure Sprengladung in Fetzen zerrissen, und im Innern bietet sich uns ein chaotisches Bild. Telephonleitungen hängen wirr durcheinander, die Rohre der Lüftungsanlage sind durchlöchert und durch den Luftdruck von den Wänden gerissen, denn in einem Raum nebenan ist ein Munitionslager in die Luft gegangen. Durch die geborstene Decke tropft Regenwasser ins Innere. Es ist so heiß, daß wir zuerst erschrocken die Hand zurückziehen. Dreißig Stunden dauerte es, bis der Bunker ausgebrannt war, und bis heute ist der glühend heiß gewordene Beton noch nicht wieder ausgekühlt.

Neben dem eigentlichen Kampfbunker, in dessen Räumen die geborstenen Waffen unter Trümmern begraben liegen, kommen wir durch einen Laufgang in die unterirdischen „Wohnräume", die unversehrt geblieben sind. Wir finden aneinander anschließend zwei Küchen mit Einrichtung und reichen Vorräten. Für die Bunkerbesatzung gab es kein Feldküchenessen. Man empfing die Lebensmittel in natura. In den Nischen stehen zwei große Herde mit je zwei Kochöffnungen. Wir finden Weißbrot, Konserven, Wein, rohes Fleisch, Würste und Kannen voll Milch, die inzwischen sauer geworden ist. Alles liegt sehr unordentlich durcheinander, doch ist der Schmutz nicht etwa eine Folge der furchtbaren Beschießung. Auf einem langen Tisch stehen noch die Reste des Frühstücks vom 15. Juni. Die Teilnehmer an diesem Mahl ahnten nicht, daß kurz darauf der deutsche Angriff beginnen würde, dem in diesem Abschnitt die gesamte Bunkerlinie innerhalb zweier Stunden zum Opfer fiel.

Wir sprechen einen Pionierfeldwebel, der an jenem Morgen einen in Sturmbooten übersetzenden Stoßtrupp angeführt hat. Sein Trupp allein hat vier Bunker mit Handgranaten und Sprengladungen unschädlich gemacht, einen mehr, als im Angriffsbefehl vorgesehen war, und den Großteil der Besatzung gefangengenommen. Aus ihren Bunkern sind freilich wenige nach hinten entkommen. Etwas abseits hat man die Toten für die Bestattung bereitgelegt und mit Zeltbahnen zugedeckt.

Als der Abend an diesem regenschweren Junitag vorzeitig hereinbricht, sind die Brücken über die Ill fertiggestellt, und wieder folgt die Oberrheinarmee dem mürbe gewordenen Gegner in zügigem Vormarsch. Über aufgeweichte Feldwege und durch tiefe Regenlöcher strebt die Infanterie den Vogesen zu, deren nahe Berge heute von tiefen Wolken verhangen sind. Der strömende Regen rinnt vom Stahlhelm über die umgehängte Zeltplane, aber kein Unwetter, keine Müdigkeit und keine Strapaze vermögen den unwiderstehlichen Drang nach vorn zu lähmen.

Straßburg ist unser!

Straßburg ist gefallen. Auf dem Münsterturm Erwin von Steinbachs weht die deutsche Fahne. Nach dem Fall von Kolmar und Schlettstadt unternahm am 19. Juni eine schnelle Kampfgruppe die Aufgabe, von Süden her in raschem Vorpreschen gegen Straßburg vorzugehen. Wo sich noch feindlicher Widerstand zeigen würde, sollte er mit schnellem Zugriff gebrochen werden. Die Spitze erreichte den Stadtrand von Straßburg, ohne auf den Feind zu stoßen. Die Brücken über zwei Arme der Ill waren gesprengt. Das hemmte das weitere Vorgehen der motorisierten Einheiten. Der Führer der Kampfgruppe, ein General, ließ sich kurzerhand mit seinem Adjutanten über den Fluß setzen und fuhr mit dem Krad stadteinwärts mit dem Entschluß, durch persönliche Aufforderung die kampflose Übergabe der Stadt durchzusetzen. Durch die völlig ausgestorbenen Straßen der Stadt suchten die beiden den Weg zum Polizeipräsidium, bis sie schließlich zwei vereinzelte Zivilisten trafen, die sie dorthin wiesen. Vor dem Gebäude trafen sie den Polizeipräsidenten und den Kommandanten der Straßburger Polizei. Der Polizeipräsident nahm die Aufforderung zur Übergabe der Stadt entgegen und bestätigte sie durch ein vom Präfekten unterzeichnetes Schreiben. Der Präfekt selber hatte Straßburg bereits Tage zuvor verlassen. Die Übergabe erfolgte um 12 Uhr 20 deutscher Zeit.

Da aus den Bunkern am Rhein kurz zuvor noch geschossen worden war und die Werke ostwärts der Stadt noch besetzt schienen, ließ der General durch die nun seiner Befehlsgewalt unterstellte Straßburger Polizei die dort liegenden Besatzungen verständigen, daß sie innerhalb von zwei Stunden die Waffen niederzulegen hätten; die Stadt sei in deutscher Hand und der deutsche Kommandant entschlossen, jeden Widerstand niederzukämpfen. Die Bunkerbesatzungen räumten darauf das Feld.

Inzwischen hatten die am Stadtrand wartenden deutschen Truppen den Einmarsch angetreten. Die einzelnen Abteilungen wetteiferten darin, als erste das Innere der Stadt zu erreichen. Die motorisierten schweren und leichten Flakbatterien waren wegen der an allen Stadteingängen gründlich zerstörten Brücken und Straßen diesmal im Nachteil, ein Radfahrerzug traf als erste deutsche Truppe am Münsterplatz in Straßburg ein. Ein Feldwebel des Zuges, der Sohn eines 1918

aus Straßburg vertriebenen Postrates, hißte um 14 Uhr 20 auf der obersten Münsterturmspitze die Hakenkreuzflagge.

Die Straßen Straßburgs sind noch völlig ausgestorben. Überall sind die Fensterläden geschlossen. Vor den Schaufenstern und Warenhäusern und um das Münster sind Sandsäcke und Schutzmauern gegen Fliegerbomben aufgerichtet. Bis in die engen Straßen der Altstadt macht sich der muffige Geruch aus den seit vielen Monaten ungelüfteten Wohnräumen bemerkbar. Zeitungsaushänge und Maueranschläge stammen noch aus der Zeit der Augusttage des vorigen Jahres; nur an einigen Stellen sieht man als Verlautbarung aus jüngster Zeit den letzten Verzweiflungsaufruf Reynauds angeschlagen. Auch er ist inzwischen überholt. Von den 180 000 Einwohnern der Stadt sind nur etwa 300 geblieben, die als Polizei, Feuerwehr, Luftschutz und Hilfsdienst in dem großen Stadtbereich Aufgaben genug zu erfüllen hatten. Die französische Besatzung hat vor ihrem Abmarsch außer den Rhein- und Illbrücken auch das große Elektrizitätswerk der Stadt durch Sprengung zerstört und die gesamte Strom- und Wasserversorgung lahmgelegt. In zahlreichen in der Nähe der Sprengstellen gelegenen Wohnungen sind sämtliche Fensterscheiben zertrümmert und die Fensterläden aus den Angeln gerissen worden. Auch der im Innern dieser Wohnungen angerichtete Schaden muß erheblich sein.

Wo immer wir beim Einmarsch in die fast menschenleere Stadt auf einen Elsässer trafen, wurden wir mit Herzlichkeit begrüßt. Nicht nur die Alten, die ihre Weltkriegserinnerungen im deutschen Heer hervorkramten, schüttelten uns die Hand. Auf offener Straße mußten wir Elsässer Wein probieren, und in dem einzigen geöffneten Gasthaus Straßburgs durfte an diesem festlichen Tag kein deutscher Soldat sein Bier bezahlen. Die Einheimischen zeigten uns voll Stolz die stattlichen breiten Straßen und Plätze und die engen traulichen Spitzweggassen ihrer im Lied besungenen „wunderschönen Stadt", die so typisch deutsch sind wie in Nürnberg oder Köln oder Hildesheim, wenn die Franzosen auch die alten deutschen Straßennamen umgetauft haben. Aus der biederen Spießgasse machten sie eine „rue des hellebardes". Mitten durch die Stadt zieht sich ein breiter Straßenzug, der den Namen „rue du 22 novembre" trägt. Sie dient dem Gedächtnis an den Einmarsch der alliierten Truppen am 22. November 1918. Wir denken unwillkürlich zurück, wie es damals war, und mit einemmal wird uns erst die ganze Tragweite des heutigen Tages bewußt. Der 19. Juni 1940 hat die Schmach von damals ausgelöscht.

Reiter stürmen durch Frankreich

Als vor einigen Tagen die Spitzen der deutschen Verfolgungskolonnen sich Saumur näherten, als die demoralisierten Reste der an Somme und Seine geschlagenen französischen Divisionen, ohne haltzumachen, über die Loirebrücke fluteten und der Bürgermeister Saumur zu einer offenen Stadt erklären wollte, verhinderte der Kommandant der Kavallerieschule diese Absicht und setzte mit seinen eineinhalbtausend Kadetten, Fähnrichen und Kavallerieschülern die Stadt in Verteidigungszustand. Unmittelbar vor den ersten deutschen Stoßtrupps flog die Loirebrücke in die Luft. Und dann knallte es aus allen Häusern des Südufers, knallte es westlich und ostwärts der Stadt in einer Ausdehnung von mehreren Kilometern, knallte es von allen umbuschten Kuppen und sonstigen natürlichen Bastionen des Höhenzuges, dessen weißer Kreidefels jäh in Steilabbrüchen in die Stromniederung abfällt. Mit Maschinengewehren, mit Paks, mit Granatwerfern wehrten sich die Fähnriche und Kadetten der französischen Kavallerieschule hartnäckig eine ganze Nacht und einen halben Tag, schlugen sie sich verzweifelt in einer hoffnungslosen Lage, während rechts und links von ihnen schon das Chaos des Zusammenbruchs herrschte. Selbst das deutsche Artilleriefeuer konnte diesen auch vom Gegner gern anerkannten tapferen Widerstand nicht lähmen. Sobald es nur einen Augenblick schwieg, ratterten drüben wieder die französischen Maschinengewehre. Sie verzögerten den deutschen Übergang über den Strom erheblich, konnten ihn freilich auf die Dauer nicht verhindern. Als hart westlich Saumur und ein Dutzend Kilometer weiter östlich deutsche Brückenköpfe gebildet waren, räumte der Franzose schließlich die Stadt. Es war zwar nicht ganz so gekommen, wie zwei in der ersten Kampfphase gefangene Fähnriche glaubten, als sie mit etwas zuviel gallischer Pathetik erklärten: „Es hat in Spanien einen Alkazar gegeben, es wird in Frankreich ein Saumur geben.“ Immerhin bleibt das mutige Ausharren der Saumurer Kavallerieschüler auf verlorenem Posten, auch wenn es höchstens 18 Stunden dauerte, ein rühmliches Verhalten, dem die angreifende deutsche Division ihre Anerkennung nicht versagte. Nicht zuletzt vielleicht aus einer gewissen Waffenverwandtschaft heraus, denn auch die deutschen Angreifer waren Reiter. Die deutsche Division, die Saumur eroberte, war eine Kavalleriedivision.

Am 13. Juni stand die Division noch nördlich der Seine, etwa 20 Kilometer



Das Antlitz des Krieges

Fesselballon

Pioniere stellen gesprengte Eisenbahnbrücke wieder her

westlich Paris, dort, wo Oise und Seine sich vereinigen. Ungeduldig harrten die Reiter des Befehls, der auch ihnen den Übergang über den Strom freigab. Endlich am 13. Juni kam er. Westlich Meulan setzten die ersten Reiter auf Floßsäcken über. Unter starker Gegenwirkung französischer Artillerie gelang die Bildung eines kleinen Brückenkopfes, der dann langsam erweitert wurde. Eine richtige Brücke konnte allerdings nicht geschlagen werden; es fehlte der Division hierzu an ausreichendem Material. Sie ging daher am 13. und an den beiden folgenden Tagen auf Fähren und Schlauchbooten — die Pferde schwimmend — über den Strom. Auch der gesamte Troß setzte auf solche Weise über. Nur die schweren motorisierten Fahrzeuge benutzten eine weiter stromab gelegene Brücke. So mancher Pionier oder Reiter hat in diesen drei Tagen durchgehend 24 Stunden gerudert. Dabei spielte sich der Übergang anfangs unter einer nicht geringen feindlichen Gegenwirkung ab, die erst gebrochen werden mußte. Die Art des Übersetzens bedingte schließlich einen Zeitverlust, der von den Männern der Division um so bitterer empfunden wurde, als die über regelrechte Brücken übergehenden Nachbarverbände inzwischen schon weit Raum nach Süden gewonnen hatten.

Alle empfanden es daher wie eine Erlösung, als am 16. Juni, nach vollständiger Versammlung der Division auf dem südlichen Seineufer, zur Verfolgung des Gegners angetreten werden konnte. Verfolgung! Eine ideale Aufgabe für eine Kavalleriedivision, die nicht nur schnell, sondern auch fähig ist, jedes Gelände zu überwinden. Stürmisch stoßen die Reiterregimenter und Radfahrbataillone nun nach Süden vor. Die großen Forste um Rambouillet, den Sommersitz des Präsidenten der französischen Republik, sind rasch durchschritten. Doch bei Maintenon, einem kleinen mittelalterlichen Landstädtchen im Tal der Eure, gleichen Namens wie eine Geliebte des „Sonnenkönigs", hat sich der Gegner zu neuem Widerstand gestellt. Beinahe wäre der Ic der Division, der zur Erkundung der Eurebrücken im Kraftwagen vorgefahren war, in ein Senegalesenbataillon hineingerumpelt, das nun in der bekannten hinterhältigen Art afrikanischen Buschkrieges den Kampf aufnimmt. Der Anblick einiger hingemeuchelter Angehöriger deutscher Spähtrupps bringt das Blut der Reiter zum Kochen. Bald sind die Schwarzen über den Haufen geworfen. Aber noch lange knallt es hinter Hecken und Büschen hervor, greifen sich tot oder verwundet stellende Senegalesen zum Gewehr, um ahnungslosen Landsern in den Rücken zu schießen. Auch nach Überwinden des Eurelaufes kommt es zu neuen Kämpfen mit farbigen Franzosen. Beim Stellungswechsel wird eine Batterie von Negern angegriffen. Wie der Blitz protzt sie ab, feuert aus nächster Nähe auf die in dichten Massen vorstürzenden Schwarzen, pflügt blutige Furchen durch die heulende Welle der Angreifer, von denen kein einziger die Geschütze erreicht. — Am Abend des 16. Juni nimmt die Division Chartres. Das Tagesziel ist erreicht.

In der Nacht zum 17. geht der Franzose in Gewaltmärschen nach Süden zurück. Deutsche Reiterspähtrupps bleiben ihm unermüdlich auf den Fersen. Einem

von diesen gelingt eine besonders kühne Tat. Nur sechs Reiter hat der Leutnant, der ihn führt, bei sich und außerdem ein Beuteauto. Als er sich einem Dorfe nähert, sieht er, wie sich dort mehrere Kompanien Senegalesen, aus dem Dorf heraustretend, zum Angriff gegen eine ahnungslos weiter ostwärts voranmarschierende Kavallerieabteilung anschicken. Kurz entschlossen setzt sich der Leutnant in das Beuteauto, fährt einfach in die Schwarzen hinein, die ihn zunächst mit heftigem, wenn auch schlecht gezieltem Feuer empfangen, dann aber plötzlich zaghaft werden, als der deutsche Offizier sie anherrscht und ihnen zuruft, sie sollten sich ergeben, sie seien umzingelt, jeder Widerstand sei zwecklos. Auch die französischen Offiziere sind konsterniert. Nicht ohne Reiz ist es zu hören, daß der Bataillonskommandeur in dieser Situation einen „Kriegsrat" einberuft und über die Kapitulation abstimmen läßt. Dreizehn Offiziere sind dafür, nur einer dagegen, der freilich immer noch einigen Einfluß hat. Nur zögernd beginnen die Schwarzen die Waffen niederzulegen, und der Leutnant hat gegenüber 300 Senegalesen nur ganze sechs deutsche Reiter zur Hand. Doch konsequent und beharrlich setzt er seine Einschüchterungstaktik fort, schießt weiße Leuchtkugeln ab und läßt das kleine Funkgerät in seinem Wagen spielen. So meistert er schließlich die kitzlige Lage, bis deutsche Verstärkung herannaht und die Senegalesen nun sicher nach hinten abgeführt werden können.

Am 18. Juni steht wieder das Wort „Verfolgung" ganz groß im Kriegstagebuch der Division. Es gilt, die Loire zu erreichen, womöglich gleichzeitig mit dem weichenden Gegner die Brücken zu betreten und so deren Sprengung zu verhindern. Die wenigen motorisierten Kräfte der Division werden vorausgeschickt. So dicht es nur geht, folgen ihnen die Schwadronen. Bei glühender Sonne und ätzendem Staub traben sie an diesem Tage an die hundert Kilometer. Auch an den vorangegangenen Tagen waren 70 Kilometer die normale Durchschnittsleistung, und was es heißt, aus den bereits ermüdeten Männern und Rossen noch weitere 100 Kilometer an einem Tage herauszuholen, das versteht kaum jemand, der selbst nicht Reiter war. Rastlos geht es vorwärts. Rastlos, aber keineswegs kampflos. Immer wieder versuchen versprengte Gruppen, Widerstand zu leisten. Dauert er auch nur wenige Viertelstunden, so bereitet er doch Aufenthalt. Einzelne Feindpanzer, die gelegentlich im Gelände auftauchen, werden treffsicher durch Pak und Artillerie erledigt. Rastlos strebt die Division nach Süden. Sie nimmt keine Rücksicht auf offene eigene Flanken. So erreicht die Division am späten Abend das Ziel des Tages, die Loire beiderseits Saumur. Dort freilich stößt sie auf die verzweifelte Gegenwehr der Fähnriche und Kadetten der französischen Kavallerieschule. Durch rasches Zupacken gelingt es den Reitern, sich der Brücke bei Port Boulet zu bemächtigen. Ein Sprengungsversuch der Franzosen mißglückt. Kämpfend überschreiten die ersten deutschen Schwadronen die Loire, verjagen den Gegner vom Südufer. Aber noch eine zweite Flußschranke ist zu überwinden: die Vienne, die zwischen Port Boulet und Saumur in die Loire mündet. Bei

Chinon führt eine feste Steinbrücke über den Fluß. Längst hat die Führung der Division deren Bedeutung erkannt. Rafft alles zusammen, was an rasch beweglichen Kräften vorhanden ist. Schickt es, was Motor und Pferdebeine hergeben, auf Chinon vor. Und wiederum glückt es, gleichzeitig mit dem fliehenden Feind die Brücke zu betreten. Die Sprengung ist vereitelt. Gleich jenseits der Brücke fällt eine auf Autobussen herangekarrte Abteilung französischer Kerntruppen, wiederum Kriegsschüler, diesmal aus der Schule St. Maixent, den deutschen Reitern in die Hände. Sie sollte den Übergang über die Vienne verhindern. Sie ist zu spät gekommen. Einige Minuten zu spät. Denn als die ersten Franzosen gerade ihre Fahrzeuge verlassen wollen, sind schon die Reiter da und nehmen sie in Empfang.

Mit der Inbesitznahme der beiden Brücken bei Port Boulet und Chinon hat die Kavalleriedivision einen ganz großen Erfolg erzielt. Sie hat der Armee zwei unversehrte Flußübergänge für ihr weiteres Vorstoßen nach Süden in die Hand gebracht, hat so der nachfolgenden Infanterie einen Weitermarsch ohne Verzögerung ermöglicht.

Am 21. Juni tritt die Division, nachdem sie sich auf dem Südufer der Loire versammelt hat, erneut zur Verfolgung an, vorerst ohne Widerstand zu finden. Auch das Städtchen Thouars, das sich mit seinen burgartigen, aus rohem Bruchstein gefügten, flachdachigen Häusern wie eine italienische Apenninenstadt terrassenförmig an einem beherrschenden Höhenrücken aufbaut, wird noch kampflos durchschritten. Dann freilich knallt es wieder aus Dörfern und Waldstücken. Zunächst schlägt sich der Gegner nicht schlecht. Gefangenenaussagen ergeben, daß es sich um Überreste der einstigen französischen Flanderndivisionen handelt. Heerestrümmer, die auf dem Umweg über England erst vor wenigen Tagen wieder nach Frankreich gelangten, dort Hals über Kopf zu neuen Bataillonen zusammengestellt, flüchtig mit Waffen ausgerüstet und ebenso überstürzt wieder an die Front geworfen wurden. Für einige Stunden schlägt sich dieser Gegner mutig. Für einige Stunden, aber nicht länger. Sobald die Artillerie der deutschen Kavalleriedivision aufmarschiert ist, sobald sie mit konzentrischem Feuer die feindlichen Widerstandsnester bearbeitet, kommt auch das letzte wieder verzweifelt mobil gemachte soldatische Strandgut der großen flandrischen Vernichtungsschlacht erneut ins Laufen.

Vorgestern, am 22. Juni, kämpfte der Gegner immerhin noch stellenweise. Gestern abend, als wir die deutsche Kavalleriedivision verließen, hatte sie kaum noch Berührung mit den nun schon südlich Parthenay zurückflutenden Franzosen. Es fiel kein Schuß mehr. Der Siegeszug unserer Reiter über Seine und Loire, jener Zug, dem der alte kavalleristische Impetus „Verfolgung! Verfolgung!“ sein Gepräge gab, erreichte damit sein Ende.

Auf schlichten Straßen

Wenn wir nach Hause kommen, dann wird man uns fragen: Wart ihr in Paris? Wir werden es verneinen müssen, wir waren nicht in Paris. — Und wart ihr oben am Meer, als sich der große Kessel in Flandern schloß? Auch da waren wir nicht. Wir haben weder Calais noch Le Havre, weder Verdun noch Compiègne genommen, wir waren nicht dabei, als der „Tote Mann" erstürmt wurde, und haben den Argonnerwald nicht gesehen. Wir sind an den großen Namen vorbeimarschiert und haben wie die in der Heimat nur am Rundfunk an diesen Geschehnissen teilgenommen.

Und doch haben wir gekämpft, manchmal verdammt hart und zähe. Unsere Marschstraße hat uns einen schlichten Weg entlanggeführt, einen Weg, der vorbei an den großen Namen des Weltkrieges führte, doch wir haben dafür neue Namen groß gemacht.

Ich muß schon zugeben, daß wir manchmal ein wenig neidisch auf unsere Kameraden waren. Zum Beispiel, als wir an der Aisne stehenblieben, während die anderen weiter nach Norden marschierten und in Flandern den Feind in die Zange nahmen. Wir lagen still an der Aisne und sicherten die Flanke, während die anderen große Taten vollbrachten. Gewiß war unsere Aufgabe ehrenvoll, und man hatte gerade uns hierher an die Aisne gestellt, weil hier zunächst nur ein sehr dünner Gürtel standzuhalten hatte und man uns zutraute, daß wir trotz geringer Zahl die Flanke hier decken würden. Während die großen Ereignisse in Flandern abrollten, geschah an unserer Südfront aber nicht viel. Wir taten nur unsere Pflicht, während die Taten der anderen die Welt erfüllten.

Dann traten wir wieder an. Am Westflügel unserer Südfront nahmen sie Le Havre, und das Zentrum nahm dann Paris. Unser rechter Nachbar marschierte durch den Wald von Compiègne, und unser linker Nachbar stürmte den „Toten Mann". Wir marschierten dazwischen die schlichte Straße. Wir kämpften jedoch an der Aisne auf Biegen oder Brechen, wir kämpften verbissen und blutig, wie wir vorher nicht einmal um den Maasübergang so schwer hatten kämpfen müssen.

Und jetzt geht es um den dritten großen Abschnitt des Kampfes im Westen. Jetzt sind unsere Kameraden gegen die Maginotlinie angetreten. Wir aber haben wieder den bescheidenen Platz im Rücken des Befestigungsgürtels, wir sind ein

Teil der Zange, die beim Aufrollen des französischen Befestigungsgürtels zupackt, aber wir sind an Verdun bereits vorbeimarschiert.

Obwohl wir aber nicht unter denen sind, die in Paris mit einmarschierten, hat unser Kommandierender General das Ritterkreuz bekommen, und schon das mag zeigen, daß unsere militärischen Aufgaben groß waren, und daß wir sie zu lösen wußten. Vieles in einem Krieg ist schlichte Arbeit, und von der großen Geschichte, die der Führer mit seinen Armeen macht, haben die einzelnen unter uns nur einen kleinen, schmalen Abschnitt vor sich, den Abschnitt, in dem wir kämpfen.

Es gibt oft Tage, ja ganze Wochen, in denen der Landser gar nicht einmal weiß, wie es um die „große Lage" steht. Er sieht nur die Straße vor sich, das Land rechts und links, er marschiert, kämpft und marschiert, schläft todmüde, solange er Zeit dazu hat, und marschiert weiter. Oft dringt bei dem Tempo unseres Vormarsches keine Nachricht mehr bis ganz nach vorn.

Der einzelne Soldat hat vor sich die Straße, die Division hat ihren Abschnitt, das Korps hat seinen etwas breiteren Streifen. Jeder aber marschiert den Weg, der ihm befohlen wird, mag er schwer sein oder leicht, schlicht oder ruhmvoll. Wohin der Weg morgen weiterführt, das weiß der Landser nicht, das weiß manchmal sogar nicht einmal sein Divisionsgeneral, das bringt am Abend der Befehl für den nächsten Tag. Wohin der Weg führt, das bestimmt der Führer, er allein.

Die Befehle des Führers aber werden ausgeführt, koste es, was es wolle, und wenn wir auch nicht wissen, wohin wir marschieren, so wissen wir doch, weiß es ein jeder, daß die Marschrichtung die richtige ist. Wenn unser Weg schwer ist, dann wissen wir, daß es sein muß. Wenn wir hart kämpfen müssen, dann wissen wir, daß es sein muß, und wissen, daß es wichtig ist, auch wenn wir nicht auf Paris marschieren.

Jeder erfüllt auf seinem Platz, auf seinem Marschweg und mit seiner Waffe, so gut er irgend kann, seine Pflicht, und wenn er vor sich auch nur seinen kleinen Abschnitt hat, so trägt er im Herzen doch das große Gefühl. Und auch der, der nicht in Paris mit einmarschierte, half mit, Geschichte zu machen.

Die Bezwingung der Maginotlinie

I.

Die Unbezwingbarkeit ihrer Maginotlinie war der unerschütterliche Glaubenssatz aller Franzosen. Hinter dieser Mauer aus Beton und Stahl fühlten sie sich sicher und glaubten daraufhin, es sich leisten zu können, Deutschland den Krieg zu erklären. Daß die Maginotlinie einmal zu einer Mausefalle für hunderttausende französischer Soldaten werden würde, das hat sich Frankreich niemals träumen lassen?

Wie war dieses Durchbruchswunder möglich? Mit unseren vorgehenden Truppen fahren wir in die geschlagene Bresche. Die Wege sind in guter Ordnung, man sieht aber überall die Spuren erbitterter Kämpfe: Tanksperren sind gesprengt, zerstörte Brücken durch Pioniere aufgebaut, überall am Rande liegen umgeschlagene Bäume, die als Hindernisse verwandt wurden, und rechts und links sieht man zerschossene Bunker. Aber alles bisher Gesehene war nur das Vorfeld der eigentlichen Maginotlinie, und erst jetzt kommen wir an die eigentliche Befestigung.

Das Verteidigungssystem ist raffiniert angelegt, und es erscheint tatsächlich als ein Wunder, daß diese Befestigungslinie in Stunden zerschlagen und überrannt wurde. Das ganze Gelände ist versumpft und mit moorigen Seen durchsetzt, oben auf den Höhen sieht man allein von diesem Punkt auf über 20 gewaltige Betonbunker, die mit MGs und Kanonen gespickt sind. Jetzt sind diese Bunker allerdings nur noch Trümmerhaufen.

An einer Waldecke treffen wir einen Hauptmann, der aus einem Fesselballon den Durchbruch genau verfolgen konnte und uns den Kampf schildert: Der Angriff begann in den frühen Morgenstunden und wurde durch Artilleriefeuer und zahlreiche Stukaangriffe eingeleitet. Unaufhörlich detonierten die genau gezielten Granaten und gewaltigen Bomben, und ein Bunker nach dem anderen stürzte zusammen. Nach dem Stukaangriff gingen die Pioniere und die Infanterie vor, um mit der blanken Waffe den letzten Widerstand zu brechen. Die Maginotlinie ist hier in großer Breite und in ihrer ganzen Tiefe durchstoßen, und jetzt ergießt sich der Strom unserer Truppen unaufhaltsam hinter das französische Verteidigungssystem.

Die anschauliche Schilderung hat uns mit dem Gelände vertraut gemacht, und wir dringen über Notbrücken und Stege tiefer in die durchschlagene Maginotlinie hinein. In der Ferne dröhnt das Artilleriefeuer, und man sieht überall, daß hier noch vor wenigen Stunden heftig gekämpft wurde. Rundherum liegen Gefallene, und mancher trägt eine verstaubte deutsche Uniform, denn der Durchbruch der Maginotlinie war kein Spaziergang. In einem Graben sehen wir vier gefallene Pioniere, ihr zerschossenes Schlauchboot liegt neben ihnen, und ihre Hände umkrallen Handgranaten, mit denen sie ohne Zaudern gegen eine der stärksten Befestigungsanlagen der Welt vorgegangen sind.

Ihr Einsatz hat diesen historischen Durchbruch erzwungen. Neben einem zertrümmerten Bunker liegt ein halbverbrännter deutscher Stuka. Wir erfahren, daß es das Flugzeug des Gruppenkommandeurs ist, das beim Angriff abstürzte. Der Funker, ein Feldwebel, wird von deutschen Infanteristen in einem Soldatengrab beigesetzt, während vier Flieger, die mit einem Auto angekommen sind, auf dem weiten Feld unter den herumliegenden Toten ihren Kommandeur suchen, der nicht neben dem Flugzeug lag. Der Tod ihres Kommandeurs geht den jungen Fliegern sehr nahe, sie können sich mit diesem Gedanken nicht vertraut machen und hoffen auf ein Wunder.

Dann klettern wir in die furchtbar zugerichteten Bunker. Tote Franzosen liegen neben den Schießscharten, und überall herrscht eine furchtbare Verwüstung. Verschiedene Bunker sind von oben durch Stukabomben durchschlagen und vernichtet worden. Neben einem Bunker liegen zwei tote Soldaten in polnischer Uniform, die sich wahrscheinlich aus der Weichselschlacht gerettet haben, um nun hier ein furchtbares Ende zu finden.

In einer anderen Stellung finden wir lange Turbantücher. Hier müssen Eingeborenentruppen gelegen haben, die aus Afrika geholt wurden, um die Niederlage Frankreichs zu verhindern. Jetzt sind sie gefangen.

Stunde um Stunde wandern wir durch dieses Ruinenfeld, das ehemals als eine unüberwindliche Verteidigungsanlage galt. Dem deutschen Angriff war sie nicht gewachsen.

II.

Ein nebelfeuchter Morgen dämmert über den lothringischen Wäldern herauf. Die Sonne müht sich, den Nebel niederzuschlagen. Es ist 7 Uhr morgens. Eine Wagenkolonne fährt durch ein Dorf, um einige gesprengte Brücken herum, querfeldein auf ein Waldstück zu und verschwindet darin. Dieser Wald verbirgt eines der schwersten Festungswerke der französischen Maginotlinie. Äußerlich ist nichts

anderes zu erkennen als eine Reihe harmloser Schießstände und einige Betonbuden. Findet man aber die Pfade zwischen Drahtverhau und Buschwerk, so steht man plötzlich vor schweren Betonklötzen, mächtigen Panzerwerken, die hier zu einer der größten Werkgruppen der ganzen Maginotlinie vereinigt sind.

Die Wagenkolonne biegt auf den Schießplatz ein. Eine Gruppe französischer Offiziere erwartet das deutsche Übergabekommando. Eine kurze Besprechung. Ein Schriftstück wird in deutscher und in französischer Sprache ausgefertigt: „Der Bataillonskommandeur Oberstleutnant V. erklärt auf Ehre, daß sämtliche Waffen im Werk B. in den Räumen geblieben sind."

Unter Führung der französischen Offiziere geht es in das Panzerwerk hinein. Zunächst durch eine dicke Stahltür, dann über eine verschiebbare Bodenplatte und wieder durch eine dicke Stahltür, ebenfalls mit MG-Schießscharten versehen. Nun eine Strecke an Sprengkammern vorbei, die dazu bestimmt waren, den Eingang völlig zuzusprengen, falls der Gegner doch einmal selbst durch die zweite Stahltür eingedrungen sein sollte.

Von ferne hört man das leise Surren der Motoren, die die ganze Anlage mit elektrischem Licht versorgen. Wir stehen vor einer Gruppe von Fahrstühlen, rechts langsame, schwere Lastenfahrstühle, daneben kleine Munitionsfahrstühle, und links ein geräumiger schneller Personenaufzug. 75 Meter geht es hinab in die Tiefe. Und hier unten tut sich ein Netz von kilometerlangen Gängen auf, durch elektrische Lampen erleuchtet. Eine elektrische Schnellbahn mit Mannschafts- und Gerätewagen steht zur Abfahrt bereit.

Nicht etwa niedergeschlagen oder bedrückt, sondern voller Stolz führen die französischen Offiziere das deutsche Übernahmekommando durch ihr Werk. Nicht ein Panzerwerk allein wird übergeben, sondern eine ganze Werkgruppe, in 75 Meter Tiefe verbunden durch kilometerlange Kanäle, durch die die elektrischen Bahnen sausen. Im 40-Kilometer-Tempo geht es von Panzerwerk zu Panzerwerk. Immer wieder heißt es umsteigen vom Zug in den Fahrstuhl, der uns in die Panzerkuppeln bringt. Drei oder vier von diesen aus mächtigen Betonklötzen herausragenden Stahlkuppeln gehören jeweils zu einem Werk. Die Hauptkuppel enthält die beiden Schnellfeuerkanonen, und zwar nicht nur vom Kaliber 7,5 Zentimeter, sondern auch Kaliber 10,5 Zentimeter, ja sogar 13,5 Zentimeter. Neben der Hauptkuppel liegen die Kuppeln mit den Zwillingsmaschinengewehren und die Beobachtungskuppeln, aus denen kleine Sehrohre emporragen, für den Fall der Notwendigkeit, die Sehschlitze, die wiederum Scherenfernrohre enthalten, zu schließen.

„Und nun führen Sie uns bitte die indirekte Geschützeinstellung vor." Die deutschen Übernahmeoffiziere sind zum Erstaunen der Franzosen selbst über technische Einzelheiten außerordentlich gut unterrichtet. Das Geschütz in der Panzerkuppel wird von dem zehn Meter tiefer als das Rohr sitzenden Kanonier indirekt

gerichtet. Er erhält vom Beobachter lediglich die Richtwerte angegeben und stellt danach von unten her das Geschütz ein, ohne den Gegner, den das Geschütz in direktem Schuß „anspricht", zu sehen. Und von der Zielgenauigkeit dieser Anlage haben unsere Soldaten manche Kostprobe erhalten. Im Hauptwerk sind ständig 400 Mann, in den Nebenwerken, die nicht alle unterirdisch mit dem Hauptwerk verbunden sind, weitere 250 Mann. Das Hauptwerk verfügt über Schnellfeuerkanonen verschiedener Kaliber, schwere Doppelmaschinengewehre und an den Scharten leichte Maschinengewehre. In den geräumigen, durch kilometerlange Tunnel von den Panzerwerken getrennten Munitionshauptlagern liegen noch große Mengen MG- und Artilleriemunition.

Außer den acht untereinander verbundenen Kampfblocks umfaßt das Werk noch, ebenfalls in 75 Meter Tiefe, große Kasernenanlagen, ein elektrisches Kraftwerk für die Fahrstühle, die Lichtanlage, die Ventilation und die Bahnen. Werkstätten ermöglichen das Beseitigen von Schäden. Für jedes MG und Geschütz in den Panzerkuppeln lagert unten ein Ersatzrohr, das schnellstens eingeschoben werden kann. Verschiedene Scharten sind so eingerichtet, daß das MG rasch beiseite geschoben und ein Schnellfeuergeschütz in die Scharte eingefahren werden kann.

Die Luft ist trotz der Lüftungsanlagen feucht und stickig. Der Boden in fast allen Räumen ist glitschig, vor allem in den Mannschaftsräumen und Kasernen. Strohsäcke, Decken, alles ist feucht und kalt. Seit zehn Monaten sitzen die Mannschaften hier in dieser Werkgruppe, in dieser Festung. Es gibt keine Ablösung. Der Kreis der Mannschaften, die diese Anlagen beherrschen, sollte möglichst klein gehalten werden. Wie erlöst sind sie alle, daß es nun endlich hinausgeht in die frische Luft.

Fachmännisch besehen sich unsere Pionieroffiziere das Werk. Sie überlegen, wie sie die Anlage gestürmt hätten. Sie außer Gefecht zu setzen wäre durchaus nicht unmöglich gewesen. Den Beweis hat unsere Wehrmacht ja an verschiedenen Stellen der Maginotlinie erbracht. Aber das Eindringen? Ja, das wäre noch eine harte Nuß gewesen, aber auch sie wäre geknackt worden.

Wie Orléans genommen wurde

Die Division lag im Raum um Melun. Vorstoß an die Loire heißt ihr nächstes Ziel. Die Vorausabteilung ist angetreten. Noch ist das vorläufige Ziel Pithiviers nicht erreicht, als Ströme von Flüchtlingen den vorbrechenden Kampffahrzeugen entgegenkommen. Nun müssen Kradschützen und Offiziere aller vorderen Teile in der Verkehrsregelung eingesetzt werden; denn die Straße muß frei werden, die Straße, die an die Loire führt. Die Massen von verängstigten Franzosen, größtenteils aus Paris, werden zur Seite gewiesen, und immer geht es dabei vorwärts.

Vor Pithiviers erhält die Vorausabteilung aus einem Waldstück Feuer. Es gilt den deutschen Soldaten, trifft aber die Flüchtlinge. Franzosen schießen auf Franzosen. Ihre nach kurzer Zeit erfolgte Gefangennahme zeigt, daß es Algerier sind. In Pithiviers kommt der deutschen Spitze eine französische Kompanie in Marschordnung, mit ihrem Kapitän an der Spitze, entgegen. Die deutschen Maschinengewehre sind schneller. Die Kompanie wird geschlossen gefangengenommen. Es gibt ein kurzes Halt.

Der Divisionskommandeur hat sich den Entschluß vorbehalten, was nach Erreichung des vorläufigen Zieles geschehen soll. Der General ist nun bei seiner Vorausabteilung und übersieht die Lage. Es zeigt sich, daß die französische Armee einer immer wachsenden Desorganisation zutreibt. Die Gefangenenzahlen sind in dauerndem Anschwellen. Weiße und farbige Franzosen kommen von links und rechts der Straße. Sie kommen aus Gehöften und Waldstücken, sie sind ohne Führung und ohne genaue Lagekenntnis. Sie fühlen nur, daß ihr Kämpfen sinnlos ist.

Angesichts dieser Verhältnisse entschließt sich der General, mit der Vorausabteilung nach Orléans vorzustoßen und zu versuchen, die Brücken über die Loire im Handstreich zu nehmen.

Schon hat die Anzahl der Gefangenen die Zahl 2000 überschritten, und immer noch nimmt der Strom zu. Immer noch ist die Straße vollgestopft mit Fahrzeugen der Flüchtlinge aus Paris. Unsere Männer haben nur den einen Gedanken: Orléans zu erreichen und die Brücken vor der Sprengung zu sichern.

Ein kampfkräftiger Spähtrupp unter Führung eines Leutnants wird mit einem Flugzeugabwehrgeschütz, drei Panzerabwehrkanonen und einem MG nach vorn

geschickt. Die Überraschung der Franzosen am Eingang von Orléans, als plötzlich durch ihre Reihen deutsche Soldaten brausen, ist groß. Aber noch sind Offiziere unter ihnen, die zum Kampf treiben. Hinter dem Spähtrupp entsteht eine wilde Schießerei, die erst von der nachfolgenden Vorausabteilung durch rücksichtsloses Niederkämpfen unterbunden wird.

Während so die Truppe auf zwei Straßen vorwärtsstürmt und die eine Brücke restlos zerstört vorfindet, kommt dem anderen Teil auf der Brücke ein Soldat mit einer gelben Fahne entgegen. Zunächst erweckt es den Eindruck, als handele es sich um einen Parlamentär. Aber der Schein trügt; es ist ein junger Leutnant, der mit seinen drei Schützen das Südufer der Loire erreicht hat und schon einen kleinen Brückenkopf bildete. Völlig unversehrt kommt die Eisenbahnbrücke in deutschen Besitz. In letzter Minute gelang es dem Offizier, die schon brennende Zündschnur durchzuschneiden. 750 Kilogramm französische Sprengmunition bauten die Pioniere aus.

Das ist aber nur ein Teil der Aufgaben der Vorausabteilung, wenn auch der wichtigste. Am Abend wird ein Funkspruch aufgenommen, daß Teile der französischen Armee, weit über Divisionsstärke, aus allen Richtungen auf Orléans vorstoßen. Die Infanterieregimenter unserer Division aber konnten nicht rechtzeitig herankommen. Etwa 60 Kilometer sind die vordersten Teile der Division noch von Orléans entfernt, wo sich die Vorausabteilung zur Verteidigung einrichtet.

Vor sich aus versucht die Abteilung, eine Verbindung nach rückwärts zur Division herzustellen. Der Versuch mißlingt. Eine französische Division hat sich zwischen Vorausabteilung und Division geschoben. Unterdessen sind unsere Truppen nicht müßig gewesen. Die Straße wird durch motorisierte Artillerieverbände gesichert, und die Männer der B-Abteilung greifen in den Infanteriekampf ein, um die Kameraden, die an der Loire stehen und während der Nacht Orléans gegen einen überlegenen Feind verteidigt haben, in ihrer Mitte Tausende von Gefangenen bewachend, herauszuhauen. Am späten Vormittag gelingt es der Aufklärungsabteilung durchzustoßen.

Der Feind hat vergebens mehrere Male versucht, die feste Brücke von der Masse der Division bis zur Vorausabteilung anzugreifen. Das Band, das deutsche Soldaten bilden, hat sich als stärker erwiesen. Die Division hat ihre Vorausabteilung herausgeholt.

Hinter der Loire

Ich wußte noch nicht, daß sie ihn den Solo-Meier nannten, als ich mitten im zügigen Vormarsch hinter ihm auf das Rad kletterte. Ich sah nur seine verschmierte, fleckige Tarnjacke und das Band des Eisernen Kreuzes, das schon von Staub, Öl und anderen Spuren des Krieges eingefärbt war. Auch sein Gesicht war rot und schwarz wie jedes andere in der Kompanie in diesem glühenden Sommer. Aber nach wenigen Kilometern merkte ich schon, daß ich den richtigen Sturmmann erwischt hatte. Er hatte eine Art, plötzlich von der Kradschützenkompanie nach vorne, nach links oder rechts zu flitzen, als ob jede noch so gerade und breite Straße zu eng sei für seine Neugierde, seinen Eifer, seine Jagdleidenschaft.

Ein leichter Panzer, der mit im Spitzenzuge eines ᛋᛋ-Regiments durch die Wälder und Weiden an der Loire brummte, war an einer Gabelung soeben nach links gefahren. Wir erhielten den Befehl, ihn zurückzurufen. Meier schoß wie ein Wilder mit mir um die Ecken, über die geschwungenen Feldwege, hinein in die Höfe der erschrockenen Bauern, und wieder zurück durch die Wagen und B-Kräder der Kompanie zur Spitze. Er war Einzelfahrer, Solofahrer von Natur.

Der Tag versprach gut zu werden. Wir waren am Abend zuvor über die Loire gegangen, deren Straßenbrücken in Moulins in die Luft gegangen waren, und deren Eisenbahnbrücke nur durch den Zufall gerettet worden war, daß ein angezündetes Teerfaß genau zwischen zwei Brückenbohlen in den Fluß hinunter leerlief. Ein Oberleutnant und ein Schütze vom Nachbarregiment waren auf der Fahrbrücke gefallen, der Feind hatte von der anderen Seite das Feuer eröffnet. Südlich von Moulins ging das Regiment über den Fluß. Als wir mit der Spitze der Kradschützenkompanie über eine unversehrte Brücke gingen, sahen wir, daß eine Bohle ausgehoben war. Hier erschienen wir rechtzeitig.

Auf wenig befahrenen Straßen kamen wir an die Stadt Souvigny heran. Die Spitze erhielt Feuer. Schneller als in die schönsten Federbetten fanden wir in die Heckengräben — die Kugeln pfiffen rechts und links zu uns herüber. Der schwere Panzeraufklärer schoß im letzten Büchsenlicht auf eine plötzlich auftauchende Straßensperre aus schweren Grabsteinen, wir arbeiteten uns zwischen den Dornhecken vor, durchsuchten einen Friedhof, kletterten über eine Mauer, zwei Mann warfen einige Handgranaten vor und hinter die Sperre. „Zackig geworfen!" rief der Zugführer. Wir stolperten und fluchten über die Drähte im Weinberg und über

die Brennesseln, von denen Gesicht und Hände schwollen, wir sanken schließlich todmüde auf Bündel harten Bohnenstrohs, tippelten wieder zurück zu den Fahrzeugen und Krädern, entdeckten ein Schloß, dessen Säle sich in ein Büro verwandelt hatten, da eine Autobusgesellschaft aus Paris sich hier mit ihren ganzen Akten und einer Duftwolke von Stenotypistinnen eingenistet hatte, machten zwei Stunden zwischen Tischen die Augen zu und brachen wieder auf.

Souvigny war bei Morgengrauen von der Spitze des dritten Bataillons durchschritten. Hier war es, wo ich auf Solo-Meier stieß.

Es ist ein herrliches Gefühl, mit der Spitze der Regimentsaufklärung zu fahren. Die Kradschützen und die Panzer haben die Aufgabe der Kavallerie übernommen. Aber die Geschwindigkeit ist eine ganz andere geworden. Es geht mit 50, mit 60 Kilometern über gute Straßen, an jeder Biegung, vor jeder Anhöhe verhaltend, das Gewehr im Anschlag, die Gläser vor den Augen.

Nach einer halben Stunde brannten die Augen wie Feuer. Ich bat Solo-Meier um seine Schutzbrille, er brauchte sie nicht.

Man schien uns bemerkt zu haben. Alle paar Kilometer stießen wir auf Gruppen versprengter Poilus. Sie rissen im Sitzen die Arme hoch. „Die Waffen her! Die Karten her! Sitzen bleiben!" Weiter ... Jetzt suchten sie nach links und rechts zu entwischen. Viele hatten sich Räder beschafft, sie traten in die Pedale wie zur Tour de France. Hinterher im Karacho! Zwei, drei, acht, zehn, elf Mann überholt. Solo-Meier wirft die Maschine herum, die ganze Gesellschaft rennt uns in die Arme.

Wieder sind wir bei der Spitze. Jetzt verschwinden auch die Köpfe der Bauern rasch hinter den Hausecken.

Endlich haben wir die Landstraße erreicht, die von Montmarault nach St. Pourçain hinabführt, eine Straße erster Ordnung. St. Pourçain, heißt das nicht der heilige Schweinehirt? Wenn das nur keine Schweinerei wird! Wir biegen ein. Solo-Meier gibt Gas und ist mal links, mal rechts von den ersten drei Krädern. Er hat nur die Pistole 08 umgeschnallt, ich mein Gewehr, in der Gruppe ist ein leichtes MG, der Obersturmführer hat die Mauser mit Anschlagkolben auf dem Knie. Dahinter setzt sich langsam der schwere Panzeraufklärer in Bewegung, mit seinem MG und seiner 2-Zentimeter-Kanone.

Da ist der Ortsrand. Die Straße führt gerade in die Stadt hinein. Haaaalt! Die Gläser hoch. Es ist Leben auf der Straße. Zivilisten oder Militär? Beides! Eine Sperre ist über die Straße gelegt. Kleine Feldbahnwagen mit kurzen Baumstämmen beladen, in der Mitte eine große Karre. Die Leute machen sich daran zu schaffen. Zwei Mann rollen den Wagen ein Stück nach rechts. Einer sagt: „Ha, sie machen uns schon den Weg frei." Ich beobachte einen Mann, der einen Teppich langsam über die Straße trägt. Das scheinen friedliche Leute zu sein. Dann nichts wie ran! Wir jagen die Straße hinunter, da spritzten auch unten die Franzmänner

nach allen Seiten auseinander. „Unterstände!“ schreit einer. Solo-Meier gibt Gas, setzt sich vor die Kräder und braust auf die Sperre zu. Vierzig Meter davor bremst er scharf. Ich springe ab, gehe noch ein paar Schritte vor und brülle, so laut ich kann: „A bas les armes! Vous êtes prisonniers!“ Ich rufe zweimal, ich rufe dreimal...

Pui ... Piu ... Die Kerle schießen. Zwei Maschinengewehre. Solo-Meier gibt der Maschine einen Stoß, sie rollt halb schräg vor uns in den Graben. Hinten brüllen drei Mann durcheinander. Der MG-Schütze ist mit dem Gewehr in den Graben gerutscht, da rollt ihm das B-Rad nach, rollt ihm auf das Gewehr und den linken Arm. „Mensch, zieh das Rad zurück, zieh das Rad zurück!“ Gut reden, die MG-Garben fegen nur so über uns weg. Ich robbe einige Meter rückwärts, ihm aus der Klemme zu helfen. Seine Hand blutet, ich stemme mich halb im Knien, halb im Liegen gegen das Rad. Endlich wird er frei, aber das MG-Visier und die Trommel sind verbogen. Da haben wir die Schweinerei. Jetzt sind wir ohne MG!

Piu — piu — Köpfe runter ... Rufe: „MG nach vorn!“ Wir paar Schützen feuern gegen die Sperre. Zwei Mann entdecken eine Lücke in der Grabenhecke, dahinter liegt ein Obstgarten. Auch ich springe rückwärts zu dieser Lücke und gehe im Garten in Stellung.

Aufpassen nach rechts. Da sind Gebüsche. Inzwischen ist der Panzer nähergekommen. Er rummst einige Lagen gegen die Sperre. Ein Unterscharführer mit drei Schützen kriecht weiter im Graben vor. Der Gegner feuert in kurzen Abständen.

„Aufpassen nach rechts!“ ruft einer, „da kommen Kerle durch!“ Wir richten uns halb auf. Ja, da sind sie deutlich auszumachen. Das sind die Männer aus den Unterständen. Wir feuern kniend und stehend in die Büsche, daß die Blätter fetzen und fliegen.

Jetzt geht der Panzer vor, fährt an die Sperre heran, fährt schräg hinein. Rums! Eine schwarze Wolke, das war eine verdrahtete Handgranate. Er setzt zurück. Rums! Eine zweite Handgranate. Sie haben nichts bewirkt. Der Panzer rollt zu uns zurück.

Da hören wir aus der Stadt eine andere, weithin tönende Detonation. Sie haben die Brücke im Ort in die Luft gehen lassen. Diese Sperre hier war nur dazu da, uns aufzuhalten. Unser Stoßtrupp wirft noch vier Handgranaten gegen die Unterstände, dann machen wir uns an die Sperre heran. Sie ist leer.

Alles folgt. Wir gehen sichernd bis zum Boulevard vor. Es ist eine breite Ahornallee. In der Mitte steht ein leerer Musiktempel. Hier sammeln sich schnell einige Trupps. Es wird palavert. Der Kompanietrupp trifft ein. Unsere Spitze ist die ganze Allee hinunter und gerade an der Biegung vor der Brücke eingetroffen. Gegenüber liegt die grüne undurchdringliche Wand eines Gebüsches. Da ist mit einem Male der Teufel los.

Aus dem Gebüsch kommt rasendes Feuer. Es sind lauter Querschläger. Die Maschinengewehre müssen hinter dem Gebüsch liegen. Sie feuern durch die Zweige. Es klatscht auf die Asphaltdecke des Boulevards. Wir machen uns so schmal wir können hinter den dicken Ahornbäumen. Ein paar Männer der Spitze springen im Feuer über die Straße zu den Hauseingängen. Ein Ruf setzt sich fort: „Obersturmführer X. verwundet!" Der Kompanieführer ruft zurück: „Was für eine Verwundung?" Die Antwort geht im Geknatter unter. Endlich verstehen wir: „Beckenschuß." Zugleich wird ein zweiter Verwundeter gemeldet: „Kopfschuß, Armschuß." Dann ein dritter Verwundeter.

An der Ecke des Marktplatzes liegt das Café Cours. Wir rücken die Tische zusammen, holen Wasser aus der Küche. Der Bataillonsarzt trifft ein und zieht den Rock aus.

Verwundetenträger in Panzerdeckung vor! Die Männer gehen mit der Bahre hinter dem hohen Stahlkasten vor. Sie erhalten tolles Feuer. Der Panzer gibt Antwort aus Rohr und Lauf. Plötzlich verstummt er. Die Verwundetenträger brüllen zum Turm hinauf: „Feuern!" Es geschieht nichts, aus dem Gebüsch kommt es um so toller. Einer der Verwundetenträger hämmert wütend auf die Panzerwand: „Schießt doch! Schießt!" Endlich ist wieder Ordnung, der Panzer arbeitet. Die Verwundeten werden auf die Bahre gelegt. Dreimal wiederholt sich der Vorgang. Als sie den letzten Verwundeten auf den Tisch gelegt haben, ziehen die Träger ihre Röcke aus, sie sind ganz in Schweiß gebadet.

Inzwischen hat das dritte Bataillon von rechts den Angriff unserer Panzer zu unterstützen begonnen. Eine Kompanie des Regiments ist schnell weit voraus an die Straße geworfen worden, auf der die Poilus zurückstreben müssen, wenn wir sie an der Brücke genug ausgeräuchert haben.

Das gelingt uns. Und der schönste Augenblick des Abends ist der, da die Poilus in ihren Wagen und Omnibussen ahnungslos, die Zigarette im Munde, die Straße nach Süden herankommen und plötzlich die Männer in den Tarnjacken vor sich sehen, die logischerweise doch noch in St. Pourçain sich sammeln müßten. Mais c'est le „Blitzkrieg", messieurs!

Von Châlons nach Lyon

Es war wieder ein schwerer Tag. Die zertrümmerten Reste der zersprengten französischen Regimenter leisten noch Widerstand. In dem kleinen Ort St. Leger, noch vor Châlons, kam die Meldung, Frankreich habe um Waffenstillstandsbedingungen gebeten. So wie wir auf dem ständigen Vormarsch Nachrichten hören: ein kurzer Zuruf, ein paar Fragmente des Wehrmachtberichts. Beim schnellen Vormarsch und während der Gefechte ist man froh, wenn man als Soldat überhaupt etwas davon erfährt, was um uns herum in der Welt vorgeht. Wir wissen nun, Frankreich hat noch nicht kapituliert. Die Gefangenen, noch immer ganze Trupps und ganze Kompanien, sagen aus, daß sie Befehl haben, Widerstand zu leisten.

Es ist kein organisierter Widerstand. Die meisten Städte und Dörfer — wir haben es in den anderen Berichten bereits geschildert — ergeben sich ohne Gegenwehr. Die Franzosen kommen oft schon ohne Waffen. In Le Creuzot, dem Schwerpunkt der französischen Rüstungsindustrie, war es so: handstreichartig fiel die Stadt; als der Oberstleutnant und Kommandeur der schweren Waffen des Infanterieregiments an die Stadt, die in einem Tal liegt, heranfährt, um eine sichernde Beobachtungsstelle auszumachen, kommen ihm mehrere französische Soldaten entgegen. Der Aufforderung, sich zu ergeben, leisten sie sofort Folge. Fast erleichtert liefern sie ihre Waffen ab. Mit seinem Adjutanten, einem Oberleutnant, einem Feldwebel, einem Melder und zwei Fahrern fährt der Kommandeur sofort bis zu dem Hauptgebäude der Rüstungswerkstätten. Zwölf Direktoren stehen bleich und aufgeregt vor dem deutschen Offizier. Sie übergeben sofort die Anlage. Hier ist nur der Kopf der Rüstungsindustrie. Die Werke sind über ganz Frankreich verstreut. In Le Creuzot wurden zuletzt nur Panzerplatten und Turbinen hergestellt. Vor 40 Jahren stand der Vater des Oberstleutnants im selben Zimmer — als Vertreter der Firma Krupp. Wir finden genügend Benzin. Unsere Motore haben übergenug Stoff. Die Stadt selbst ist frei von Soldaten. Kampflos kann das Infanterieregiment einziehen.

Die Straße von Châlons nach Lyon ist eine herrlich breite Autostraße, teilweise drei durch gelbe Quadrate, später sogar vier durch Stahlkreise gezeichnete Autowege. Das Tal der Saône ist eines der landschaftlich schönsten Perlen

Aufziehen der Wache auf den Champs Elysées

Nachtangriff auf ein brennendes Dorf

Radfahrpatrouille durchfährt zerstörte Ortschaft

Deutscher Posten vor dem Grabe Napoleons I.

Frankreichs. Die Bourgogne, das reiche Weinland Burgund! Tief eingeschnitten. Links die Höhen des Jura und vor Lyon der Blick auf die Voralpen und die Alpen selber. Rechts das Zentralmassiv eines Höhenrückens, der vom sonnigen Himmel wie blaue Berge absticht. Überall rechts und links das Grün der Rebenfelder und der Wiesen, mit Tausenden von Büschen und Kusseln und Waldstücken übersät. Landschaftlich wie gesagt ein Genuß für die Augen, die sich an diesem schönen Junitag nicht sattrinken können. Es geht im vollen Tempo, was die Motoren der Transportwagen und der Zugmaschinen hergeben können. Das weinberühmte Mâcon wird durchfahren. Für die Nichtkenner steht am Straßenschild, daß es die Stadt der guten Weine sei. Wir stellen fest, daß es bis nach Lyon noch 67 Kilometer sind, und treten den Gashebel durch. Wenn es in dieser Schnelligkeit weitergeht, sind wir am Mittag in Lyon. In den Dörfern und in den Straßengräben sitzen Trupps französischer Soldaten. Immer öfter werden wir in den Dörfern gegrüßt.

Dem Spitzenbataillon voraus fährt der Bataillonskommandeur. Sollte Widerstand versucht werden, wollen wir Vernunft gegen Sinnlosigkeit setzen und die Franzosen von der Zwecklosigkeit ihrer Gegenwehr überzeugen.

In der kleinen Stadt Villefranche, die sich lang dahinstreckt, stehen die Bewohner fast Spalier. Alle Geschäfte sind geöffnet. Gern würden wir ein paar Früchte kaufen, aber solange kein Widerstand ist, muß gefahren werden. In Anse, wo die breite Saône einen Bogen an die Chaussee macht, die Anfänge von primitiven Straßensperren.

Das Tal verengt sich, die Höhen kommen dichter an die Straße. Links steigt der Höhenzug zu einer Kuppe an, die wie eine Festung daliegt. Auch rechts ein für die Verteidigung wie geschaffenes Gelände. Gerade fährt der Bataillonskommandeur durch eine Sperre, die als Schikane angelegt ist. Es ist an einer Wegegabelung, die rechts nach Lyon weist, um 12 Uhr. Vom linken Wege plötzlich MG-Feuer. Die Scheibe wird durchschlagen, Motor und Kotflügel werden getroffen. Der Kommandeur springt mit seiner Begleitung in den Graben rechts der Straße. Vor einem Chausseehaus neben der Sperre sitzen die folgenden Kradschützen ebenfalls ab, gehen in Deckung. Granateinschläge. Das kurze, helle Krachen der 7,5-Zentimeter-Granaten, die der Soldat wegen ihres eigenartigen Geräusches beim Aufschlagen „Ratsch-Bumm" nennt.

Die beherrschenden Höhen zu beiden Seiten der Straße werden verteidigt. Vorsichtig kriechen der Kommandeur und seine Begleiter zurück. Nachher sieht man auf der Straßendecke Loch an Loch der Einschläge. Die Artillerie fährt auf. Tief sinken die Lafetten in den lockeren Boden der Getreidefelder ein.

Schwere Infanteriegeschütze, Granatwerfer gehen in Stellung. Züge und Gruppen arbeiten sich mit ihren MGs an die Höhen heran. Es knallt von überall. Beide Seiten sind dicht bedeckt mit Hecken und Büschen und Waldstücken. In jedem

kann ein Widerstandsnest sein, bestimmt einzelne Baumschützen. Es zwitschert über unsere Köpfe und schlägt zwischen die Büsche neben uns. Ein Geschütz meldet, daß es vor ihm von Schwarzen wimmele. Als Name trägt dieses Geschütz an der Stirnseite ausgerechnet „Jumbo“ aufgemalt. Schnell werden neue Granaten geladen, dann geht „Jumbo“ wieder vor. Mit Erbitterung gehen die Infanteristen gegen die Neger los. Das Regiment wird den Tag nicht vergessen, wo betrunkene Schwarze in der Dunkelheit den Troß und MG-Sicherungen überfielen: am nächsten Morgen wurden deutsche Soldaten mit durchschnittener Kehle aufgefunden. Der Kommandeur befiehlt rücksichtslosen Angriff gegen die Neger.

Ein stundenlanges Kämpfen. Die Geschütze jagen Schuß auf Schuß aus den Rohren. Unermüdlich schleppen die Kanoniere Granaten und Kartuschen herbei. Tapfer kämpfen sich die Infanteriegruppen von Deckung zu Deckung, systematisch streut die Artillerie Senke und ansteigende Höhe ab. Wo nur ein feindliches Nest vermutet werden kann, schlägt ihr Feuer ein. In einem mit zwei Türmen gekrönten Schloß sehen wir große Löcher. Zum Teil wird im direkten Schuß geschossen. Feuerbälle stehen am Waldrand. Dichter Rauch steigt am ganzen Höhenrücken hoch. Verwundete kommen, Gefangene werden zurückgebracht.

Die feindliche Artillerie in der Nähe des Schlosses schweigt. Offensichtlich ist sie niedergekämpft. Jetzt sind die Sturmsoldaten am Schloß. Die ersten Gefangenen: ein Offizier mit einem großen Trupp Kanoniere. Beim Verhör sagt er aus, daß uns hier eine Batterie Flak gegenübergestanden hat, die vor zwei Tagen aus Lyon gekommen ist. Zwei Geschütze sind zerstört, von zwei anderen, die links von ihm gewesen seien, wisse er nichts. Später stellen wir fest, daß im ganzen zwölf Geschütze eingesetzt worden sind. Als der Abend naht, ist der Hauptwiderstand niedergekämpft. Nur von den Höhen hinter der Wegegabelung kommt immer noch vereinzeltes MG-Feuer und Gewehrschüsse.

Panzer müssen eingesetzt werden. Sie haben schon einen Weg von weit über 100 Kilometer zurückgelegt. Mit ihren Raupenketten können sie natürlich nicht an die Geschwindigkeit der gummibereiften Fahrzeuge heran. Sie liegen noch zurück; wenn sie heran sind, wird der letzte Widerstand gebrochen werden.

Das Spitzenbataillon geht inzwischen vor, die großen Kämme auf beiden Seiten entlang, um die letzten Nester auszuheben. Immer wieder hören wir das typische Schießen französischer MGs. Die Büsche und Häuser entlang den Höhenzügen müssen noch voller Franzosen sitzen. Es ist ein eigenartiges Gefühl, wie eine Schießscheibe über die Höhe zu fahren. Die Gefangenentrupps werden größer. Ein paarmal müssen wir von den Fahrzeugen. Die Infanteristen holen aus den Häusern immer neue Trupps. Man sieht die Infanteristen vorsichtig von Deckung zu Deckung springen. Das helle Bellen der Maschinenpistolen; plötzlich ansteigendes Geschrei und Gerufe, immer das Zeichen dafür, daß jetzt Mann an Mann ist. Wenn

unsere Infanteristen dicht heran sind, kommen sie hervor, oft mit einer oder auch zwei weißen Fahnen. So geht es die Höhen hinauf und hinab.

Jetzt sind die Panzer heran, die leichten Maschinengewehre und die Kampfwagen, dahinter gleich die wuchtigen Kolosse größerer Panzer mit ihren 7,5-Zentimeter-Kanonen. Auf der letzten Höhe, von der man die große breit daliegende Stadt Lyon bereits sehen kann, mit ihrem kleinen Eiffelturm, mit wuchtig wirkenden großen Bauten. Noch einmal Widerstand, wieder MG-Nester. Zwei Paks werden erkannt. Die Artillerie streut im Schnellfeuer den ganzen Wald und die Heckenränder der Höhe rechts ab. Sturmgeschütz und Panzer schießen. Dann verlöscht das feindliche Feuer. Stille. Es ist Abend.

Das Spitzenbataillon jagt rechts der Saône in die Stadt, wie eine Wettfahrt zu zweien und dreien nebeneinander. Kurze Aufenthalte an den Sperren aus Pflastersteinen und Baumstämmen. Schnell fädeln sich die Fahrzeuge ein und durch. Dann geht es in einem Karacho bis zum Rathaus.

Das links eingesetzte Bataillon erreicht Lyon bereits Stunden vorher. Auch hier, zehn Kilometer vor Lyon, Feuer von vorn und von der Flanke. Eine vorgeschobene französische Sicherung wird überrannt und entwaffnet. Sturmgeschütze fahren widerstandbrechend voraus. In den ersten Vororten Feuerüberfälle links und rechts. Die Geschütze schießen zum Teil in direktem Schuß nach den Seiten. In einer Vorstadt meldet sich der Bürgermeister beim Bataillonskommandeur. Er drückt sein Bedauern darüber aus, daß Widerstand geleistet wird, es sei ihm unverständlich, denn am Tage vorher sei Lyon zur offenen Stadt erklärt worden. Er steigt zum Kommandeur in das Auto. Mit weißer Parlamentärflagge geht es weiter, die Kompanien hinterher.

In zwei Kolonnen fährt das Bataillon in Loyn ein. Vor der Präfektur vereinigen sie sich. Der Präfekt des Rhonedepartements, der Kardinal, Vertreter der Stadt stehen bereit. Die Stadt wird übergeben.

Sofort wird der Versuch unternommen, von Lyon aus zu dem auf den Höhen davor kämpfenden anderen Bataillon vorzustoßen. Ein Offizier fährt mit zwei gefangenen französischen Offizieren los. Sie erhalten von den französischen Soldaten starkes Feuer. Eine Kugel durchschlägt die Uniformtasche des deutschen Offiziers und bleibt wie durch ein Wunder im Notizbuch stecken, die beiden französischen Offiziere werden verwundet. Der Versuch ist wegen des starken französischen Widerstandes nicht durchführbar.

Unser diesseits der Saône kämpfendes Bataillon muß sich selbst den Weg bahnen.

Nun sind die siegreichen deutschen Truppen in Lyon. Die Tagesziele sind wieder erreicht. Am Morgen sahen wir die deutsche Fahne am Rathaus von Châlons. Nun waren wir soeben bei der feierlichen Flaggenhissung in Lyon. Wir hören hier, daß auch am alten deutschen Münster in Straßburg wieder die deutsche Flagge weht.

Sturm auf den Donno

Zurückgeworfen vom Norden und Osten, eisern eingeschlossen von deutschen Regimentern, leisten in den schluchtenreichen und unübersichtlichen Wäldern der mittleren Vogesen am Großen Donon noch die Reste zweier französischer Divisionen einen letzten, teilweise erbitterten Widerstand. Nur wer die Vogesen aus eigenem Erlebnis kennt, wird die Leistung unserer Truppen richtig ermessen können, die in diesem heimtückischen Gelände, wo auf jeden Schritt von im Hochwalde verborgenen Schützennestern Feuerüberfälle zu erwarten sind, in unverhältnismäßig kurzer Zeit den Feind geschlagen haben.

Mit dem Spitzenbataillon eines Infanterieregiments marschieren wir durch die Hochwaldschlucht des St.-Quirin-Tales, das noch unter französischem Feuer liegt, vorwärts gegen die Dononhöhe. Die Mannschaft des Regiments, das schon an dem Durchbruch durch die Maginotlinie und dem stürmischen Vormarsch durch Nordlothringen einen hervorragenden Anteil hatte, besteht aus Saarländern, Pfälzern und Badensern. Ihnen ist die große Aufgabe zuteil geworden, auch die Quellen der Saar, die auf dem Donon liegen, zu befreien. Frische Soldatengräber am Eingang des St.-Quirin-Tales sind die Zeugen des Kampfes, der in der letzten Nacht bereits hier getobt hat. In einem Gelände, das dem Infanteriekampf alle nur erdenklichen Schwierigkeiten bereitet, stießen im nächtlichen Kampf unsere Truppen vor und warfen den völlig überraschten Feind 15 Kilometer zurück. Trotzdem sind die Wälder immer noch durch Baumschützen gefährdet, deren hinterhältige Kampfesweise manches Opfer gekostet hat, bis auch sie von den Bäumen heruntergeholt sind.

Nun gilt es, das letzte Bollwerk der von drei Seiten eingeschlossenen und bereits schwer dezimierten Divisionen, den 1100 Meter hohen Donon, zu nehmen. Ohne Rücksicht auf das feindliche Feuer, das noch auf einigen Stellen der einzigen Vormarschstraße in der St.-Quirin-Schlucht liegt, rückt das Regiment nach vorn, an der Spitze ein schneidiger Oberst, der bereits im Weltkriege an allen Fronten, im Westen, Osten und im Orient, als Infanterieoffizier und Flieger gekämpft hat. Uns entgegen kommen bereits die ersten Gefangenen dieses Morgens, zum großen Teil Elsässer, die froh sind, der „Hölle des Donon" entronnen zu sein. Neben den elsässischen Gefangenen torkeln dunkle und zweifelhafte Gestalten, die, wie sich

Der Sturzangriff beginnt



Generalfeldmarschall Milch auf dem Flughafen von Le Bourget

Der Rhein wird überschritten

Rheinschutzboote auf der Wacht

herausstellt, einem Sträflingsbataillon angehören, talwärts in die Gefangenenlager. Gesichert durch zwei leichte Pakgeschütze und eine Infanterievorhut, erkämpft sich das Regiment unter Ausnutzung der Überraschung des Feindes in flottem Vorgehen den Weg bis etwa sechs Kilometer unterhalb des Kleinen Donon, der dem Großen Donon vorgelagert ist. Hier hat sich der Franzose in der letzten Nacht eingeschanzt, um den deutschen Vormarsch aufzuhalten. Plötzlich erhält die Spitze Feuer von einem Baumschützen. Zwei Mann sind schwer verletzt. Sofort schwärmt ohne Artillerievorbereitung die Infanterie nach vorn und seitwärts gegen die Waldhöhen, in denen sich der Feind, gut getarnt, verteidigt. In zweistündigem Nahkampf, der wirkungsvoll durch Pak unterstützt wird, wird der Feind mit Handgranaten und Karabinern aus seinen Nestern geholt. In Trupps zu 20 und 30 Mann ergeben sich die Franzosen. Völlig demoralisiert kommen sie auf dem Schluchtweg an. Die Spitzenkompanie macht allein fast 300 Gefangene in einer Stunde. Das Beispiel ihres jungen Kompaniechefs hat sie mitgerissen. Schwer verwundet durch Kopf- und Knieschuß liegt der Oberleutnant am Boden. Trotzdem gibt er, blutüberströmt, weitere Befehle an seine Kompanie. Sanitäter, die ihn nach rückwärts bringen wollen, wehrt er ab.

Trotz des ungünstigen Geländes, obgleich gegen Steilhöhen angerannt werden mußte und die feindliche Artillerie nicht mit Munition sparte, waren die eigenen Verluste nur gering, weil der Feind sein Ziel viel weiter rückwärts suchte und nicht mit der Kühnheit dieses blitzartigen Vorstoßes auf einer kaum gesicherten Straße rechnete. Unübersehbar wird gegen Abend die Menge der Gefangenen. Endlos ist die Beute an Munition, Waffen, Fahrzeugen, Pferden. Nur noch wenige hundert Meter trennen die deutschen Truppen vom Gipfel des Großen Donon, der bereits unter dem Hagel der schweren deutschen Artillerie sturmreif geschossen wird. Das letzte Bollwerk des französischen Widerstandes in den Vogesen, für das im Weltkrieg so viele Opfer besten deutschen Blutes gebracht wurden, steht vor dem Fall.

Die letzten Stunden der französischen Armee

Wir befinden uns auf dem Marschweg. Die Vorausabteilung ist der Division um viele Kilometer vorangeeilt und soll in der Marschrichtung der Division erkunden und feindlichen Widerstand brechen. Sie ist die Einheit, die in dieser letzten Phase des Krieges gegen Frankreich den fliehenden Feind noch in größeren Kolonnen beisammen sah und ihn bis zu seiner völligen Erschöpfung durch ganz Frankreich hetzte. Marschweg heißt es ab und zu auf den Tafeln an Weggabelungen und Kreuzungen. Wo der Weg einer solchen Vorausabteilung hinführt, sieht man die Zeichen der Vernichtung. Wo sie die feindlichen Nachhuten, seinen Train oder die letzten Widerstandsnester aufspürte, hat sie diese zermalmt. Es war Sache der nachfolgenden deutschen Infanterie, das Gros auf dem Fluchtweg zu beseitigen. Heute heißt der Auftrag der Vorausabteilung, bis an einen Fluß vorzustoßen und den dortigen Brückenkopf zu besetzen.

Zwischen dem jetzigen Standort und diesem Fluß sind Reste der französischen Armee, die versuchen, dem deutschen Zugriff zu entkommen. Die Dörfer sind noch unberührt, und ihre Einwohner haben in diesem Krieg noch keine deutschen Soldaten zu Gesicht bekommen. Sie stehen fassungslos und blicken unseren vorbeistaubenden Fahrzeugen nach. In manchen Gehöften und Dörfern stehen die Lastwagen der Franzosen bereit, die letzten Reste abzutransportieren. Unsere Panzer sprengen dazwischen. Die Franzosen heben die Hände. Aus einem großen Waldstück pfeifen einige Schüsse herüber. Der Erkundungstrupp hält an, und wir arbeiten uns mit Gewehr und Pistole in dem Wald vor. Plötzlich — ein französischer Leutnant, der mit seinem Fernglas dasteht und anscheinend eben einen Befehl geben will. „Hände hoch!“ Der Leutnant nimmt sein Glas weg, greift zur Pistole und streckt sie vor. Da springt der deutsche Major auf ihn zu, ein Schuß fällt, der Leutnant liegt tot am Boden. Weiter schwärmen die Schützen in dem Wald aus. Sie haben nie französischen Unterricht gehabt. Aber in diesen Tagen der Verfolgungsjagd haben sie die wenigen notwendigen Worte bereits gelernt: „Allez, allez vite!“ schreien sie in den Wald, aus dem einzeln die französischen Soldaten mit erhobenen Händen hervorkommen. Sie haben eingesehen, daß ihr Widerstand sinnlos ist und legen die Waffen nieder. Zwei Mann von uns stellen sich an der Waldschneise auf, und jeder Franzose wird kurz auf Waffen untersucht, bis er auf der Straße

in der Kolonne antreten darf zum Marsch in das Gefangenensammellager. Die französischen Offiziere sind den deutschen Schützen bei der Ordnung der Kolonne behilflich. Es sind gute und verständige Soldaten, die vier französischen Offiziere. Sie sprechen kaum ein Wort, kauen nervös an einem Strohhalm und blicken an uns vorbei. Es wäre ihnen lieber gewesen, sie hätten unter einer besseren Führung und mit besseren Waffen in diesen Krieg ziehen können, sagt einer von ihnen. Wann sie den letzten Befehl bekommen hätten? Vor drei Tagen, sagen sie, seitdem stehen sie auf verlorenem Posten.

An die 5000 Gefangene sind es, die die ersten Teile der Division an diesem Tag gemacht haben. Am Fluß war die Brücke bereits gesprengt. Durch das Fernglas erkennen wir am jenseitigen Ufer französische Soldaten, die ein Maschinengewehr in Stellung bringen, als sie uns erkennen. Als hinter uns die Flak auftaucht, sind sie verschwunden. Ein Eisenbahnzug mit französischen Soldaten, der die letzten Reste in Sicherheit bringen soll, kann nicht mehr über die gesprengte Brücke und fällt in unsere Hände. Es sind nun ein paar tausend Gefangene mehr; aber sie fallen nicht ins Gewicht. Die ohnehin endlose Kette der Gefangenen ist um einige Kilometer verlängert. Am Abend können wir durch Funkspruch die Erfüllung unseres Auftrages melden. Reste des Feindes sind zerschlagen. Der Marsch ins Feindesland wird fortgesetzt.

Zeitenwende in Compiègne

Durch die Bäume des Waldes von Compiègne schimmert das leuchtende Rot und Weiß der Reichskriegsflagge. Sie bedeckt das schändliche Wahrzeichen, das die Franzosen nach dem Weltkrieg hier errichtet haben, jenes Denkmal, das in höhnischer Realistik den getöteten deutschen Adler unter einem vergoldeten Schwert darstellt. Das ist die Stelle, an der die französische Waffenstillstandsdelegation bei ihrer Anfahrt die Wagen verlassen muß, um zu Fuß zu dem Eisenbahnwaggon zu schreiten, in dem einst die deutsche Schmach besiegelt wurde. Er ist aus dem Museum, in das man ihn zum ewigen Andenken eingemauert hatte, wieder herausgeholt und genau an dieselbe Stelle gebracht worden, wo er damals stand, als Foch und Erzberger einander gegenübersaßen.

Aus unmittelbarer Nähe sieht die steinerne Figur des französischen Marschalls auf das Ereignis dieses Tages herab, der so grundverschieden ist von jenem 11. November 1918.

Bei strahlender Mittagssonne versammeln sich in Erwartung des Führers seine ruhmreichen Heerführer. Als einer der ersten trifft Generalfeldmarschall Göring ein und begrüßt die Generale seines Stabes mit dem Marschallstab. Dann fahren nacheinander Generaloberst Keitel, Generaloberst von Brauchitsch, Reichsaußenminister von Ribbentrop, der Stellvertreter des Führers Rudolf Heß und Großadmiral Raeder vor. Jeder von ihnen betrachtet nachdenklich das Denkmal des Hohnes auf die deutsche Soldatenehre, das nun von der großen Reichskriegsflagge ganz verhüllt wird. Es ist heute der 21. Juni. Sonnenwende — Zeitenwende.

Genau um 15 Uhr 15 rast der Meldefahrer heran: „Der Führer kommt!" Und schon steht der Feldherr des Sieges auf dem geschichtlichen Boden von Compiègne.

Im selben Augenblick geht in der Mitte des runden Platzes, auf dem der Waggon von 1918 steht, die Führerstandarte hoch, genau über der mächtigen Steinplatte, die in großen ehernen Lettern die haßerfüllte Inschrift trägt: „Hier unterlag am 11. November 1918 der verbrecherische Hochmut des Deutschen Reiches, besiegt von den freien Völkern, die es versklaven wollte."

Der Führer wirft einen langen Blick auf dieses schamlose Monument und betrachtet dann unweit davon eine andere Steinplatte, die den Ort bezeichnet, wo vor 22 Jahren der Wagen der deutschen Bevollmächtigten stand. „Les plénipotentiaires allemands" ist darauf zu lesen. Nach einigen Minuten ernsten Gesprächs

betritt dann der Führer den braunen Eisenbahnwaggon, der genau wie damals mit kleinen schmalen Tischen für die Verhandlungsdelegation ausgestattet worden ist.

Genau eine Viertelstunde nach dem Eintreffen des Führers kommen die Wagen der französischen Delegation heran. Es sind General Huntziger, Vizeadmiral Leluc, General der Luftwaffe Bergeret und Botschafter Noel.

Schweigsam gehen die französischen Offiziere an der Ehrenkompanie entlang, die im einfachen Stillgestanden, die Augen starr geradeaus gerichtet und ohne das Spiel zu rühren, verharrt.

Geleitet von Generalleutnant von Tippelskirch, Oberquartiermeister im Generalstab, und Oberstleutnant Thomas, dem Kommandanten des Führerhauptquartiers, betreten die französischen Bevollmächtigten den Waggon. Der Führer grüßt die Vertreter des besiegten Feindes mit dem deutschen Gruß. Dann nehmen sie einige Sekunden später als der Führer und die deutschen Generale Platz.

In einer kurzen Erklärung, die Generaloberst Keitel als Einleitung der Waffenstillstandsbedingungen verliest, wird in kurzen Sätzen das ausgesprochen, was ein großmütigerer Sieger, als es die Franzosen waren, dem geschlagenen Feind zu sagen hat. Der Führer tilgt damit für immer die Schande von 1918 und ehrt die Tapferkeit der französischen Armee.

Was nun mit den Franzosen besprochen werden muß, überläßt der Führer Generaloberst Keitel. Dieser verliest die Waffenstillstandsbedingungen in deutscher und französischer Sprache, während der Führer nach dem Verlassen des denkwürdigen Eisenbahnwagens von Compiègne mit allen übrigen Männern seiner Umgebung denselben Weg zurücknimmt, den er kam.

Der Führer der Ehrenkompanie meldet in dieser großen Stunde als Sprecher aller deutschen Soldaten: „Mein Führer! Die deutsche Wehrmacht grüßt ihren Obersten Befehlshaber!" Die Klänge des Deutschland- und des Horst-Wessel-Liedes dringen noch durch die Fenster des Wagens, in dem die französische Delegation zurückgeblieben ist.

Aus allen Richtungen eilen nun die Soldaten der Absperrmannschaften und Begleitkommandos jubelnd auf den Führer zu. Ehe er abfährt, bringt Generalfeldmarschall Göring ein dreifaches Sieg-Heil auf ihn aus, und ergriffen stimmen alle ein, die den weltgeschichtlichen 21. Juni 1940 miterleben durften.

Eine Nacht ist über dem Wald von Compiègne dahingegangen, in der es um den braunen Salonwagen 2419 D ruhig und fast einsam war. Nur die deutschen Posten machten ihre Runde um den Platz, auf dem die deutsche Schmach verewigt werden sollte, und über dem gestern die goldene Standarte des Führers aufgezogen wurde.

Bis in die beginnende Dämmerung des gestrigen Tages hatten die Verhandlungen gedauert. Erst in später Stunde verabschiedete sich der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generaloberst Keitel, als deutscher Verhandlungs-

führer von den Franzosen, die zurückblieben und mit ihrer Regierung telephonisch in Verbindung traten.

Es war ein langes Gespräch, das General Huntziger mit Bordeaux hatte. Zum ersten Male konnte er dabei Bedingungen und Ort der Verhandlungen bekanntgeben. Als die französischen Bevollmächtigten in der Frühe des gestrigen Tages bei Tours die Grenze der von unseren Truppen besetzten Zone überschritten haben, mögen sie an Berlin oder Paris, an jeden anderen Ort gedacht haben, nur nicht an den Wald von Compiègne, den ihr Generalissimus Weygand, der Gehilfe des Marschalls Foch, so gut kennt.

Heute, punkt 10 Uhr, kamen die Wagen der Franzosen dann wieder am Rundteil vorgefahren. Für die Nacht war ihnen in Paris eine Etage in einem großen Hotel eingeräumt und selbstverständlich jede Bewegungsfreiheit gelassen worden. Die Fahrt auf der großen Nationalstraße von Paris nach Compiègne mag die Vertreter des französischen Volkes nochmals an ihre Verantwortlichkeit erinnert haben. Die zerschlagenen Kolonnen und Batterien, die durch Stahlhelme und Gewehre gekennzeichneten vielen Gräber der Poilus, die Zerstörungen und Trümmerhaufen in den Städten und Dörfern, die ausgebrannten Häuserfronten, die verlassenen Höfe und leeren Felder, die Flüchtlings- und Gefangenenlager an den Straßen sprechen für jeden, der vorüberfährt, mehr als Worte.

Dreißig Meter entfernt von der Granitplatte mit dem Namen des Marschalls Foch, über die der Salonwagen zu den Verhandlungen gefahren ist, steht zwischen den Bäumen ein blau-weißes Zelt, das den technischen Hilfskräften der französischen Militärbevollmächtigten als Arbeits- und Aufenthaltsraum zur Verfügung steht. Um einen großen, braun polierten, ovalen Tisch stehen genügend bequeme Sessel. Schreibmaschinen und Fernsprechanschlüsse sind für die Stenotypistin und die Sekretärin vorhanden. Auch für frisches Wasser ist gesorgt. Während General Huntziger und die übrigen Delegierten sofort nach ihrer Ankunft den Salonwagen besteigen, halten sich die begleitenden Offiziere, die Dolmetscher und die Ordonnanzen im Zelt auf, wo ihnen auch aus einer deutschen Feldküche ein Mittagessen verabreicht wird.

Unter freiem Himmel, in einer Nische des Tannenbestandes neben dem blau-weißen Zelt rattern die Schreibmaschinen der Deutschen. Vor einem kleinen Zelttisch, der mit einer Karte und Arbeitsmappen belegt ist, sitzt Generaloberst Keitel. Der Feldwebel an der Maschine klappert den Text eines Protokolls herunter. Die Offiziere besprechen Einzelheiten der technischen Ausführung des Waffenstillstandsvertrags.

Im Wagen 2419 D taucht ab und zu die massige Gestalt des Vizeadmirals Leluc auf. Ein französischer Dolmetscher mit Goldstreifen an der Khakibluse hat den Ellenbogen aufgesetzt und hält sorgenvoll das Kinn in der Hand.

Was werden die nächsten Stunden bringen? Wird der Waffenstillstand unterzeichnet?

Um 11 Uhr 30 ist die Fortführung der Verhandlungen angesetzt. Fünf Mi-

nuten später besteigt Generaloberst Keitel den Wagen und nimmt mit seinen Herren Platz. Sie sitzen mit dem Rücken zu dem Schandmal, das der Haß im Jahre 1918 errichtete. Die Franzosen sitzen in derselben Reihenfolge wie gestern: Vizeadmiral Leluc, General Huntziger, Botschafter Noel und General der Luftwaffe Bergeret. Lebhafte Handbewegungen des Generals Huntziger sind zu sehen. Dann eilt Vizeadmiral Leluc barhäuptig und eilig über den Platz zum blau-weißen Zelt, von wo Dolmetscher und Stenotypistin zum Wagen befohlen werden. Als deutscher Stenograph hat der Feldwebel seine Maschine verlassen und an einem kleinen Seitentischchen im Verhandlungsraum Platz genommen.

Der Kampf um die Auslegung der einzelnen Punkte beginnt wieder. Erläuterungen werden gewünscht und gegeben. Um den Salonwagen auf dem Platz des Waffenstillstandes vom 11. November 1918 herrscht eine gespannte Ruhe. Die Stahlhelme der Posten tauchen nur selten hinter den Büschen auf. Nur halblaute Gespräche werden von den wenigen geführt, die Zeugen der Vorgänge sind. Hier wird ein neues Blatt der Weltgeschichte geschrieben. Protokolle werden von Hand zu Hand gegeben. Man sieht, wie der lebhafte kleine General Huntziger sich mehrmals vorbeugt, nach beiden Seiten spricht. Ihm gegenüber sitzt Generaloberst Keitel in völliger Ruhe. Mit geschärften Ohren hören die Stenographen, gehen mit dem Stift über ihre Bogen. Punkt für Punkt der Bedingungen wird verlesen, durchgesprochen, verlesen, besprochen, erläutert . . .

Das geht schon mehr als eine Stunde, und noch kein Zeichen der endgültigen Übereinstimmung ist festzustellen. Die nervösen Bewegungen des Vizeadmirals Leluc fallen auf. Er fährt sich bereits mit beiden Händen über das Gesicht. Blaß und düster sitzt Botschafter Noel auf seinem Platz.

Die Beratungen sind schon über die ursprünglich angesetzte Zeit hinausgegangen, ungestört durch den Gesang der deutschen Kriegsvögel, die gegen 13 Uhr über dem Platz ihre schnellen Kurven fliegen.

Da erheben sich die Herren. Ist es soweit? Nein, nur eine Pause. Die Vormittagssitzung hat bis 13 Uhr 40 gedauert. Einige Fragen sind noch durch telephonische Rückfragen zu klären. In zwei Stunden gehen die Verhandlungen weiter.

Aus den zwei Stunden, die ursprünglich für ausreichend gehalten wurden, um der französischen Waffenstillstandskommission eine letzte fernmündliche Besprechung mit ihrer Regierung zu ermöglichen, wurden mehr als doppelt soviel.

Immer wieder versucht der im Salonwagen befindliche Leiter des französischen Nachrichtenbetriebes die Verbindung herzustellen, und immer wieder reißt sie ab, immer wieder werden Störungen zwischen Tours und Bordeaux gemeldet. Die französischen Bevollmächtigten werden sichtlich nervöser.

Mit unendlicher Geduld wartet der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generaloberst Keitel, der Führer der deutschen Abordnung, in einer kleinen Nische

am Waldrand die Dinge ab. Es wird 16 Uhr, es wird 17 Uhr! Den Franzosen wird nahegelegt, eine Funkverbindung aufzunehmen, um die Lage zu klären. Da scheint die Telephonverbindung endlich zu klappen. Um den Fernsprecher im Wagen scharen sich die Mitglieder der Delegation. Armeegeneral Huntziger ergreift den Hörer. Er spricht mit Bordeaux. Dann scheint er Unterstützung zu benötigen. Er übergibt den Hörer dem Botschafter Noel ... Plötzlich ist die Verbindung wieder gestört ... wieder Unruhe, Bewegung.

Um 18 Uhr wird Gesandter Schmidt, der Vertreter des Auswärtigen Amtes, in den Wagen gebeten, wo ihm Armeegeneral Huntziger eine Mitteilung macht. Fünf Stunden sind seit dem Ende der Aussprache verflossen. Die Franzosen wünschen erneut eine Frist. Generaloberst Keitel setzt in einer in deutscher Sprache gehaltenen schriftlichen Mitteilung eine solche bis spätestens 19 Uhr 30.

Um 18 Uhr 30 wird diese Mitteilung durch den Gesandten Schmidt im Salonwagen General Huntziger überreicht. Vizeadmiral Leluc, der lässig im Sessel sitzend eine Zigarette raucht, erhebt sich und ruft eiligst den Dolmetscher herbei. Die Franzosen umdrängen den Übersetzer, während der Gesandte den Wagen verläßt und dem Generaloberst den Vollzug meldet.

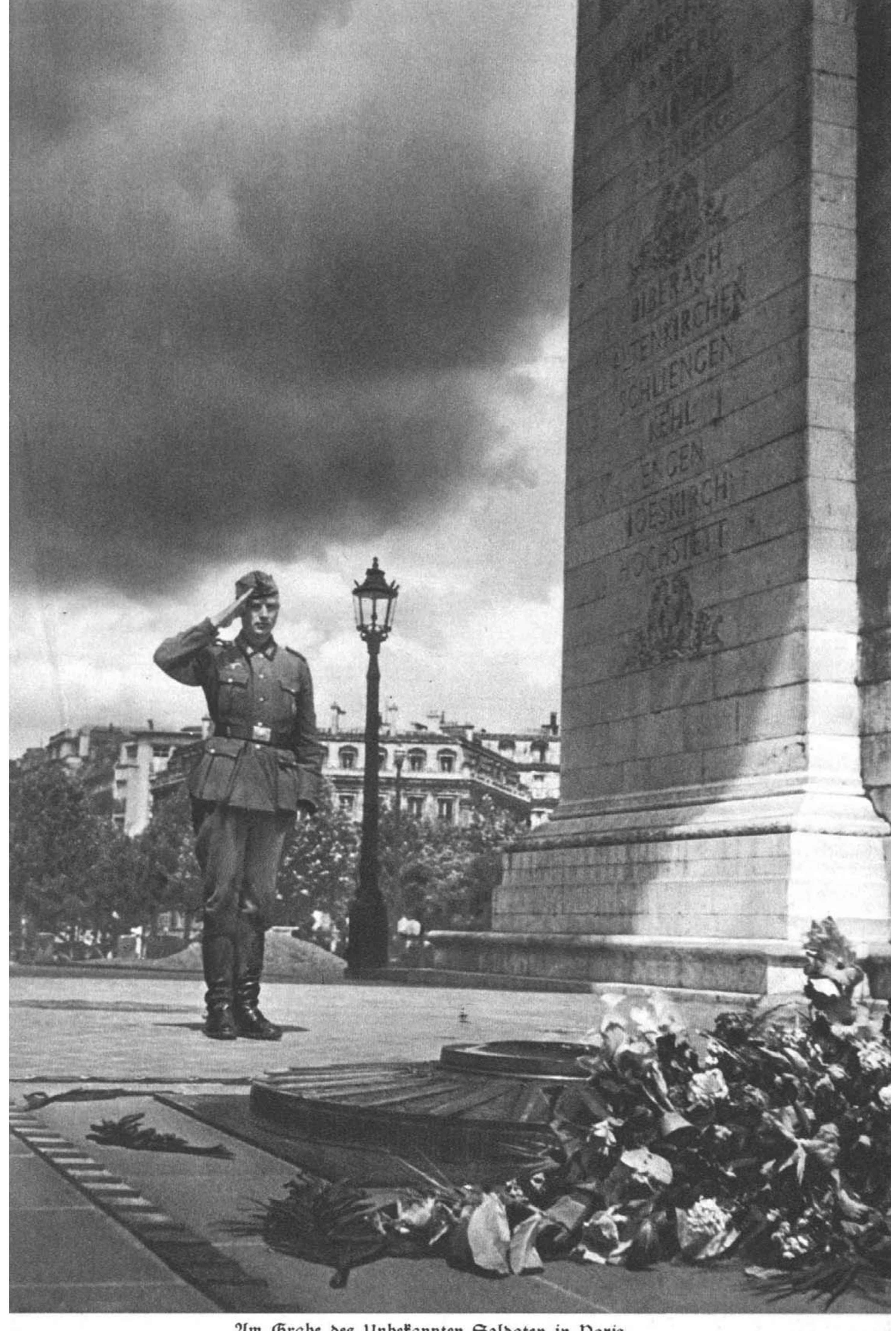
Am Ende einer kurzen Beratung der Franzosen in einem Nebengemach des Wagens werden die Deutschen in den Hauptraum gebeten. Generaloberst Keitel betritt ihn als erster, ihm folgen die anderen Herren. Gleichzeitig erscheinen von rechts auch die französischen Delegationsmitglieder. Eine zehn Minuten lange Aussprache findet noch statt. Dann erklären sich die Franzosen bereit zu unterzeichnen.

Um 18 Uhr 50 wird der Waffenstillstandsvertrag zwischen Deutschland und Frankreich unterzeichnet. Es ist ein Augenblick von seltener Größe. Stehend werden die Unterschriften geleistet. Die Franzosen beginnen damit. Vizeadmiral Leluc kann seine Bewegung nicht verbergen.

Nach der Unterzeichnung bittet Generaloberst Keitel die anwesenden Mitglieder der deutschen und französischen Waffenstillstandskommission, der beiderseitigen Gefallenen ehrend zu gedenken, die ihre Treue zum Vaterland mit dem Tode besiegelten. Eine Minute des Schweigens folgt. Dann verlassen die Franzosen den Verhandlungswagen, um sich nach Italien zu begeben, wo die Verhandlungen ebenfalls sofort aufgenommen werden sollen.

Mit der Unterzeichnung selbst schweigen die Waffen noch nicht. Der Vertrag tritt erst in Kraft, sobald die französische Regierung auch mit der italienischen ein Abkommen über die Einstellung der Feindseligkeiten getroffen hat. Sechs Stunden nach dem Empfang einer Mitteilung hierüber durch die italienische Regierung wird die Reichsregierung die Waffenruhe anordnen und die Franzosen durch Funkspruch davon verständigen.

Um 19 Uhr 06 meldet Generaloberst Keitel, Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, dem Führer, daß der Waffenstillstandsvertrag unterzeichnet ist.



Am Grabe des Unbekannten Soldaten in Paris

Der Gedenkstein im Walde von Compiègne

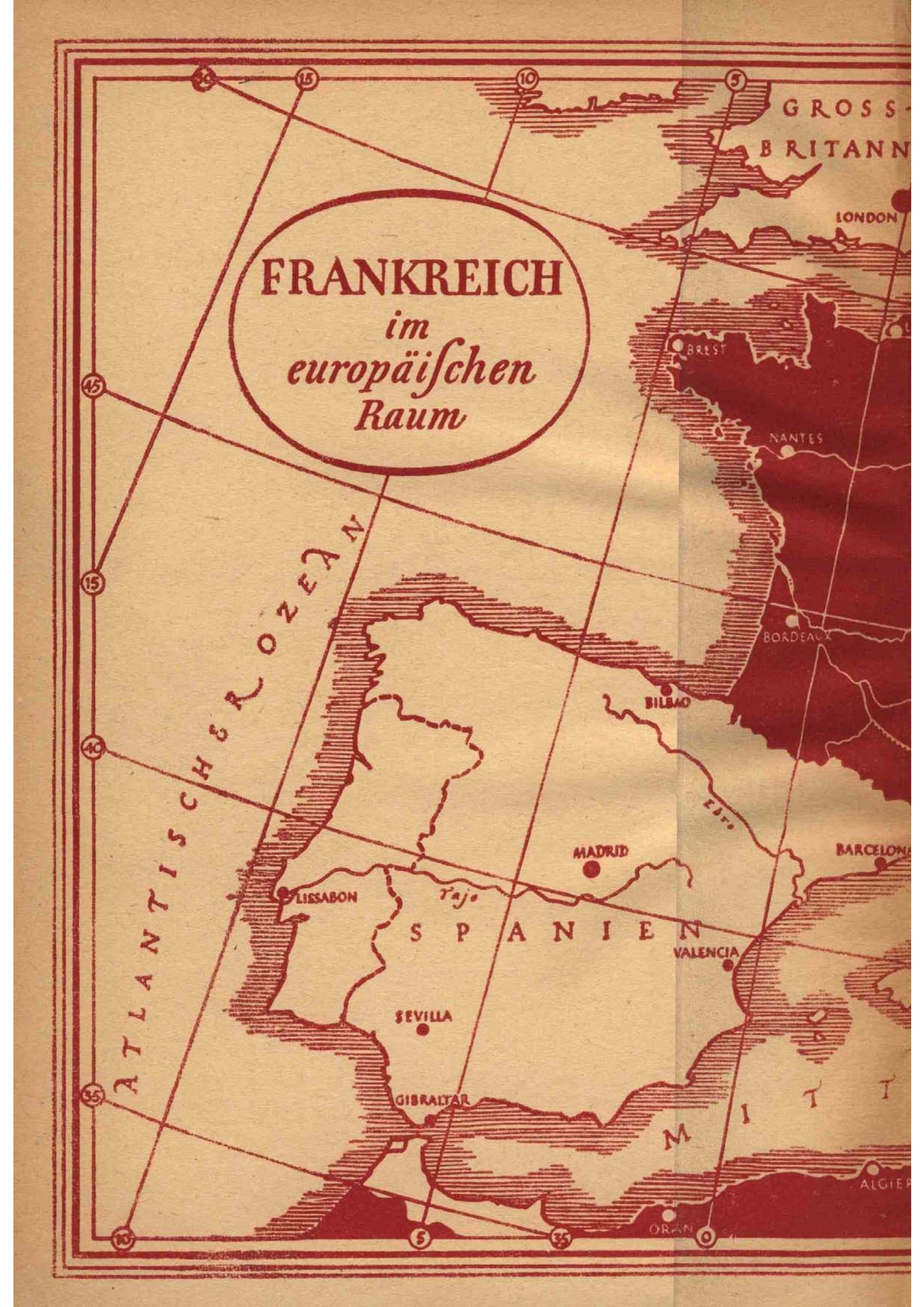
Der Führer verläßt den Verhandlungsort von Compiègne

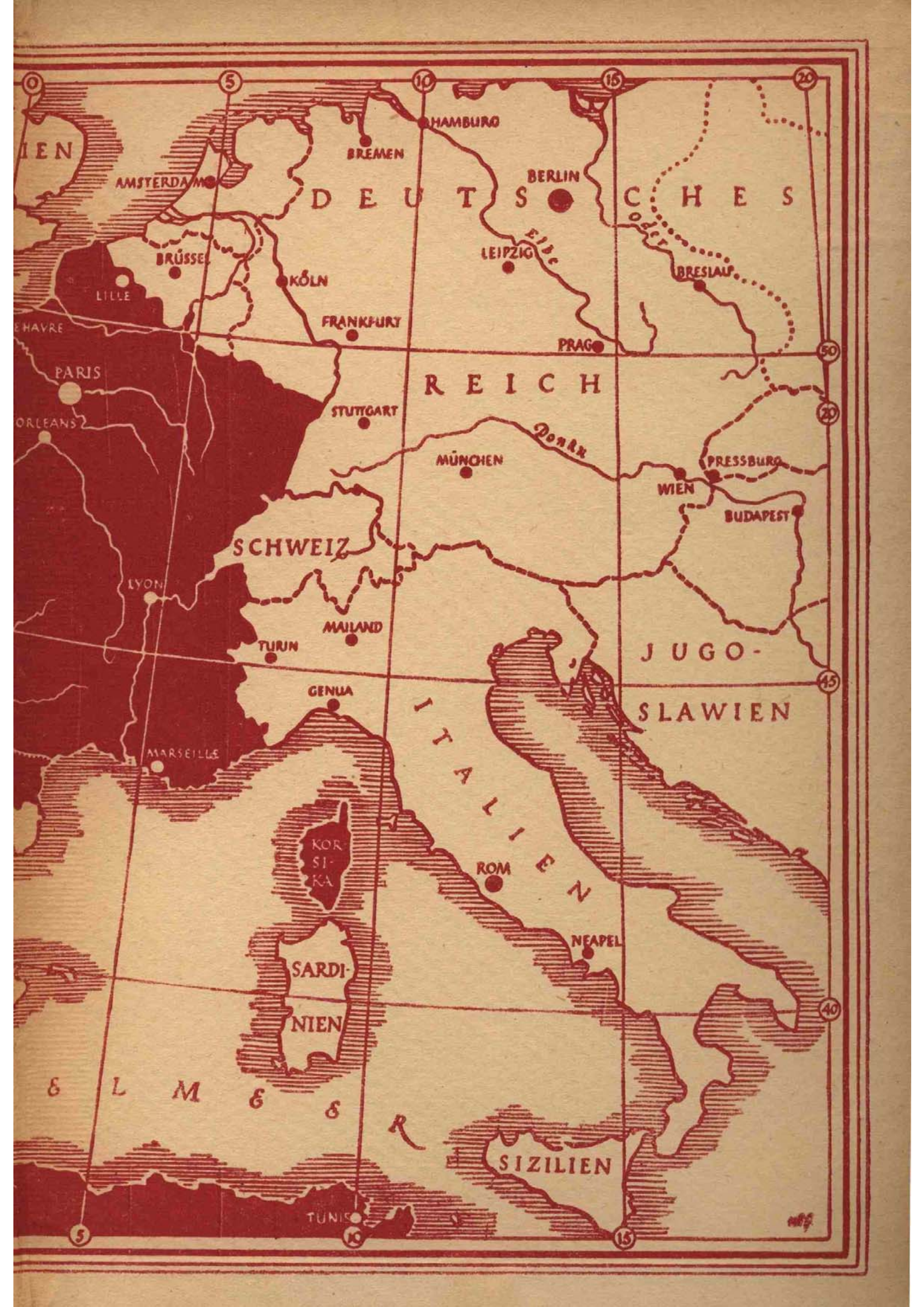
Inhaltsverzeichnis

Seite

Bilderverzeichnis

PK-Bilder wurden zur Verfügung gestellt von: Associated Preß (5), Atlantic (20), Hoffmann (13), Pressebildzentrale (9), Schaller (1), Scherl (8), Weltbild (2).


FRANKREICH
im
europäischen
Raum
GROSS-
BRITANN
LONDON
BREST
NANTES
BORDEAUX
BILBAO
Ebro
MADRID
BARCELONA
LISSABON
Tajo
SPANIEN
VALENCIA
SEVILLA
GIBRALTAR
ORAN
ALGIER
ATLANTISCHER OZEAN
MITT
20
15
10
5
45
15
40
35
10
5
35
0



IEN
HAMBURG
BREMEN
AMSTERDAM
BERLIN
DEUTSCHES
REICH
Oder
Elbe
LEIPZIG
BRÜSSEL
KÖLN
LILLE
BRESLAU
FRANKFURT
HAVRE
PRAG
PARIS
STUTTGART
ORLEANS
Donau
MÜNCHEN
PRESSBURG
WIEN
BUDAPEST
SCHWEIZ
LYON
MAILAND
TURIN
JUGO-
SLAWIEN
GENUA
ITALIEN
MARSEILLE
KOR-
SI-
KA
ROM
NEAPEL
SARDI-
NIEN
ELMEER
SIZILIEN
TUNIS

